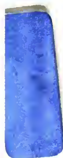

Berichte
Freies Deutsches Hochstift (Frankfurt am Main, Germany)





Berichte

des

Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt a. M.

Vierzehnter Band. Jahrgang 1898.

Berichte

des

Freien Deutschen Hochstiftes

in

Frankfurt am Main.

Herausgegeben

vom

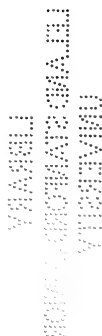
Akademischen Gesamt-Ausschuß.



Neue Folge. Vierzehnter Band.

Jahrgang 1898.

Frankfurt am Main.
Druck von Gebrüder Knauer.



Inhaltsverzeichnis.



I. Gesamtsitzungen mit Vorträgen.

1.

Zur Feier von Goethes Geburtstag.

Das Jahr 1897 in seiner Bedeutung für die dichterische Entwickelung Goethes.

Von Professor Dr. V. Valentin.

(29. August 1897).

Wenn man Goethes Briefe aus dem Jahre 1797 aufschlägt, so findet man, daß sein erster Brief, am 1. Januar, an Schiller gerichtet ist, und daß sein letzter Brief, am 30. Dezember, wiederum Schiller zum Adressaten hat. Es ist das ein Zufall: aber es ist doch nicht gänzlich Zufall: der Verlauf des Jahres berechtigt uns, 1797 als das Jahr zu bezeichnen, in dem der geistige Austausch der beiden großen Freunde auf einen Höhepunkt gestiegen war — nicht in dem Sinne, als ob von da an ein Herabsteigen stattgefunden hätte: es soll vielmehr bedeuten, daß in jenem Jahre zuerst die langsam gereifte Saat reichen Erntesegen gegeben hat. Hier erscheint zuerst in vollendeten Werken mit vollster Klarheit die Thatsache, daß der eine Meister den Einfluß des anderen freudig aufnimmt und ihn praktisch in seinen Kunstwerken verwertet, so daß uns aus ihnen das Doppelantlitz des Freundespaares höchst merkwürdig und eigenartig anschaut, falls es gelingt, die Züge jedes einzelnen herauszuerkennen. Es ist das nicht immer leicht — ihr Zusammenfließen ist ein zu vollendetes: vielleicht gerade deshalb, weil es erst ganz allmählich eingetreten ist. Gehören die beiden Dichter doch durch ihren Altersunterschied man möchte sagen zwei ganz verschiedenen Kunstepochen an.

Als Schiller in die Vollkraft seiner Jugenddichtung getreten war, als die „Räuber", „Fiesko", „Kabale und Liebe" den Sturm

und Drang zu verewigen schienen, da war der Dichter des „Götz von Berlichingen“ dem Jugendsturm schon längst entwachsen. Und während Schiller in ernster, stiller Arbeit mit sich rang, um eine sichere Richtschnur für ein künstlerisch geläutertes Schaffen zu gewinnen, da hatte der Dichter der „Iphigenie“ bereits gezeigt, zu welchem Adel der schönen Form ein edelster Gehalt seelischer Hoheit und sittlicher Reife gebracht werden könne. Als aber diese umgestaltete Iphigenie, als neben ihr Tasso und Egmont in die Welt hinaustraten, da blieben jene Stimmen, die dem Götz so laut zugejubelt hatten, diesen neuen Werken gegenüber still und stumm: Schillers hinreißende Schöpfungen herrschten in den Herzen der Menschen, und Goethe mußte all sein Weiterschreiten auf der Bahn der seelischen und der künstlerischen Vollkommenheit für verloren erachten. Es ist zu begreifen, daß sein Mißmut hierüber ihn in den nächsten Jahren nur wenig Dichterisches schaffen ließ, und daß dieser Mißmut sich auch gegen den wendete, dessen übermächtiger Einfluß seinen eigenen Bestrebungen hemmend und störend in den Weg trat.

Aber Schiller rastete nicht. Er vertiefte sich in die Geschichte, die ihm später die realistische Erfahrung der großen Welt ersetzen mußte; und nachdem er todesmatt die Lehrkanzel der Geschichte hatte verlassen müssen, drang er in die Philosophie ein, durch die er das Wesen des Kunstschaffens sich auf logischem Wege zu klären bemüht war: dies forschende und zugleich schaffende Studium führte den der Wonne des reinen Denkens so gerne sich ergebenden Dichter in raschem Fluge vorwärts. So mußte der Augenblick kommen, in dem der geistig gereifte jüngere Mann ebenbürtig neben den älteren treten durfte. Damit beginnt in Goethes Leben eine neue Epoche: es trat für ihn ein „neuer Frühling“ seines künstlerischen Schaffens ein.

Unsere Goethebiographen bemühen sich, Goethes Leben nach großen Gesichtspunkten zu gliedern — mit vollem Rechte, denn nur so läßt sich die Entwickelung eines so langen und nach allen Richtungen so reichen Lebens in seiner Mannigfaltigkeit und der sie dennoch beherrschenden Einheitlichkeit erfassen. Ich möchte einen Gesichtspunkt hinzufügen, der, wie mir scheint, in seiner Bedeutung für Goethes Entwickelung noch nicht als ein maßgebender erfaßt

worden ist. Er verdient es aber, und zwar um so mehr, als er nicht aus äußeren Verhältnissen, sondern aus des Dichters und des Menschen innerem Wesen genommen ist.

Es fällt in Goethes Jugend auf, mit welcher hingebenden Begeisterung er sich an andere, zum Teil Ältere anschließt, sobald er in ihnen etwas ahnt, was ihn fördern könnte, was er von ihnen zu lernen vermöchte. Wo dies etwas besonders Großes und Bedeutendes ist, läßt er sich selbst durch eine Behandlung nicht abschrecken, wie sie der kränkliche, übel gelaunte Herder in Straßburg dem jungen Menschen zu teil werden läßt, den er kaum glaubte ernst nehmen zu können. Wir sehen dann weiter, wie Goethe einen nach dem anderen nicht nur einholt, sondern überholt: sobald dies geschehen ist, ändert sich das Verhältnis. Je nach den Persönlichkeiten tritt ruhige, duldende Freundlichkeit ein, ohne daß ein weiterbildender Einfluß damit verbunden geblieben wäre, oder es findet ein langsames Zurückweichen statt, ja, wenn es notwendig war, auch ein entschiedener Bruch, wie bei Lavater und Herder: in jedem Falle jedoch erscheint uns Goethe als der einsam für sich allein Weiterschreitende. Als Goethe endlich zum Vollgefühle seiner Reife kam, sobald er sich den Weg seines künstlerischen Schaffens klar gemacht hatte, war dieses Aufschauen zu Höhergereiften naturgemäß überhaupt vorbei. Dieser Umschwung als bleibender Zustand war das Ergebnis von Goethes erster italienischer Reise. Besonders in Rom sammelte sich ein Kreis um ihn, in dessen Gedanken gar nicht die Möglichkeit aufkam, man könne mit Goethe anders als ehrfurchtsvoll aufschauend verkehren. Damit ist der Charakter des Verkehres mit Goethe für alle weitere Zeit festgestellt: er trifft für alle zu, die ihm noch neu entgegentreten, für alle bis auf einen: und dieser eine ist Schiller.

Es ist ein seltsames Schauspiel, wenn man beobachtet, wie Schiller von Goethe sich anfangs angezogen und abgestoßen fühlt, wie er zuweilen verzweifelt, dem großen Künstler an Genialität gleichzukommen, und wie dann wieder das stolze Gefühl der Ebenbürtigkeit erwacht und mit ihm das Gefühl der Kränkung, daß Goethe sich in unnahbarer Ferne von ihm hält. Dabei ist Schiller weit davon entfernt, auch nur den kleinsten Schritt zu thun, der

als das Werben um eine Gunst hätte gedeutet werden können. Er scheut sich vielmehr nicht, seiner künstlerischen Überzeugung auch da lauten Ausdruck zu verleihen, wo sie von der Auffassungsweise Goethes abweicht. In seiner Beurteilung des Egmont erkennt er des Dichters Größe bereitwillig an: aber der Schöpfer des Marquis Posa vermißt den historischen Zug im Grundproblem des Dramas: die lyrische Stimmung gewinnt mehr die Oberhand als der Dichter billigen konnte, der nach Darstellung großer, die Gesamtheit ergreifender Konflikte strebte. Und als endlich jenes berühmte Gespräch in Jena, das Goethe ausführlich erzählt, die beiden Männer einander näher brachte, da war es das überlegene absprechende Urteil Schillers, was Goethe zum Bewußtsein brachte, daß er hier einem ebenbürtigen, selbständigen Geiste gegenüberstände, dessen Weg zwar ein anderer sei, mit dem er sich aber im letzten Ziele zusammenfinden müsse. Wie nun Schiller den weiteren Schritt thut und Goethe zur Mitarbeit an den „Horen" auffordert, da sagt Goethe „mit Freuden und mit ganzem Herzen" zu: aus dem nächsten Briefe Schillers konnte er sofort erkennen, daß niemand sein künstlerisches Streben so begriffe wie Schiller. Damit beginnt jene einzig dastehende Zwischenepoche in Goethes Leben: zwischen die Zeit, in der er zu anderen aufschaut, ohne daß ein solches Ideal sich dauerhaft erwiesen hätte, und die Zeit, in der andere zu ihm aufschauen und der Gedanke der Ebenbürtigkeit von vornherein abseits bleibt, tritt die Zeit, in der ihm wirklich ein Ebenbürtiger gegenübersteht, einer, der gleichen Schrittes mit weitergeht und bei dem die Möglichkeit, ihn zu überholen, ebenso ausgeschlossen bleibt, wie die Möglichkeit, von ihm überholt zu werden. Aber diese Epoche ist an die Persönlichkeit Schillers gebunden: mit seinem frühen Tode geht sie dahin, und nichts auch nur entfernt Gleiches zeigt sich wieder in Goethes Leben.

Kaum ist Schiller mit Goethe in engeren Verkehr gekommen, so beginnen die Einwirkungen herüber und hinüber zu gehen. Zunächst ist es Schiller, von dem ein mächtiger Anstoß ausgeht, der Goethe wieder mehr zur Kunst zurückführt. „Sie haben mich wieder zum Dichter gemacht", schreibt ihm Goethe später. Aber auch im einzelnen ist es Schiller, der klärend und fördernd ein-

greift. Gleich die erste Zeit des Verkehres bringt Schillers Beurteilung des eben damals zum Drucke gehenden „Wilhelm Meister". Schiller hat bei seiner Beurteilung und bei seinen Änderungsvorschlägen stets das Ganze des Kunstwerkes im Auge: sein Einklang muß durch Förderung des Verständnisses des inneren Zusammenhanges geklärt werden. So dringt er auf genauere Motivierung, auf klarere Darlegung der nach Goethes eigentümlicher Vorliebe nur geheimnisvoll gemachten Andeutungen: in den meisten Fällen folgt Goethe seinen Winken. Schiller ist dabei für die Behandlungsweise des Freundes begeistert: er ist aber auch durchdrungen von der Berechtigung seiner eigenen Kunstrichtung. Ein gedeihliches Zusammenarbeiten beider Dichter erfordert volle Klärung der beiderseitigen Berechtigung, scharfe Trennung der Gebiete, wo jeder der Meister ist. Schiller giebt sie in seiner Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung": der realistische Dichter, den er dort schildert, ist Goethes Porträt. So war endlich ein direktes Zusammenarbeiten möglich geworden: es wird praktisch bei der Entstehung der Xenien 1796. Goethes mildere Natur wollte den scharfen Epigrammen freundlich wirkende kleinere Dichtungen hinzufügen: Schillers endgiltige Redaktion scheidet sie aus und läßt die von beiden Dichtern gemeinsam geformte Angriffskolonne mit rückhaltsloser Wucht gegen den gemeinsamen Feind, die allem Hohen und Edlen abgewandte Plattheit, vorstürmen. Der Angriff erfolgt mit vollster Wirkung in Schillers Musenalmanach, der den Namen des Jahres 1797 trägt.

Nun galt es aber einen weit größeren Sieg, als es durch scharfen Tadel fremder Schwächen geschehen konnte, dadurch zu erringen, daß die Freunde sich in unanfechtbarer Schöpfergröße zeigten. „Nach dem tollen Wagestück mit den Xenien müssen wir uns bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsere proteische Natur, zur Beschämung aller Gegner, in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln." Als Goethe dies im November 1796 an Schiller schrieb und damit das Programm ihrer nächsten Thätigkeit aufstellte, da waren beide schon an der Arbeit nach diesem Ziele: Schiller hatte nach der Läuterungszeit seiner historischen und philosophischen Studien, jenem Purgatorio, das in

der Wirkung dem Aufenthalte Goethes in Italien entspricht, endlich wieder ein großes dichterisches Werk in Angriff genommen: der „Wallenstein“ begann allmählich aus dem Wirrsal der schwankenden geschichtlichen Erscheinung zu klarerer Gestalt sich zu verdichten. Goethe aber war in eifrigster Schaffung seines herrlichen Werkes begriffen, von dem Schiller höchst bezeichnend sagte: „Es ist merkwürdig, wie rasch die Natur dieses Werk geboren und wie mannigfaltig und bedächtig die Kunst es ausgebildet hat.“ Es ist „Hermann und Dorothea“.

Wenn irgendwer, so ist Goethe der geborene epische Dichter, der in meisterhafter Entwickelung das seelische Leben des Menschen vor unseren Augen entfaltet, die äußeren Ereignisse diesem Ziele unterordnet und sie nur als Mittel für seinen Hauptzweck verwendet. Wenn irgendwer, so ist Schiller der geborene dramatische Dichter, der den Streit der großen Weltgeschicke in wohlgegliederten Massen zusammenzufassen und zu einem Ganzen zu gestalten versteht, das durch seinen innigen Zusammenhang mit dem seelischen Leben einzelner ihr Geschick an unser Herz fesselt und sie uns menschlich nahe bringt. Das freie, ungehemmte Nachgehen, mit dem die Erzählung den Ereignissen in Zeit und Raum folgt, die durch keinen äußeren Zwang gefesselte freie Phantasie des Hörers gestattet dem epischen Dichter in behaglicher Breite seinem Ziele zuzustreben. Die Beschränkung in der Zeitdauer der Dichtung, die Sichtbarkeit des Raumes und die Hörbarkeit der ihn erfüllenden Personen zwingt den dramatischen Dichter zu einer straffen Zusammenspannung seiner Handlung, in deren Fortgang es keinen Ruhepunkt geben kann. Schafft der epische Dichter in dramatischer Form, so wird ihm die Neigung bleiben, die Augenblicke seelischer Vertiefung hervorzuheben oder den Gang der seelischen Entwickelung in den Vordergrund zu stellen: so springt Goethe in der lebendig vorstürmenden Handlung in seinem „Götz von Berlichingen“ von Höhepunkt zu Höhepunkt des äußeren Geschehens, um nur da zu verweilen, wo ein heißeres Atmen des Seelenlebens das Herzblut des Menschen in heftigere Wallung bringt; so führt Goethe in „Iphigenie“, in „Tasso“, in der „natürlichen Tochter“ den einfachen Gang der Handlung auf dem wallenden und wogenden

Strome des reich bewegten, sich in die Breite und die Tiefe auslebenden, nachdenklichen Fühlens dahin. Aber die rechte Form für sein Schaffen findet er doch in der epischen Dichtung, vor allem in dem Roman. Aber seltsam! Als „Wilhelm Meister" fertig vor ihm lag, da genügte ihm das Werk nicht mehr recht: es solle ihm nicht wieder begegnen, daß er sich in Inhalt und Form vergreife. Die Schöpfung, die ihn zu diesem Urteil veranlaßte, und die allerdings mit ganz andrer Geschlossenheit der Form, mit ganz anders straff zusammengehaltenem Inhalt auftritt, war „Hermann und Dorothea". Hier hat Goethe einen ganz neuen Weg eingeschlagen. Es ist nicht die Verwendung der rhythmischen Form, die den Wesensunterschied dieser Dichtung von dem Romane bildete. Der entscheidende Punkt liegt vielmehr darin, daß die der dramatischen Form eigentümliche Straffheit der Komposition, die engbegrenzte Geschlossenheit des künstlerischen Aufbaues hier auf eine epische Dichtung übertragen ist: „Hermann und Dorothea" ist ein dramatisches Epos, das eine Gattung für sich bildet. Es ist einzig in seiner Art: Goethe selbst schuf kein zweites Exemplar dieser dichterischen Gattung.

Diese Eigenart der Dichtung ist den beiden Freunden nicht entgangen. Sie ist das bewußte Ergebnis ihrer gemeinschaftlichen Studien. Gerade damals war das Verhältnis des Epischen und des Dramatischen ein Gegenstand ihres ernstesten Nachdenkens. Es trifft zusammen mit dem Lesen der Poetik des Aristoteles, die Goethe damals nach dreißig Jahren zuerst wieder vornahm: er fand, daß er das Werk gerade zur rechten Stunde aufgeschlagen habe: ein Buch, sagt er, wird doch immer erst gefunden, wenn es verstanden wird. Schiller aber las damals dies Werk zum erstenmal und zwar in einer Übersetzung. Die Freunde studierten es gemeinsam: dies Werk mit seiner Betonung der Tragödie traf so recht in die Zeit, in der durch Schillers Einfluß auch bei Goethe das Interesse für das Dramatische in der Darstellung gewachsen war. So wird es für Goethe eine Bestätigung des Weges, den er in „Hermann und Dorothea" eingeschlagen hatte.

Die Handlung des Epos geht in geradlinig vorwärtsschreitender Zeitentwickelung: es findet kein „Retrogradieren", kein Zurückschreiten

der Handlung, statt, wie es sonst für das Epos charakteristisch ist. Zu dramatisch vorwärtseilendem Gange der Entwickelung drängt die innere Notwendigkeit des Gegenstandes: ohne sofortige Entscheidung ziehen die Vertriebenen weiter, und alles ist vorbei. So vollendet sich die Handlung, in kürzester Zeit, im Lauf eines halben Tages. Sie trägt das eigentümliche Gepräge, daß sie sich in zwei Stufen entwickelt: erst handelt es sich um Erlangung der Zustimmung des Vaters zur Wahl des Sohnes; auf Grund dieses neu gewonnenen Zustandes beginnt nun die zweite Handlung, die Gewinnung Dorotheas durch Hermann. Es ist dies keine Doppelhandlung, deren Zweiheit ein Fehler wäre. Die erste Stufe, die erklommen ist, hat ohne die zweite noch zu erklimmende keinen Wert, die zweite kann aber ohne die erste überhaupt nicht erstiegen werden, so daß in diesem notwendigen Zusammenhange die innere Einheit der Handlung gewahrt bleibt. Es ist, als ob die dramatische Entwickelung in ihrem rastlosen Aufwärtseilen doch einmal einen tiefen Atemzug thun müßte, um dann die sonnenbestrahlte Höhe des Berges, das Ziel der Dichtung, mit der Lösung des in ihr aufgestellten Problemes in neugekräftigtem Laufe zu erreichen. Echt dramatisch ist der Zug, daß gerade das, was zunächst als Hemmnis sich äußert, thatsächlich eine Förderung der Handlung wird, die nur durch dieses Mittel zu beschleunigtem Fortgange gebracht wird. Der ungerechte Tadel, mit dem der Vater den Sohn trifft, und gerade in dem Augenblicke trifft, wo die vom Vater gewünschte Neigung des Sohnes zur Ehe wirklich erwacht ist, eben dieser Tadel bringt den Sohn dazu, der Mutter die neukeimende Hoffnung und Furcht seines Herzens zu gestehen: nur so kann die Entscheidung des Vaters so rasch gewonnen werden, wie es die äußeren Umstände erheischen. Denn wird der heutige Tag nicht benutzt, so zieht das fremde Mädchen mit den Vertriebenen fort auf Nimmerwiedersehen. Echt dramatisch ist die Art, wie die Bedeutung des Ringes, den Dorothea am Finger trägt, vor Hermann verborgen gehalten wird. Der Pfarrer hat von dem Richter gehört, daß Dorotheas erster Verlobter gestorben sei. Wie Hermann die von der Erforschung des Mädchens zurückkehrenden Freunde bittet, in die Stadt zurückzufahren, damit er ohne sie selbst sein Schicksal erkunden könne, er-

wähnt er, es sei undenkbar, daß ein solches Mädchen noch keinen Freier gefunden habe, und ihm bliebe mit seinem Antrage wohl nur die Beschämung übrig. Da will ihn der Pfarrer durch Mitteilung der Thatsachen trösten. Aber der Dichter benutzt meisterhaft die Geschwätzigkeit des Apothekers, um diese Absicht zu vereiteln: hätte Hermann hier diese Nachricht erfahren, so wäre die ganze spätere Entwickelung, besonders Dorotheas Geständnis selbst, unmöglich geworden. Echt dramatisch ist aber auch, wie dieses Geständnis Dorotheas herbeigeführt wird. Hermann, durch den Verlobungsring, den er an Dorotheas Hand sieht, eingeschüchtert, hat seine wirkliche Absicht verhehlt. Davon weiß der Vater nichts, und er empfängt das Mädchen, das ihm sofort gefällt, mit gutmütigem Scherze. Aber dieser Scherz verletzt Dorothea: er enthüllt die leise Hoffnung, die sie im stillen als nicht unmöglich von sich nicht abgewiesen hatte, die aber, wenn sie als Absicht ihres Aufenthaltes im Hause offen dalag, eben diesen Aufenthalt ihr unmöglich machte. Und dieser Scherz ist es, der erst als Hemmnis auftritt und dann als hilfreichste Förderung sich erweist. Und nicht minder dramatisch, also zur Hervorkehrung der Hemmnisse anregend, ist der feine Gegensatz, den der Dichter zwischen Hermann und Dorothea aufstellt. Hermann ist der äußerlich sicher Wohnende: aber innerlich fehlt ihm der Halt; Dorothea ist die vom Hause Vertriebene, die äußerlich unsicher hinundherschwankt: aber durch ihr Schicksal ist ihr Charakter gefestigt, und sie entbehrt des inneren Haltes nicht. Damit ist zugleich das nach rascher Entwickelung drängende Problem der Dichtung gegeben, und nicht minder auch die Lösung des Problemes: das Weib findet an dem Manne den festen sozialen Halt, der ihr in dem menschlichen Verkehre den gerade für das Weib besonders notwendigen sicheren Boden ihres Daseins bietet — „denn ein wanderndes Mädchen ist immer von schwankendem Rufe"; der Mann erwirbt aber an dem Weibe den festen sittlichen Halt, der ihn befähigt, in der staatlichen Gemeinschaft nicht nur Sicherheit zu gewinnen, sondern auch Sicherheit zu gewähren: „Weiß ich durch dich nur versorgt das Haus und die liebenden Eltern, O, so stellt sich die Brust dem Feinde sicher entgegen!" Damit erlangt dieses Einzelereignis zugleich eine

symbolische Bedeutung: die ins Schwanken geratene sittliche und staatliche Welt findet die verlorene Sicherheit wieder, wenn durch die Gründung von Haus und Herd der feste Punkt gewonnen wird, von dem aus die Neubildung der Volks- und Staatsgemeinschaft ihren Ausgang nimmt.[1])

Derselbe Zug, das Epische in dramatischem Sinne zu behandeln, zeigt sich auch in den Balladen dieses Jahres. Beide Dichter pflegten 1797 diese Form der epischen Dichtung so eifrig, daß schon Schiller selbst von einem „Balladenjahre" sprach. Die älteren Balladen Goethes, wie „der Fischer", „der König in Thule", „der Erlkönig", aber auch seine späteren Dichtungen dieser Art, die „Ballade" vom vertriebenen Grafen, „der getreue Eckart", sind durchweg Stimmungsdichtungen: das äußere Geschehen ist das lockere Gerüste, das für die überall hervorquellende Empfindung einen manchmal nur schwanken Halt bietet. In den Dichtungen dieses Jahres dagegen, in dem „Zauberlehrling", dem „Schatzgräber", der „Braut von Korinth", dem „Gott und der Bajadere", ist der in festem und unaufhaltsamen Zuge vorwärtsschreitende Gang der Entwickelung der Thatsache das anscheinend wichtigste künstlerische Ziel der Dichtung: die Anregung unseres Mitgefühles wirkt um so mächtiger, als der Künstler nicht bei seiner Darstellung behaglich verweilt, sondern es uns überläßt, bei dem Herausarbeiten unseres Mitfühlens selbst mitthätig zu sein. Dazu kommt noch der entscheidende Punkt, der die epische Erzählung erst zur Ballade macht. Bürger ist es gewesen, der diesen Punkt zuerst mit genialem Blicke herausgestellt hat. Eine epische Erzählung kann nur dann den Anspruch erheben, als Ballade zu gelten, wenn durch den äußeren Gang der Ereignisse eine Wendung veranlaßt wird, die dem menschlichen Fühlen die Möglichkeit sittlichen Handelns verleiht. Wenn der Dichter uns nur erzählte, wie mit Gefahr seines Lebens der Bauer den Zöllner mit Weib und Kind rettet, so wäre das an sich schon eine ergreifende Erzählung. Wenn aber der Bauer, den auf die Rettung von dem Grafen aus-

[1]) Eine eingehende Darlegung dieser Verhältnisse ist in des Verfassers Ausgabe von „Hermann und Dorothea" („Deutsche Schulausgaben von Schiller und Valentin" No. 23 S. 1—19) gegeben.

gesetzten Preis ausschlägt und ihn dem unglücklichen Zöllner zukommen läßt, so ist es erst diese Wendung, die der Handlung ihren tieferen Charakter verleiht: durch sie wird die epische Erzählung zur Ballade. Schiller hat in jenem Jahre mit besonderer Vorliebe die Erkenntnis des göttlichen Waltens durch die Menschen zum Angelpunkte dieser Wendung gemacht: was sonst als Zufall gedeutet wird, stellt sich bei ihm als die vom Menschen staunend und verehrend erkannte göttliche Fügung, als das Walten einer sittlichen Weltordnung dar: im „Ring des Polykrates“, im „Gang zum Eisenhammer“, in den „Kranichen des Ibykus“. Aber Schiller war seiner Natur nach in Gefahr, diese Gedankenseite, das ideale Element, zu viel, die Seite des thatsächlichen Geschehens, das reale Element, zu wenig zu betonen. Da ist es nun Goethe, der den Freund auf den rechten Weg zurückführt. Es sind jetzt gerade hundert Jahre, daß Goethe wieder einmal in Frankfurt war: er verweilte hier vom 3. bis zum 25. August 1797. Es ist der Aufenthalt, bei dem er zum ersten Male nicht in seinem Geburtshause einkehrte: er wohnte im goldenen Brunnen auf dem Roßmarkt, wohin seine Mutter nach dem Verkaufe des Hauses gezogen war; es ist das letzte Mal, daß er überhaupt seine Mutter sah: in den nächsten elf Jahren kam Goethe nicht wieder nach Frankfurt. Von hier aus nun schrieb Goethe am 22. August jenen schönen Brief, aus dem wir erfahren, wie er dem Freunde seinen Rat spendete. Wenn jetzt Ibykus zu Anfang des Gedichtes die Kraniche begrüßt, wenn er erwähnt, daß sie schon auf der See seine Begleiter waren, so sind das Züge, die Schiller auf Goethes Rat hier aufgenommen hat. Goethe wünscht, daß die Kraniche, die die Mörder im Theater erblicken, nicht dieselben Individuen wären, die Ibykus vorher gesehen hat: dies wäre ein Wunder gewesen. Aber gerade das, was Zufall für die gewöhnliche Auffassung ist, daß andere Kraniche vorüberfliegen und daß die Mörder, durch die zur Rache drängende Kraft der sittlichen Weltordnung, durch die göttliche Fügung dahin gebracht werden, hier die Kraniche des Ibykus zu erkennen und den verräterischen Ausruf zu thun —, gerade dies scheinbar Zufällige ist viel mehr als ein Wunder: es ist die Offenbarung der die Welt schließlich dennoch beherrschenden sittlichen Macht.

Mit dieser Hinneigung zur Betonung des dramatischen Charakters einer Dichtung ist ein anderer künstlerischer Zug aufs engste verbunden. In jedem Kunstwerk ist der Lebensnerv, mit dessen Erhaltung und Kräftigung es steht, mit dessen Durchschneidung es fällt, die es zu einem Ganzen gestaltende Einheitlichkeit. In keinem dichterischen Kunstwerke jedoch ist dieser Lebensnerv leichter verletzlich als in dem Drama. Das ist ganz natürlich. Bei dem Drama ist schon durch den äußeren Zwang der Darstellung ein zeitlicher und damit auch ein äußerer wirklicher Abschluß geboten. Dieser Abschluß wird aber nicht nur durch Stimmungen und Gedanken, sondern durch Handlungen herbeigeführt: sie sind es, die das einzelne Geschehen, an das sich in der Wirklichkeit immer wieder ein anderes in ununterbrechbarer Reihenfolge anschließt, zu einem für sich selbst stehenden, in sich fertigen Erlebnis ausgestalten. Wenn sich daher Goethe in dieser Zeit des vorwiegenden dramatischen Gestaltens seiner epischen Dichtungen einer Dichtung in dramatischer Form selbst zuwandte, so war es notwendig, daß er gerade hier um so mehr den Grundzug der dramatischen Form, den Zug der Einheitlichkeit der Handlung, hervorkehrte. Diese Notwendigkeit kam jetzt einem dramatischen Werke zu gute, dem, bei aller sonstigen Herrlichkeit und Größe der Dichtung, doch gerade dieser Wesenszug des Dramas bis dahin fehlte: es ist der „Faust".

Für die Beurteilung des Goethischen „Faust" ist das Schlagwort der „doppelten Dichtung" ausgegeben worden. Wird dies dahin verstanden, wie es denn in der That vielfach geschieht, als ob Goethe an seine jugendliche Dichtung späterhin eine Fortsetzung angeschweißt hätte, die sich mit dem Anfang nicht vertrüge, die zu diesem in grellem Widerspruch stünde, so beruht diese Auffassung auf einer gänzlichen Verkennung des Wesens von Goethes Schaffen: sie thut dem Dichter Unrecht, indem sie ihm zutraut, er habe das Werk, das er schließlich nur das „Hauptwerk" nennt, trotzdem er es abgeschlossen hatte, dennoch mit dem schlimmsten Makel zurücklassen können, der einem Kunstwerk anhaften kann, dem Mangel der Einheitlichkeit. Sie thut aber auch dem Denker und Kritiker Goethe bitteres Unrecht: sie traut ihm zu, das nicht gemerkt zu haben, was angeblich so klar vor jedermanns Auge läge und, was

nicht zu sehen, nur einem geistig Blinden möglich sei. Wohl aber ist der Ausdruck „doppelte Dichtung" durchaus gerechtfertigt, wenn man die Dichtung, wie sie bis 1797 vorlag, als die eine Dichtung bezeichnet, und die Dichtung, wie sie infolge der großen Umwandlung im Jahre 1797 neu entstanden ist, als die andre Dichtung bezeichnet: diese umfaßt aber das ganze Werk, den umgearbeiteten und mit dem größten Geschick in den neuen, gewaltigen Gang eingereihten Anfang mit inbegriffen. Und in der That! Das sind wirklich zwei durchaus verschiedene Dichtungen, nicht sowohl im Wortlaut oder in der Szenenfolge, was auch mehrfach eintritt, als vielmehr in dem Umstand, daß die erste Dichtung uferlos dahinströmte und eben deshalb in ihrem Laufe stocken mußte, während in der zweiten Dichtung das wohlgefügte Ufer gefunden ist: so zieht der Strom fest und sicher seines Weges dahin und findet deshalb auch das Ende, dessen Erreichung für die erste Dichtung aus künstlerischen Gründen unmöglich war.

Bekanntlich ist der historische Faust Gegenstand einer Legende geworden, die im Sinne des 16. und des 17. Jahrhunderts, ja selbst noch des Anfanges des 18. Jahrhunderts, den lehrhaften Charakter beibehielt, der sie hatte entstehen lassen. Doktor Faust verpfändet seine Seele dem Teufel um den Preis der Zaubermacht und der durch sie ermöglichten Gewinnung höchster Genüsse auf Erden. Dadurch ist der dichtenden Phantasie die Erzählung einer großen Reihe von einzelnen Abenteuern gewährleistet — kein Wunder, daß sich die Dichtung den dankbaren Stoff nicht entgehen ließ. Zudem war sie durch das Ende in ihrem moralischen Standpunkt durchaus gesichert. Mochten die Abenteuer bringen, was sie wollten, es wurde schließlich dadurch gerechtfertigt, daß den Sünder der Teufel holte. Je verlockender die Abenteuer selbst erschienen, um so abschreckender wirkte dagegen das Ende Fausts. Aber die Zeiten änderten sich. „Das 18. Jahrhundert hatte neben der Hoffnung, die Erlösung durch den Glauben zu erringen, in immer weitere Kreise die Erwartung getragen, das Heil könne durch ein von theologischer Führung unabhängiges Erkennen erworben werden: das Individuum dachte immer weniger daran, seine Eigenart als etwas Sündhaftes und ebendarum zu Unterdrückendes zu betrachten,

und gewann immer mehr die Überzeugung der Berechtigung seines Daseins, so daß es in gigantischem Ungestüm bereit war, es selbst der göttlichen Übergewalt gegenüber mit einem mächtigen „Ich will" aufrecht zu erhalten." [2]) Die Übertragung dieses Gefühls auf eine Persönlichkeit des 16. Jahrhunderts führte nun den Dichter dazu, seinen Helden das Mittel, das ursprünglich nur zur Gewinnung erhöhter Lust unter Aufgebung des Seligwerdens der Seele dienen sollte, nämlich die Magie, jetzt zur Gewinnung einer höheren Erkenntnis verwenden zu lassen. Dieser Plan muß scheitern: das Ergebnis kann nur Verzweiflung und das ewige Verderben des Menschen sein. Allein das 18. Jahrhundert bringt auch das Gefühl der Humanität zur Geltung: jeder Mensch als solcher hat das Recht, in seiner Weise eben so gut zu existieren, wie jeder andere in seiner Weise. So darf das Streben nach Erkenntnis nicht in seiner Berechtigung bestritten werden — warum also soll ein Träger dieses Strebens zu Grunde gehen?

Vor zehn Jahren ist nun die früheste Fassung der Faustdichtung Goethes, der „Urfaust", in der Abschrift des Fräuleins von Göchhausen wiedergefunden und veröffentlicht worden. [3]) In dieser Fassung stehen jene beiden Elemente unverbunden nebeneinander: einerseits das titanische Aufbegehren gegen die der Erkenntnis gesetzte Schranke und der Versuch, sie mit Hilfe der Magie zu durchbrechen; und andrerseits der Beginn jener Abenteuerreihe, die Faust unter der Führung des Mephistopheles unternimmt. Unter seinem Geleite kommt Faust in Auerbachs Keller: aber Faust ist es selbst, der den Studenten den Streich spielt: es ist die erste Äußerung seiner Lust an der Zaubermacht. Dann kommt als zweites Abenteuer die Gretchentragödie. Fragt man sich, wie danach die Dichtung hätte weiter gehen müssen, so ist die einzige Möglichkeit die, an diese Abenteuer weitere Abenteuer zu reihen, bis die Entscheidung kam, ob Fausts Seele dem Teufel verfallen

[2]) Vgl. „Erläuterung zu Goethes Faust" S. 5 („Deutsche Schulausgaben von Schiller und Valentin" No. 25/26).

[3]) Goethes Faust in ursprünglicher Gestalt nach der Göchhausenschen Abschrift herausgegeben von Erich Schmidt (Weimar, H. Böhlau: Dritter Abdruck mit sehr erweiterter Einleitung 1894).

sollte oder gerettet würde. Von einem Hinweis auf ein solches Ziel oder gar auf den Weg, wie dieses Ziel hätte erreicht werden können, findet sich nicht die leiseste Andeutung. Der Dichter war sich über die Lösung dieser schwierigsten Frage nicht klar. Fehlte aber der Weg zu dieser Lösung, so konnte jedes Abenteuer nur den Wert und die Bedeutung haben, die es durch die ihm selbst innewohnende dichterische Kraft, ohne Rücksicht auf seine Bedeutung in der Gesamtdichtung, zu gewinnen vermochte. Nun war Goethe nach dem derben Studentenspaß zu dem Motiv der denkbar ergreifendsten bürgerlichen Tragödie gekommen, die er, von der überwältigenden Kraft seines Genius erfaßt, nicht wie ein Abenteuer, sondern wie eine selbständige Dichtung durchführte. Für die Fortsetzung der Abenteuer bot ihm die Sage manches dankbare Motiv: so die Verbindung Fausts mit Helena. Aber welches Abenteuer hätte sich anreihen können, um durch die ihm innewohnende dichterische Kraft neben die Gretchentragödie zu treten, es sei denn, daß ihm eine Bedeutung für die Erlangung des endlichen Zieles zugekommen wäre? Aber gerade der Weg dahin fehlte dem Dichter: statt nun aufs Geratewohl Abenteuer an Abenteuer zu fügen, ohne mit jedem seinem Ziele näher zu kommen, gab der Dichter sein Werk lieber auf. Gerade dieses Liegenlassen des Anfanges ist ein glänzender Beweis dafür, wie lebendig in dem Dichter das Gefühl für die Einheitlichkeit des Kunstwerkes war. Da er diese nicht erreichen konnte, so verzichtete er lieber auf die Fortsetzung des in jugendlichem Feuer unternommenen Werkes, als daß er, ohne den klaren Blick auf den Abschluß, die Reihe der Einzelabenteuer weiter ausgesponnen hätte.

Es ist nun höchst bedeutungsvoll, daß Schiller gleich in seinen ersten Briefen an Goethe 1794 den Mahnruf erhebt, der Künstler möge das Fragment, wie es 1789 umgearbeitet, aber im wesentlichen doch noch Fragment, erschienen war, vollenden: er nennt es mit Anspielung auf den sogenannten belvederischen Herkules den Torso des Herkules und giebt damit kurz und treffend in herrlichem Bilde seine Meinung von dem künstlerischen Werte des Fragmentes kund. Goethe aber war damals noch von anderen Gebilden umschwebt, die des Heraustretens in abgerundeter Gestaltung warteten, und der Faust blieb liegen.

Da erhält Schiller durch einen am 22. Juni 1797 geschriebenen Brief die überraschende Nachricht, daß Goethe, der sich eben zur Reise rüstete, sich entschlossen habe, an den Faust zu gehen: er löst auf, was schon gedruckt ist, er disponiert es mit dem, was schon fertig oder erfunden ist, in große Massen und ist mit sich ziemlich einig. Er wünscht, daß Schiller, der als wahrer Prophet ihm seine dichterischen Träume erzählt und deutet, ihm die Forderungen mitteilt, die er an das Ganze machen würde. Damit ist der neue Gesichtspunkt gegeben, unter den Goethe jetzt, da er sich an die Weiterführung macht, die Dichtung stellt: nur wenn sie ein Ganzes werden kann, nur dann kann er überhaupt an die Wiederaufnahme denken. Und Schiller weist darauf hin, daß die Fabel der Dichtung ins Formlose gehen muß — er meint, die Reihe von Abenteuern, für deren Begrenzung sachlich kein Grund vorhanden ist. Die Natur des Gegenstandes verlangt nach ihm eine philosophische Behandlung: die Einbildungskraft wird sich zum Dienst einer Vernunftidee, eines Gedankens, bequemen müssen. Wie ein solcher nicht die Quelle, wohl aber der Leitfaden für die Entwickelung einer Dichtung werden könne, hatte Goethe eben erst unter eifrigster Mitarbeit Schillers an seinem „Wilhelm Meister" erfahren, und der „Wilhelm Meister" ist es denn auch, der Goethe den richtigen Leitfaden in die Hand giebt: es ist das Aufsteigen eines von ernstem Streben erfüllten Menschen nach einem hohen Ziele, aber so — und damit nimmt dem Denker der Dichter den Faden ab —, daß dieser Mensch eine Reihe von Erlebnissen durchzumachen hat, deren jedes ihn seinem Ziel ein Stück näher bringt. Aus der zusammenhanglosen Reihe von Abenteuern, die in der Sage nur den Zweck haben, Faust die Lust an der Zaubermacht büßen zu lassen, muß eine Reihe von Erlebnissen werden, die alle Schritt für Schritt zu einem vorgesteckten Ziele hinleiten. Um dieses zu schaffen, stellt der Dichter jetzt seinen Faust hin als den Gegenstand eines Wettkampfes, den der Teufel mit Gott selbst um die Seele Fausts ausfechten will. Die geniale Neuschöpfung des Dichters liegt nun aber darin, daß Gott als Mittel, um Faust auf den rechten Weg zu bringen, den Teufel selbst benutzt: der Teufel muß, um seinen Zweck zu erreichen, Faust ins thätige

Leben führen: er hofft, ihn da um so sicherer auf seine Bahn zu leiten und seine Seele für sich zu gewinnen. Ohne es zu wollen, reizt er aber dadurch Faust zur Selbstthätigkeit: sobald diese erwacht ist, wird Faust von dem unbewußt in ihm wirkenden guten Drange den rechten Weg geführt. Zuerst zwar gelingt es Mephistopheles, Faust nach und nach in seinen Kreis zu ziehen. Dann rafft sich Faust auf, des Mephistopheles Einfluß schwindet, und der gute Drang, der Faust, gegen Wunsch und Willen des Mephistopheles, auf den rechten Weg geführt hat, trägt den Sieg davon.

So ist die Umgestaltung des Faustfragmentes zu der neuen Faustdichtung, deren Ausführung sich bis zum Lebensschluß des Dichters hinzieht, ein Ergebnis des Jahres 1797, in dem sich alle die Elemente dazu allmählich zusammengefunden haben: der belebende und erfrischende Einfluß Schillers, das Hindrängen zu dramatischer Gestaltung selbst epischer Dichtungen, das bewußte künstlerische Hinstreben auf Gewinnung der Einheitlichkeit des dramatischen Kunstwerkes. In dem geistigen Prozeß, den Goethe damals in sich erlebte, spielt Schiller eine große Rolle: die That selbst gehört natürlich Goethen an, dessen dichterische Größe keinen Abtrag erleidet, wenn ihre Förderung durch den Freund erfolgt. Das wußte niemand besser als Schiller selbst. In einem Brief an Professor Meyer sagt Schiller 1797 von „Hermann und Dorothea“: „Sein episches Gedicht haben Sie gelesen; Sie werden gestehen, daß es der Gipfel seiner und unserer ganzen neueren Kunst ist.“ Gerade die wunderbare Kunst, mit der Goethe den Stoff dieses Gedichtes zu einer Einheit gestaltet hatte, wird vorbildlich für Schiller bei seiner Arbeit an Wallenstein und giebt ihm Kraft und Mut für sein Wagnis. Die Art aber des künstlerischen Schaffens Goethes hat Schiller rückhaltslos als etwas ihm nicht in gleichem Maße Eigenes bewundert. Wenn Goethe schafft, so ist es, als ob die organisierende Lebenskraft von ihm aus auf den toten Stoff überginge, so daß dieser zu eigenem, selbständigem Wachstum gelangt und nach dem großen, in allem Naturgeschaffenen lebendig wirkenden Weltrhythmus sich selbst seine Gestaltung sucht. Schiller ist sich dagegen in höherem Maße der Gesetze bewußt, die in dem Kunstwerk die schöpferische Kraft nach einem klar

erkannten Ziele hinlenken und sie in den Dienst des menschlichen Willens stellen, wie er durch die Macht des Denkens zu einer sittlichen Potenz geläutert worden ist. Die Einwirkung Schillers auf Goethe nach dieser Richtung hin spricht sich zuerst im Jahre 1797 in dem vollendeten Schaffen edelster Werke aus: sie ist bis zu Goethes Ende lebendig geblieben, ohne seine ihm ursprünglich eigene Schaffungsweise überall zu verdrängen. So stellt sich das Jahr 1797 in dem Entwickelungsgang von Goethes Art zu dichten als ein höchst bedeutungsvolles dar. Da Schiller hierbei so wesentlich in Betracht kommt, so ist es gerade in Erinnerung an diese Jahrhundertzeit heute sicherlich berechtigt, wenn wir zur Feier von Goethes Geburtstag neben Goethes Büste die Büste Schillers gestellt haben: gehen sie doch gerade durch ihr Zusammenwirken Hand in Hand der Dauer durch alle die Jahrhunderte entgegen, in denen Deutsche sich freuen werden, zwei solche Männer zu besitzen!







Bernardinis Deckengemälde im Thurn- und Taxisschen Palais
zu Frankfurt a. M.

Illustrationen

zu dem Vortrag „Die Standbilder Schillers“

von Dr. Julius Ziehen.



Statue des Schiller-Denkmals in Wien.

In Erzguß ausgeführt
nach dem Modell von Professor Johannes Schilling.



Schiller-Standbild in Hannover.
Modelliert vom Bildhauer W. Engelhard.



Schiller-Standbild in München.

Modelliert von Professor Max Widnmann.



Goethe-Schiller-Gruppe in Weimar.

Modelliert von Ernst Rietschel, in Erz gegossen von Ferdinand v. Miller.

Nr. 5.





Statue des Schiller-Denkmals in Hamburg.
Modelliert von Julius Lippelt.



Schiller-Büste von Dannecker.

I. Gesamtsitzungen mit Vorträgen.

2.

Zur Feier von Schillers Geburtstag.

Die Standbilder Schillers.[1])

Von Dr. Julius Ziehen.

(13. November 1897).

Als vor zwei Jahren auf Anregung König Wilhelms II. von Württemberg der Marbacher Schillerverein zum Landesverein erweitert wurde, da hat in einem Festvortrage in Tübingen der schwäbische Schillerforscher Ernst Müller die Geschichte der deutschen Schillerverehrung zum Gegenstand einer anziehenden Behandlung[2]) gemacht. Das Thema ist von der allergrößten Bedeutung: ein gutes Stück unserer modernen Kulturentwickelung mit ihren politischen, religiösen und litterarischen Kämpfen zieht aus Anlaß des einen Gegenstandes an unserem Auge vorüber, eine Fülle der Erscheinungen, so groß, daß nur in bescheidenen Andeutungen auf all ihre Einzelheiten hingewiesen werden könnte. Aber lassen Sie uns anknüpfen an den glücklichen Gedanken des württembergischen Gelehrten, indem wir aus der umfassenden Geschichte der deutschen

[1]) Der Vortrag liegt hier nicht ganz in dem Wortlaute vor, in dem er gehalten wurde: manches ist weiter ausgesponnen, auch gelegentlich umständlicher dargelegt, als es die viva vox des Vortrags erlauben würde. Durch die Zufügung von Anmerkungen hofft der Verfasser der Schillerforschung einige Materialien herzurichten.

[2]) Dr. Ernst Müller, Geschichte der deutschen Schillerverehrung. Vortrag, gehalten am 30. Jan. 1896 im Tübinger Zweigverein des Schwäbischen Schillervereins. Tübingen 1896. H. Laupp's Verlag.

*

Schillerverehrung ein besonderes Kapitel herausgreifen und näher auszugestalten suchen;[3]) und zwar soll es, um der festlichen Aufgabe unserer Zusammenkunft zu entsprechen, ein freundliches Bild aus der Geschichte von Schillers Fortleben im Kreise seines Volkes sein: lassen Sie uns die Standbilder Schillers von Erz und Stein betrachten, die die Nachwelt an den verschiedensten Orten der deutschen Kulturländer dem Dichter errichtet hat, und damit Schiller in den Mittelpunkt einer kunstgeschichtlichen und kunsttheoretischen Betrachtung stellen, die uns beim Anblick der Schillerdenkmäler eine Art von Anleitung zu ihrem vollen Verständnis und zu ihrer richtigen Würdigung geben soll.

Wir sehen dabei ab von den sehr zahlreichen Schillermonumenten, die auf die Büste des Dichters beschränkt sind, und ziehen nur die Denkmäler mit voller Figur in den Kreis unserer Besprechung hinein. Es sind wohl Stimmen laut geworden, die die Beschränkung auf die Büste geradezu als ästhetisches Gesetz für alle Denkmäler von Denkern oder Dichtern haben aufstellen wollen; mit besonders scharfsinnig gewählten Worten hat das angesichts der Wiener Konkurrenz im Jahre 1875 ein österreichischer Kunstkritiker einmal gethan:[4]) ihm erscheint der Körper bei Dichtern und Denkern als etwas Gleichgiltiges. Er hebt hervor, daß oft genug ja gerade das Haupt sehr auf Kosten des Leibes sich entwickelt hat — wozu also, so argumentiert der Anonymus, wozu das Gesamtbild mit seinen Gebrechen geben, anstatt sich auf das Bild des Körperteiles zu beschränken, der doch bei dem Gefeierten einzig und allein in Frage kommt? Es steckt gewiß ein wahrer Kern in diesen Ausführungen, und doch: immer und immer wieder wird, in den Fällen auch der ungünstigsten Art, unser natürliches Gefühl die Gesamterscheinung verlangen, und ich möchte fast sagen, in unseren Tagen, wo die biographische Wissenschaft als Sonderwissenschaft so bedeutsam zu werden beginnt, da müssen wir erst

[3]) Eine zusammenfassende Vorarbeit über den Gegenstand ist mir nicht bekannt; einzelne wertvolle Andeutungen sind in Ernst Müllers oben genannter Schrift zu finden.

[4]) Kunstchronik 1870, S. 177 f., mit Gegenbemerkung der Redaktion S. 178 Anmerk.

recht dieses natürliche Gefühl durch die Forderung unterstützen, daß uns das Bild des Mannes, den wir verehren, vollständig, in wahrheitsgetreuer Wiedergabe der Erscheinung vorgeführt werde: noch zu wiederholten Malen werde ich im Laufe unserer Betrachtungen auf diese Forderung der Wahrheit zurückkommen — ich glaube übrigens nicht, daß bei irgend einem der zahlreichen Büstendenkmäler Schillers die hier zurückgewiesene ästhetische Forderung praktisch maßgebend gewesen ist.

Gewinnen wir zunächst einen kurzen Überblick über die Entstehung der wichtigsten Schillerstandbilder. Schon bald nach Schillers Tode taucht der Gedanke an ein Standbild für den Dichter in Marbach auf, um kurze Zeit nachher durch den Plan einer besonderen Stiftung für die Familie Schiller verdrängt zu werden.[5]) In der trüben Zeit von 1815 bis 1830 vegetiert der Gedanke weiter fort und gelangt schließlich nach siebenjährigem Zuwarten des Künstlers durch die Ausstellung von Thorwaldsens Stuttgarter Schillerstatue zur Ausführung.[6])

Es folgt eine Zeit, wo man die Schillerdenkmäler als Wahrzeichen vaterländischer Gesinnung in unseren Städten aufzustellen pflegte: ein Grund zugleich, weshalb eben die Schillerdenkmäler auch zahlreicher sind als die Goethes. Das große Schillerjahr von 1859 — ein Merkstein auch unserer politischen Geschichte — wirft seine Schatten voraus: 1857 erfüllt Weimar[7]) in großartiger Weise seine Ehrenpflicht, reiht den Statuen Herders und Wielands das Standbild seiner beiden größten Bewohner an. Für die Schillerfeiern des Jahres 1859 werden an vielen Orten Denkmäler aus leichtem Material für den Augenblick von Künstlerhand geschaffen,

[5]) Man vergleiche die Broschüre: „Schillers Feier. Seinen Manen durch seinen Geist. Mit einem Bericht vom Fortgange des Planes, dem verewigten Schiller ein Denkmahl der Nazional-Dankbarkeit zu stiften. Gotha in der Becker'schen Buchhandlung 1806.“ Für die Geschichte des Marbacher Denkmalplans ist zu verweisen auf die Schrift von Alois Egger: „Schiller in Marbach. Zum Besten der Schillerdenkmäler in Wien und Marbach.“ Wien 1868.

[6]) S. „Schiller's Album. Eigenthum des Denkmals Schiller's in Stuttgart. Mit einem Stahlstich und Faksimile. Gedruckt in der Offizin der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1837.“

[7]) Vgl. Andreas Oppermann, Ernst Rietschel I², S. 227 ff.

und mehr als eines davon — so unser Frankfurter Schiller[8]) — wird dann in Erz oder Marmor der Nachwelt erhalten. In den Jahren 1862, 63 und 64 kamen diese Pläne des Schillerjahres in rascher Aufeinanderfolge zur Ausführung: Mannheim, Mainz, München, Frankfurt, Hannover und Hamburg erhielten alle damals ihr Schillerstandbild. In Berlin und Wien zog sich die Denkmalsangelegenheit länger hin: Berlin enthüllte im Jahre 1871 das Begasische Denkmal — die Feier hat leider zu viel Spott, nur zum Teil ungerechtfertigtem, Anlaß gegeben;[9]) erst fünf Jahre später wurde Schillings Denkmal in Wien enthüllt. Die Hauptkonkurrenz für das dortige Standbild hatte im Jahre 1871 stattgefunden und trotz der kriegerischen Zeitläufte sehr starker Beteiligung von seiten der Künstler sich erfreut. Auch die Enthüllung hatte ihr eigentümlich bedeutsames Gepräge: war doch die Wiener Feier nach den ernsten Ereignissen des Jahres 1866 zugleich eine Kundgebung Österreichs im Sinne seines Festhaltens an dem gesamtdeutschen Kulturleben.[10]) Von Schillers engerer Heimat, wo das erste Standbild enthüllt wurde, sind endlich die beiden Denkmäler zu erwähnen, die für unseren heutigen Standpunkt die letzten sind: Marbach erhielt im Jahre 1876 ein Denkmal von Ernst Raus glücklich schaffender Künstlerhand;[11])

[8]) Näheres darüber findet sich in dem „Gedenk-Buch zu Friedrich von Schiller's 100jähriger Geburtsfeier, begangen in Frankfurt am Main den 10. November 1859. Eine Festgabe herausgegeben unter freundlicher Mitwirkung der betheiligten Körperschaften. Mit 16 Tafeln, den Festzug darstellend, gezeichnet von J. L. Klimsch. Nebst Ansicht des Schiller-Denkmals und des Transparent-Gebäudes. Frankfurt a. M. Verlag von Heinrich Keller 1859". Der Urheber der Statue, von deren Aufstellung auf dem festlich geschmückten Römerberg die erste Tafel eine Vorstellung giebt, Joh. Dielmann, war ein Schüler Zwergers, dann Schwanthalers.

[9]) S. den stark satirisch-humoristisch gefärbten Bericht in der Leipz. Ill. Zeitung vom Jahre 1871, Bd. 57, S. 415 ff, dem ein Bild des Festplatzes beigegeben ist.

[10]) Für die Geschichte der Wiener Konkurrenz ist außer zahlreichen Artikeln der Zeitschrift für bildende Kunst und der Kunstchronik zu vergleichen: „Das Schiller-Denkmal in Wien. Bericht des Comités zum 10. Nov. 1876. Mit 1 Abbildung. Wien 1876. Alfr. Hölder".

[11]) Vgl. Aug. Wintterlin, Württemb. Künstler in Lebensbildern. Stuttgart 1895, S. 459. Eine Nachbildung des Rau'schen Werkes steht im Lincoln-

zuletzt enthüllt wurde das Ludwigsburger Denkmal, eine Arbeit Hofers, deren Skizze schon im Jahre 1850 entstanden war. Der Künstler hatte sie der Stadt Marbach als dem Geburtsort seiner Mutter als Geschenk angeboten: obwohl die Gabe abgelehnt wurde, führte Hofer das Werk in der Monumentalgröße aus und schenkte es im Jahre 1883 seiner eigenen Geburtsstadt Ludwigsburg.[12])

Es wäre nun ein eintöniges und wenig fruchtbares Verfahren, wollten wir diese Denkmäler eines nach dem anderen in der Reihenfolge ihrer Entstehung betrachten, jedem ein paar Worte widmend und ihm dann zu gunsten des zeitlich nächstfolgenden Lebewohl sagend: solche Behandlungsweise bringt gar zu leicht den Nachteil mit sich, daß schon bei No. 5 die Sehnsucht nach No. 12 erwacht. Fassen wir statt dessen lieber die künstlerische Aufgabe ins Auge und stellen für jede einzelne Seite dieser künstlerischen Aufgabe die Lösungen vergleichend nebeneinander, die die verschiedenen Künstler für sie gefunden haben. Es darf dabei ja wohl die Kenntnis mehrerer von den Schillerstandbildern vorausgesetzt werden, im übrigen muß der Anschauung der freilich unvollkommene Abbildungsapparat zu Hilfe kommen, der diesem Vortrage beigegeben werden kann.

Doch erstaunen Sie nicht, hochverehrte Anwesende, wenn ich vorab der Platzfrage noch einige Worte widme: „Statue und Ort" bilden ein Kapitel, das in der Praxis des Kunstlebens wie in den kunstgeschichtlichen Darstellungen nur allzuoft unterschätzt wird, und doch will ein Denkmal durchaus beurteilt sein mit Rücksicht auf die Art seiner Aufstellung, den Charakter seiner Umgebung und alles das, was nur eine künstliche Isolierung in Atelier oder Museum als mitbestimmenden Faktor von ihm fern halten kann.

Wo steht unser Frankfurter Schiller? Sie wissen, ein provisorisches Projekt hat ihm den Römerberg zum Standort gegeben, die endgiltige Ausführung aber den Schillerplatz geschaffen: wo steht unser Schiller? Theodor Creizenach hat seiner Zeit in einem

Park zu Chicago; vgl. „Chicago's Schiller-Denkmal. Erinnerungsblatt zur Enthüllungsfeier. Unter den Auspizien des Denkmal-Comite's. Redigiert von Carl Härting. Herausgegeben von Theodor Garbrecht".

[12]) S. Wintterlin a. a. O. S. 341.

launigen Gedicht ausgeführt: „am Ende der Zeil“ — und auch das Warum dazu gegeben; aber wenn wir's offen aussprechen:[13]) unsere Zeil hat keinen Abschluß, im Gegenteil links ausweichend vom Schillerplatze setzt sie in kräftigem Straßenprospekte nach dem Roßmarkt zu sich weiter fort, und so steht unser Schiller abseits, man darf sagen vereinsamt und in recht heterogener Umgebung: zwischen — Hauptwache und — Alemannia. Die verhältnismäßig geringe Wirkung des Kunstwerks ist ganz und gar durch die Ungunst der Aufstellung veranlaßt, und so kann uns ein heimatliches Beispiel lehren, wie sehr wir recht daran thun, auch anderswo zuerst nach dem Platz des Schillermonumentes zu fragen.

Ein natürliches Gefühl hat an vielen Orten der Schillerstatue den Platz vor dem Theater angewiesen: in Mannheim, Berlin, Weimar und Stuttgart steht der Verfasser des Wallenstein vor der Schaubühne, die er als moralische Anstalt theoretisch betrachtet und praktisch bewährt hat. Schon im Jahre 1841 hatte Rietschel für eine der Eingangsnischen des alten, später abgebrannten Dresdener Hoftheaters eine Sitzstatue Schillers geschaffen,[14]) die demselben Bedürfnis entsprungen war. In der That, der Dichter steht auf einem Schauplatz seiner bedeutendsten Wirkung bis auf unsere Zeit hinab, wenn man ihm im Bannkreis der Bühne sein Denkmal errichtet. Auch einen äußeren Vorteil hat diese Aufstellung: sie sichert dem Standbilde einen architektonisch bedeutsamen, in ruhig klaren Formen aufgebauten Hintergrund.

Sieht man, wie natürlich, von lokalen Sonderverhältnissen ab, so dürfte neben dem Theater schwerlich ein anderer Schauplatz unseres städtischen Lebens gleichen Anspruch auf innere Beziehung zu Schillers Standbild erheben können. Hannover hat

[13]) Creizenachs Gedicht ist abgedruckt in der in Anmerkung 7 näher bezeichneten Festschrift, S. 76. Gelobt ist die Wahl des Platzes auch in einem dem Frankfurter Denkmal gewidmeten Artikel der Leipz. Illustr. Zeitg. vom 7. Nov. Bd. 41, S. 340f.

[14]) Das Modell der beim Theaterbrande wohl mit zerstörten Sitzstatue Schillers ebenso wie der Goethes befindet sich im Dresdener Rietschelmuseum, s. S. 355 No. 163 des Katalogs bei Oppermann. Eine Statue des sitzenden Schiller steht übrigens seit 1855 in einem Privatgarten zu Loschwitz bei Dresden.

das Denkmal des Dichters vor der Schule aufgestellt — Schiller ist oft genug als Sonderdichter gerade für die Jugend gefeiert worden, um dort am Platze zu erscheinen; wie dem aber sein mag, sobald die innere Beziehung zwischen Umgebung und Monument fehlt, dann hat meines Erachtens jedenfalls das künstlerische Empfinden Berücksichtigung zu finden, das Herausheben des Denkmals aus dieser seiner Umgebung als unerläßliche Voraussetzung für eine wahre Wirkung des Werkes betrachtet: eine bescheidene Baumpflanzung wird in den meisten Fällen genügen, um diese Heraushebung zu bewerkstelligen. Eigenartig in der Anlage ist die Aufstellung des Marbacher Denkmals, das von der Schillerhöhe herab — als eine Art deutschen Nationaldenkmals, wenigstens nach Absicht seiner Stifter — hinab in die Weite schaut.

Was außer der Umgebung noch über die Platzfrage zu sagen wäre, gilt für alle Denkmäler, einerlei wen oder was sie darstellen. Man soll sie zur Sonne in die richtige Lage bringen, damit die künstlerische Wirkung nicht durch schlechte Beleuchtung beeinträchtigt wird. Auch der Chronist der Schillerdenkmäler hat von Vernachlässigung dieses Gebotes zu reden: hat doch gerade eine der schönsten Schillerstatuen schwer darunter gelitten, daß sie, auf ewiges Reflexlicht beschränkt, mit dem Rücken der Sonne zugewendet gestanden hat.

Doch genug von der Platzfrage: wohl dem Künstler, der, von einsichtigen Behörden unterstützt, sein Werk auch würdig zur Wirkung gelangen sieht. Fassen wir aber nunmehr ausschließlich seine eigene Thätigkeit ins Auge: wie ist uns Schiller in dem Standbild vorgeführt, welche Umgebung ist dem Dichter innerhalb des Denkmales selbst gegeben? Im Mittelpunkt der künstlerischen Aufgabe steht natürlich das Bild des Dichters selbst — im Mittelpunkt auch der Schwierigkeit nach; denn nur scheinbar leicht erfüllbar ist die Anforderung, die die Gestaltung der Dichterfigur an den bildenden Künstler stellt; „alles, so urteilt meist die oberflächlichere Betrachtung, ist ja gegeben, die Körperform, die Tracht, die Züge des Antlitzes, die Art der Körperhaltung; wie wenig bleibt dem bildenden Künstler zu thun übrig?" Wir werden demgegenüber bei näherer Betrachtung der einzelnen Darstellungselemente nur zu

bald sehen, wie unendlich groß die Schwierigkeiten sind, so groß, daß wir schier jenen antiken Bildhauer für beneidenswert zu halten versucht sind, der frei nach Herzenslust und ohne einschränkende Überlieferung der Wirklichkeit das Bild Homers, das er vor seinem inneren Auge sah, in Erz oder Marmor bilden durfte. Für die künstlerischen Darsteller unserer Dichter, die durch so viele bildliche und litterarische Urkunden gebunden sind, beginnen die Schwierigkeiten frühe, schon bei den Äußerlichkeiten, vor allem bei der Tracht.

Ich laufe Gefahr, allbekannte Dinge nochmals zu erörtern, wenn ich für Schillers Standbilder die Trachtfrage hier berühre; aber sie hat ja gerade auf diesem Stoffgebiete, wie Sie wissen, eine besondere kunstgeschichtliche Bedeutung gewonnen. Rauch soll für Weimar im Auftrage des Königs Ludwig und des Großherzogs Alexander das Doppelstandbild der Dichterheroen schaffen; wie in anderen Fällen, so besteht er auch hier auf der Anwendung eines Idealkostüms, will dem Vorgange seines Schülers Rietschel, der kurz zuvor den Braunschweiger Lessing im Zeitkostüm geschaffen hatte, nicht Folge leisten. An diesem Widerstande Rauchs — daneben freilich auch an Fragen äußerer Art — scheiterte der Auftrag: nur zwei Skizzen zeigen uns heute, wie der Berliner Meister der künstlerischen Aufgabe gerecht geworden wäre. Rietschel, der den Weimarer Auftrag mit Rauchs Zustimmung übernahm, wünschte der einen dieser beiden Skizzen in einem Briefe an Rauch die Ausführung, die auch Rauch eine Zeitlang auf eigene Faust plante: ich glaube, die Nachwelt thut gut, sich diesem Wunsche nicht anzuschließen. Zur Zeit der Streitfrage, im Jahre 1857, lag nur Thorwaldsens Schiller vor, ein inbezug auf die Tracht jedenfalls sehr unglückliches Werk, bei dem man nicht einmal von einer künstlerisch wirksamen Drapierung des Mantels reden kann: freilich Rauch, der besser drapierte, hat pseudorömische Senatoren aus den beiden Dichtern gemacht.[15])

[15]) Rauchs Entwürfe zur Goethe-Schillergruppe sind abgebildet bei Zarncke, Goetheporträts Taf. XI., No. 8 und 9; vgl. S. 90f. des Textes. Die Briefstelle s. bei Oppermann a. a. O. S. 230. Eine kurze Darstellung der Frage giebt auch Fr. Pecht, Deutsche Künstler des 19. Jahrhunderts (1877) I, S. 112f., wo freilich die Kostümfrage in ganz anderem Sinne als hier behandelt ist.

Rietschel hat dann das Zeitkostüm auch für Schiller, wir dürfen sagen, zum Siege geführt — sogar unter erschwerten Umständen, da ein Idealkostüm die Gruppenbildung ihm sicher erleichtert hätte. Die Einzelfiguren der späteren Schillerdenkmäler knüpfen daher begreiflicher Weise um so bereitwilliger an den Vorgang des Dresdener Meisters an und geben den Dichter schlechtweg in dem Kostüm, in dem er auch auf Erden gewandelt ist. Sie sehen Lippelts, Raus und Schillings[16]) Figur in dieser Zeittracht, den kurzen Kniehosen und dem langen Rocke vor sich — gewiß kein plastisches Kostüm, wenn auch nicht gerade der giftige Feind künstlerischer Wirkung, den die Übertreibung aus ihm hat machen wollen, aber innerlich gerechtfertigt, weil es eben der Wirklichkeit entsprechend ist, und dabei immerhin in seinen Einzelheiten gefügig genug, um in den Einzelheiten kleine Abweichungen von der schneidergemäßen Richtigkeit zu gunsten der Schönheit zu gestatten.

Der Mantel aber hat, wenn irgendwo, so auf diesem Stoffgebiet der Porträtplastik auch späteren Versuchen recht sehr geschadet: Scholls Mainzer Schiller[17]) erduldet geradezu Kostümkontorsionen; Engelhards Statue in Hannover[18]) läßt uns den Mantel nur als unbequeme Last für seinen Träger empfinden und ein an sich so frisch aufgefaßtes Bild des Dichters, wie Hofers Ludwigsburger Statue[19]), hat zum Oberteil das Bild Schillers, zum Unterteil ein fatal gespreiztes Spezimen von antikisierender Mantelfigur. Etwas glücklicher ist die Lösung bei Max Widnmann,[20]) der sonst, z. B. bei seinem Goethe in München, zuweilen arg fehlgegriffen hat; aber

[16]) Abgebildet sind die drei Statuen in Holzschnitten der Leipz. Ill. Zeitg., deren Wirkung freilich naturgemäß zum Teil durch den früheren Stand der Holzschnitttechnik beeinträchtigt ist: Das Hamburger Denkmal Bd. 38, No. 312 und 316; Raus Werk Bd. 66, S. 385; Schillings Wiener Schiller Bd. 67, S. 466. (S. Abbild. No. 1.)

[17]) Abgebildet a. a. O., Bd 38, S. 196.

[18]) Abgebildet a. a. O., Bd. 40, S. 365. (S. Abbild. No. 2.)

[19]) Lichtdruckbild im Verlag der Kunstanstalt von Lautz & Isenbeck zu Darmstadt, No. 3586.

[20]) Abgebildet Leipz. Illustr. Zeitg., Bd. 40, S. 364, daneben natürlich wie sämtliche Schillerstandbilder in mehreren photographischen Reproduktionen vorhanden, die hier im einzelnen nicht aufgezählt werden können. (S. Abbild. No. 3.)

auch da ist der unselige Mantel unter dem linken Arme wie mit Nadeln angesteckt, und selbst bei dem Begasischen Schiller,[21]) der im Modell übrigens des Mantels ganz entbehrte, merkt man, trotz der meisterhaften Ausführung, doch immer noch zu sehr die dekorative Absicht und kann sich der dadurch veranlaßten Verstimmung nicht ganz entziehen — wozu sich als weiteres, Unbehagen erregendes Moment das Greifen der einen Hand in den erhobenen Mantelteil gesellt, das immer Unnatur und falsche Theaterpose bleiben wird, so oft und so geschickt es auch in unserer Porträtplastik durchgeführt worden ist. —

In welchem Lebensalter sollen uns die Schillerstandbilder den Dichter vorführen? Man soll Denkmalfiguren nicht auf Jahr und Tag nach ihrem Lebensalter fragen: in vielen Fällen — ich erinnere an die Denkmäler Kaiser Wilhelms I. — schafft ein richtiger Takt der bildenden Künstler eine Art von idealem Kompromißlebensalter, in dem verschiedene Entwickelungspunkte aus dem Leben des Gefeierten sich zusammenschließen. Nur im Sinne einer annähernden Angabe dürfen wir also auch bei Schillers Standbildern die Altersfrage stellen.

Mannheim, „die erste Zeugin seines Ruhmes“, wie die Inschrift mit gerechtem Stolze verkündet, hatte wohl Anlaß, den jugendlichen Schiller zu begehren, und Cauers Schöpfung[22]) entspricht dieser Forderung im Grunde sehr wohl. Im umgekehrten Sinne war natürlich Rietschel durch die Zusammenstellung der beiden Dichter als Freundespaares an Schillers späteres Lebensalter gebunden — für diesen kein Nachteil, während Goethes Erscheinung unter der chronologischen Wahrheitsliebe des Künstlers ohne Zweifel zu

[21]) Begas' Schillerdenkmal ist abgebildet in der Zeitschrift für bildende Kunst, Bd. I., zu einem sehr lobend gehaltenen Text von Alfred Woltmann, S. 14—18. Gute Abbildungen auf photographischer Grundlage finden sich in A. G. Meyers Begasbiographie, die im Jahre 1897 als 20. Band der Knackfuß'schen Künstlermonographie im Verlag von Velhagen & Klasing erschienen ist, Abbild. 9—14, Text S. 34 ff. — Das im Texte erwähnte Hineingreifen in den halb erhobenen Mantelsaum findet sich bekanntlich auch bei Pechts im Stich weitverbreitetem Schillerbildnis, nicht gerade zur Freude des Beschauers.

[22]) Abgebildet Leipz. Illustr. Zeitg., Bd. 39, S. 377.

leiden hatte: sie hat das oft getadelte, allzu behäbig geheimrätliche Aussehen gewonnen.

Der Schiller aber, den wir — abgesehen von diesen Sonderverhältnissen — für unsere Denkmäler fordern, ist gewiß der gereifte Mann aus der Mitte oder vom Ende der 90er Jahre — denn in ihm erst ist beschlossen, was alles bei dem Namen Schiller vor unser geistiges Auge tritt: so herrlich also an sich die jugendschöne Figur von Schillings Meisterhand ist, sie giebt uns doch nicht ganz, was wir verlangen. Mit liebenswürdiger Einseitigkeit schmeichelt sie uns ein Bild des Dichters vor Augen, das in dieser Frische und Fülle überhaupt nie bestanden hat, jedenfalls aber mit der Zeit von Schillers Vollendung wenig gemeinsam hat. Die meisten der sonst noch in Betracht kommenden Schillerdenkmäler neigen mit Recht der Wahl eines höheren Lebensalters für den Dichter zu.

Es würde mich natürlich an dieser Stelle zu weit führen und außerdem eines ganz besonderen Veranschaulichungsapparates bedürfen, wollte ich die Frage der Porträtbildung auch für die Gesichtszüge Schillers hier eingehender behandeln. Die an dunklen Punkten — ich erinnere nur an Scheffauers angebliches Schillerrelief [23]) — so reiche Ikonographie Schillers ist ein wissenschaftlicher Gegenstand für sich, für den wir leider ein Gegenstück zu Rollets und Zarnckes Arbeiten über die Goethebildnisse noch immer entbehren müssen. Die beiden Büsten, die Schillers Jugendfreund Dannecker, der Schöpfer unserer Ariadne, von Schiller geschaffen hat, sind von den Schöpfern unserer Schillerdenkmäler immer zu Grunde gelegt und mannigfach variiert worden, teils mit Hilfe anderer Porträte, die uns von Schiller überliefert sind, teils und gewiß ebensosehr in dem Bedürfnis, manches unschöne Element in den Formen des Schillerischen Gesichtes dem Auge annehmbarer zu machen. In dieser letzteren Hinsicht ist viel gesündigt worden, und es wäre von manchem Schillerantlitz zu melden, das mit Schillers Zügen nur recht entfernte Ähnlichkeit hat.

Doch wenden wir uns zur Betrachtung der Figur des Dichters unter dem Hauptgesichtspunkte, dem des Motivs, in dem er uns

[23]) S. Wintterlin a. a. O. S. 83 f.

vorgeführt wird, der Art, in der seine Individualität zum Ausdruck gekommen ist. Beim Standbild des Dichters kommt dieser Gesichtspunkt eigentlich fast noch mehr in Betracht als die Züge des Antlitzes, die der Beschauer doch in der Regel nicht in ihren Einzelheiten voll aufzufassen und auf sich wirken zu lassen vermag.

Es würde ja den Ausdrucksmitteln der Bildkunst gewiß am meisten entsprechen, wenn der Dichter in einem klaren, ruhigen, der plastischen Wiedergabe fähigen Handlungsmotiv dargestellt werden könnte. Unser Soemmering hat prüfend den elektrischen Apparat zur Hand genommen, der ihm seine Ausbildung verdankt — das ist ein unmittelbar verständliches Motiv, ebenso wie es etwa den Minnesänger des Mittelalters klar und deutlich bezeichnen würde, wenn wir ihm die Laute in die Hand geben, zu der er seine Lieder sang. Was aber thun wir mit Schiller, um ihn seinem Wirken und seinem Wesen nach zu bezeichnen?

Bei der Wiener Konkurrenz wurde von einem Wiener Künstler ein sonderbarer, gezeichneter Entwurf eingeliefert: nur als Verfasser des Liedes an die Freude war Schiller aufgefaßt. Begeistert hob er den Becher empor, den ihm die zur Seite knieende Hebe kredenzt hat[24]) — die Komposition ist seiner Zeit als frisch und lebendig gerühmt worden. Ich würde sie trotz der nach Sachsen verirrten Hebe gerne gelten lassen, wenn sie nicht den Dichter allzu einseitig auffaßte, so ganz nur auf den rührend ernsten Moment seines Lebens beschränkte, wo er, schier untergehend in der Not des Daseins, den Hymnus auf die Freude singt. Handlung also bringt die Wiener Skizze, aber eine Handlung, die doch in Schillers Leben nur den Wert einer Episode hat.

Nicht volle Handlung, aber eine Art von Handlung ist es doch und jedenfalls eine bedeutsame, in die Rietschel mit seinem berühmten Weimarer Standbild die Persönlichkeit des Dichters hineinversetzt. (S. Abbild. No. 4.) Der Meister selbst hat einmal gegenüber den zahlreichen Bedenken, die gegen das Symbolische des Kranzes in seinem Werke geäußert worden sind, auf den ersten Eindruck des natürlichen Gefühles hingewiesen, das an dem Motiv

---

[24]) Vgl. Kunstchronik 1871 S. 81.

so ganz und gar nicht Anstoß nimmt. Gewiß, wer lange klügelt, kann schließlich die ästhetische Polizeifrage stellen, wieso der Kranz in die Hand des älteren Freundes gekommen ist; aber wer sich unbefangen dem Kunstwerk hingiebt, der bleibt verschont von solchen Schwierigkeiten: menschlich wahr, geschichtlich zutreffend und künstlerisch sehr fein empfunden tritt ihm das Verhältnis der beiden Gewaltigen aus Rietschels Werk entgegen.

Nicht nur die Gemeinsamkeit des Lorbeerkranzes läßt uns dem Rietschelischen Denkmal den Schiller Widnmanns anreihen: auch innerlich sind die beiden Gestalten, die Weimarer und die zu München, einander verwandt. Widnmanns Schiller hält in der gesenkten Rechten den Lorbeerkranz, die Linke ist mit einem Gestus, den man verschieden ausdeuten kann, auf die Brust gelegt: nur das begeisterte Aufwärtsblicken der mit ruhiger Festigkeit dastehenden Gestalt kündet den Dichter und kühnen Denker an, eine Art von priesterlicher Hoheit beherrscht die ganze Auffassung des Standbildes. Auch in ihm ist, wenn auch auf andere Weise, zum Ausdruck gebracht, was so unzählige Male dem Schiller Rietschels nachgerühmt worden ist: man sieht, wie weit in wesenlosem Scheine hinter diesem Manne alles Gemeine und alles Niedrige liegen muß.

Aber vergessen wir über der Vergleichung der beiden Werke nicht das, was sie grundsätzlich von einander trennt. Wir müssen gegenüber Widnmanns Werke fragen: genügt das alles, um uns Schiller vor Auge zu führen? Bei Rietschel war Handlung, gemeinsame mit Goethe sogar, um uns die Auffassung noch zu erleichtern. Aber wenn wir auf dem Sockel der Münchener Statue nicht den Namen Schiller läsen oder die Züge seines Antlitzes wiederfänden, würden wir diesen Schiller überhaupt als solchen erkennen. Haben wir in ihm das Bild des Dichters, das wir sehn wollen? Wir wollen Schiller, wenn er allein vor uns steht, nicht sehen im Augenblicke der hoheitsvollen Ruhe nach dem Erfolg, sondern schaffend wollen wir ihn erblicken, in Schöpferglück und in Schöpferqual arbeitend an einem der Werke, die er uns gegeben hat; wir wollen ihn sehen in dem ergreifenden Kampfe des Geistes gegen die Schwierigkeit der hohen Aufgabe, die er sich gestellt hat.

Arm und bescheiden genug erscheinen gegenüber all diesen Forderungen die Ausdrucksmittel der Bildkunst: sie kann den Schriftsteller durch Schreibtafel und Griffel in den Händen andeuten, wie wir das ja bei vielen Denkmälern finden, aber wie allgemein ist diese Andeutung, wie wenig dem Sondergenius gerade des einen Dichters angemessen und genügethuend! Und wie leicht verfehlt den Eindruck, was so der Schablone entsprechend, in dem Kunstwerk vorgetragen ist![25]) Und so sehen wir denn viele unter den bildenden Künstlern, die uns ein Bild Schillers haben geben wollen, ernst und eifrig nach einem mächtigeren Ausdruck für Schillers Wesen streben und dabei viele Wege einschlagen, auf denen meistens über dem Suchen nach der Klarheit für eine Seite von Schillers Wesen die Klarheit für die anderen Beziehungen seiner Eigenart verloren geht.

Anregend, aber nicht durchweg erfreulich, muß in dieser Hinsicht die Ausstellung der Konkurrenzmodelle für das Berliner Schillerdenkmal gewesen sein. Ludwig Pietsch, dessen geistvolle Beurteilung der einzelnen Entwürfe damals in der Leipziger Illustrierten Zeitung erschienen ist,[26]) hat das Andenken einiger der verschiedenen Auffassungen von Schillers Figur der Nachwelt überliefert: ein Volksredner bei Bläser, ein leidenschaftlich erregter Politikus bei Schievelbein, wird er bei einem anderen Künstler zum weitblickenden Revolutionär, der mit erhobener Faust man sieht nicht ganz was bedroht. Man sollte nicht so ohne weiteres über diese Versuche lächeln: sie sind entsprungen aus dem Unbefriedigtsein mit dem üblichen Schriftstellermotiv, aus der Lust, mehr zu geben als ein auf jeden Federkünstler anwendbares Schreibheft mit Schreibgriffel dabei; freilich, der Versuch, dem Sondergenius Schillers

[25]) Es handelt sich hier um kunstkritische Fragen, die Ernst Curtius, wenn ich nicht irre, einmal irgendwo als Schematologie der bildenden Kunst zusammengefaßt hat; ich glaube, es würde auch eine große praktische Förderung unserer Monumentalplastik — wenigstens in der Vermeidung falscher Posen und Gesten — bedeuten, wenn diese Schematologie der bildenden Kunst in dem hier angedeuteten Sinne zum Gegenstande eingehenderer Untersuchungen gemacht würde.

[26]) 1862 Bd. 39, S. 138.

gerecht zu werden, hat in den erwähnten Fällen falsche Wege eingeschlagen. Auch bei mehreren der wirklich ausgeführten Denkmäler ist dasselbe der Fall. Der wegen seiner Gewandung schon oben erwähnte Mainzer Schiller bildet vielleicht das beste Beispiel: es ist etwas Gequältes in der Gestalt, auch abgesehen von dem argen Mantel, ein Verrenktsein, das uns ein Lächeln abnötigen würde, läge nicht gar zu deutlich des Künstlers Wunsch zu Tage, in der Haltung, wie schon in dem mähneartig emporwallenden Haar, das nimmer ruhende Höherstreben des Schillerischen Genius zum Ausdruck zu bringen. So wie die Sache liegt, müssen wir uns sagen, daß Scholls Standbild gewiß weniger schön ist, als Raus einfach nachsinnender und Engelhards etwas intrigantenhaft nachdenklicher Schiller, aber daß es andererseits das Streben mehr zu geben entschieden vor dem Marbacher (s. Abbild. No. 5) und dem Hannoverischen Denkmal voraus hat. Die Gefahr der Übertreibung liegt eben bei diesem Streben natürlich nahe, und selbst ein Künstler wie Reinhold Begas ist dieser Gefahr wenigstens mit dem ersten Entwurf seiner Schillerstatue nicht ganz aus dem Wege gegangen: Max Ring berichtet,[27]) die Figur habe gedroht, beim Ausschreiten vom Postament zu fallen, und einem Nachtwandler ähnlich gesehen; ich muß bekennen, daß mir von dem Nachtwandlerischen noch ein Teil, mehr jedenfalls als zur Bezeichnung der poetischen Inspiration nötig war, auch in der endgiltigen Ausführung übrig geblieben zu sein scheint.

Am glücklichsten fürs Auge, wenn auch nicht am tiefgehendsten, haben ohne Zweifel Lippelt (s. Abbild. No. 6) und mehr noch Schilling den Dichter im Augenblicke des Schaffens aufgefaßt. Ich würde ihnen Cauer mit seinem Mannheimer Schiller anreihen, wenn das Motiv klarer gegeben wäre, nicht ebensowohl an den Theaterdichter zu Mannheim denken ließe, der den lauschenden Genossen Ifflands eines seiner Stücke vorliest. Bei Schilling ist das künstlerische Motiv jedem Zweifel entrückt: höheren Eingebungen lauschend, im Drange der Begeisterung steht Schiller vor uns, im nächsten, dem weniger hoheitsvollen Augenblick, wird er mit dem Griffel festhalten, was ihm das Herz und den Geist ergriffen hat.

---

[27]) S. Gartenlaube 1863 S. 795 ff.

Herrliche Bildnisse unseres Dichters, diese zuletzt genannten, aber sein Wesen erschöpfen auch sie nicht ganz; denn noch immer gedenken wir, die wir Schillers Leben kennen, jenes ergreifenden Gegensatzes zwischen Leib und Seele, der des bildlichen Ausdruckes, der künstlerischen Wiedergabe harrt. Eine der wunderbarsten Schöpfungen der griechischen Porträtplastik, das Bildnis des klugen Fabeldichters Äsop, ist von einem künstlerisch ähnlichen Gegensatze beherrscht: „den konzentrierten Idealtypus des geistvollen Buckligen" hat Burckhardt die Äsopstatue der Villa Albani genannt — und so verlangen wir nach einem Schillerbildnis, das der konzentrierte Idealtypus eines über alle körperlichen Gebrechen hoheitsvoll triumphierenden Feuergeistes wäre. Bei maßvoller Verwendung würde ein gewisser Realismus in der Behandlung hier wohl am Platze sein; man denke sich die Seele des schaffenden Künstlers durchtränkt von den Eindrücken tieftrauriger Art, die die Freundesberichte aus Schillers letzten Jahren in uns erwecken, und zugleich von Bewunderung für das gewaltige, immer erneute Triumphieren über des Leibes Schwachheit, von dem dieselben Berichte melden — welch ergreifendes Bild des Dichters muß solcher Auffassung entspringen können!

Über Thorwaldsens Stuttgarter Schillerdenkmal ist des Guten und des Bösen viel gesagt worden; dem Preislied von Maltitzens steht der Protestruf des politischen Nachtwächters gegenüber, der im Namen des Deutschtums Verwahrung einlegt gegen die wälsche Auffassung des Nationaldichters. Ursprünglich, im Jahre 1830, war eine Sitzstatue des Dichters geplant worden; in den sieben Jahren, die nach der ersten Anknüpfung mit dem Künstler verstrichen, änderte sich, wir wissen nicht unter welchem Einflusse, das Projekt in das eines Standbildes im eigentlichen Sinne des Wortes um.[28]) Man kann an dem Werke, wie es heute vor uns steht, nicht ohne weiteres die Auffassung erkennen, die Thorwaldsen für

[28]) Über Thorwaldsens Schiller handelt am eingehendsten Just Mathias Thiele, Thorwaldsens Leben, Deutsch von Helms, Leipzig 1852 ff Bd. II, S. 229 ff, 302 ff, 310 ff, 318 f. Viel zu scharf scheint mir das Urteil von Adolf Rosenberg, Thorwaldsen S. 80 f., das in dem Satze gipfelt, daß Thorwaldsen „nur die lange Reihe eindrucksloser „Mantelfiguren" um eine vermehrt hat".

die Persönlichkeit Schillers zu Grunde gelegt hat. Es gilt zunächst den störenden Mantel hinwegzudenken, der uns schon vorhin beschäftigt hat; auch den Lorbeerkranz möchte man sich gerne in Gedanken beseitigen, der, in der Hand des Dichters wohl erträglich, auf seinem Haupte ein Unding ist. Was bleibt übrig nach diesen Abzügen? Eine Gestalt, deren Kränklichkeit und Gebrechlichkeit sich eindrucksvoll in der ganzen Haltung ausspricht, der aber ein starker Wille doch offenbar eine gewisse Festigkeit verlieh; und auf diesem Körper ein Kopf mit dem Ausdruck des Leidens im Angesicht. Einen modernen Kunstkritiker hat die Thorwaldsenische Schillerfigur zu der Bemerkung veranlaßt, der Künstler habe die Formel auswendig gekannt, nach der man damals Dichter und andere Geistesgrößen zu gestalten pflegte — ich muß gestehen, daß ich von der Formel in dem Kerne des Werkes, der Gestalt Schillers, sobald sie der Zuthaten entledigt ist, nur wenig finden kann; im Gegenteil, so sehr jene Zuthaten stören, das Auge vertieft sich, wie ich meine, unwillkürlich in die Tragik dieser Gestalt des Leidens: es liest auf den Zügen des Dichters von Kämpfen und von Siegen, die ihm nicht erst der Lorbeer im Haare Schillers zu melden braucht, und so lebt meines Erachtens in dem Stuttgarter Standbild noch am ehesten ein Hauch von jener Auffassung, die oben für Schillers Bild, für das Bild des wahren Schiller, wie wir ihn kennen, gefordert wurde.

Und werfen wir nun die Frage auf: welches der bisher geschaffenen Denkmäler hat denn kanonische Geltung gewonnen und bestimmend eingewirkt auf die Vorstellung von Schillers Erscheinung, die dem allgemeinen Bewußtsein des Gebildeten eigen ist? Die Antwort kann keinen Augenblick zweifelhaft sein: so stark wir für die Auffassung von Schillers Antlitz durch die beiden Werke von des Dichters Jugendfreunde Dannecker bestimmt sind, (s. Abbild. No. 7) so wenig hat sich für Schillers Gesamterscheinung eines der bisher geschaffenen Kunstwerke als allseitig lebenskräftig genug erwiesen. Wir müßten zu einem künstlerischen Ganzen zusammenschweißen können, hier und dort in glücklicher Intuition von den Künstlern gegeben was ist: jedenfalls bleibt der Monumentalplastik eine Aufgabe höchsten Ranges zu lösen übrig, wenn sie ein im höchsten Sinne des Wortes wahres Bild Schillers zu schaffen gedenkt. —

*

Es ist wohl fast ausschließlich der Mangel reicherer Geldmittel, der bei mehreren unserer Schillerstandbilder die Beschränkung auf die Hauptfigur, die eine Gestalt des Dichters, an die Hand gegeben hat: unser natürliches Gefühl verlangt gegenüber der künstlerischen Gebundenheit des krönenden Dichterbildes nach einer Ergänzung, nach weiteren bildlichen Zuthaten, die uns von dem Leben oder dem Wirken des Gefeierten erzählen. Heben wir also aus der Zahl der Schillerstandbilder, die uns beschäftigen, zu einer weiteren Betrachtung noch diejenigen heraus, die in reicherer Fülle der Erscheinung am Sockel des Monumentes sich noch in weiterem Skulpturenschmuck ergehen: dem bescheidenen Ornament, auch wenn es, wie die vier tragischen Masken des Marbacher Schillerstandbildes, mit bestimmter Beziehung gewählt ist, wollen wir dabei nicht nachgehen. Mit Spannung dagegen wird man von vornherein sich fragen, wie Thorwaldsen die Aufgabe gelöst hat, er, bei dem der Schwerpunkt der künstlerischen Auffassung und Ausübung ja entschieden mehr nach der Seite des Idealbildes hin liegt, als nach der des statuarischen Porträtes. Ebensowenig, wie bei der Gestalt des Dichters selbst, hat Thorwaldsen bei der Komposition der Sockelreliefs sich mit der Aufgabe nur oberflächlich abgefunden; unter seinen Reliefkompositionen aus den dreißiger Jahren befinden sich mehrere, die wohl im Hinblick auf eine etwaige Verwendung am Schillermonument geschaffen sind, eine darunter, die des sogenannten „genio con la lira“, gewiß unmittelbar auf den deutschen Dichter berechnet. Wenn wir uns trotz der Sorgsamkeit des Künstlers der schließlich von ihm gegebenen Sockelreliefs nicht recht zu freuen vermögen, so liegt das in dem Wesen der Thorwaldsenischen Kunst und in der Richtung ihres zeitgenössischen Milieus begründet. Es ist kein Anlehnen an die Antike, sondern ein Spielen mit ihr, was in des Künstlers Jugendzeit, in den Tagen der französischen Revolution die Gemüter im Kunstleben wie im staatlichen Leben, namentlich Frankreichs und Italiens, beherrscht hat; man imitierte die politischen Institutionen von Altrom, man glich selbst die Tracht, soweit das Thermometer es zuließ, der des Altertums nach vielen Seiten an; und mitten in dieses Treiben war ja Thorwaldsen als ein halber Analphabet getreten und hatte sich, ehe er die Bildung seiner Zeit auch nur

annäherungsweise kennen gelernt hatte, ganz in die Welt der Antike eingelebt. Nicht mehr als ein bloßes, gleichgiltiges Ornament ist das Relief der Rückseite mit den Greifen, die die Lyra halten; fremdartig der ganzen Grundanschauung nach wirkt die Darstellung der Vorderseite, auf der wir Schillers Apotheose nach dem Schema der römischen Kaiserapotheose dargestellt finden: die mit Schillers Namen beschriebene Weltkugel kann nur dazu beitragen, den frostigen Eindruck der Gesamtkomposition zu erhöhen. Die astronomischen Zuthaten unterliegen derselben Beurteilung, nur aus den zwei Genien, die die Weltkugel tragen, spricht vernehmlich Thorwaldsens reiner und abgeklärter Schönheitssinn. Und dieser Schönheitssinn trägt denn auch bei den beiden seitlichen Reliefkompositionen in unseren Augen über manches Bedenken den Sieg davon. Der Genius auf der linken Seite des Postamentes scheint mir herrlich gelungen, wenn es mir auch nicht gegeben ist, mit Kestner zu sehen, daß er gerade so besonders vorzüglich mit dem Eindruck eines Schillerischen Gedichtes übereinstimmt; und die schöne Viktoria der anderen Seite, für Thorwaldsen nur ein Ausdruck siegreicher Geistesentwickelung, gewinnt für uns eine neue Beziehung, wenn wir der Kämpfe gedenken, unter denen Schillers Meisterwerke entstanden sind.[29])

Vier Gestalten[30]) umstehen den Sockel des Hamburger Standbildes: Lyrik und Drama dem Beschauer zugewandt, Philosophie und Geschichte auf der Rückseite, wenn anders man nicht vorzieht, die Paare anders zusammenzufassen. Nicht allen Seiten von Schillers dichterischem Schaffen ist damit Genüge gethan, die Ballade vor allem ist zu kurz gekommen. Dazu fällt ein Mangel des künstlerischen Aufbaues dem Beschauer ja sofort ins Auge: losgelöste Karyatiden, die nichts zu tragen haben — so wirken fast regelmäßig solche Figuren, die an der senkrechten Wand des Postamentes wie an dem schmalen Vorsprung einer steilen Bergwand auf verlorenem Posten stehen. Die Figuren Lippelts an sich sind schlicht, und liebenswürdig

[29]) Vgl. J. Lange, Thorwaldsens Darstellung des Menschen, Berlin 1894 S. 39 f.

[30]) Abgüsse von ihnen befinden sich in der Hamburger Kunsthalle.

in ihrer Einfachheit; aber sie geben nicht viel, weil sie nicht in die Tiefe gehen, ziehen übrigens das Auge des Beschauers auch schwerlich zu längerer Betrachtung auf sich. Für das Altertum hatten Figuren dieser Art eine religiöse Bedeutung, nicht anders als wenn wir auf dem Bilde einen Engel zur Seite des sterbenden Kriegers erblicken; für den heutigen Betrachter hängt der allegorischen Figur nur gar zu leicht eine gewisse Leere an — wenn uns bei einem Teile der Thorwaldsenischen Allegorien das Fremdartige störte, so läßt uns bei Lippelt das Schablonenhafte seiner Personifikationen kalt.

Wir gelangen zu dem direkten Gegenteil dieser Lippeltischen Figuren, zugleich zu einem Markstein der modernen Kunstbewegung, wenn wir, fortschreitend in der Reihenfolge nach dem Reichtum des Skulpturenschmuckes am Postament, nun von dem Schillerdenkmal der deutschen Reichshauptstadt reden. Vier Gestalten umlagern den etwas gedrückten Sockel des früher von uns besprochenen Dichterstandbildes: das viel verspottete Brunnenbecken, auf dem sie zu sitzen scheinen, möge uns nicht weiter stören — der Einfall war an sich unglücklich, auch sind die Proportionen der Figuren zu groß für die Proportionen der Brunnenarchitektur. Aber fassen wir nur die vier Gestalten selbst ins Auge: es sind dieselben vier Personifikationen, die uns eben das Hamburger Denkmal zeigte, dieselben, aber doch andere in ihrer großartigen Natürlichkeit, die den, ich möchte sagen, offiziellen Charakter der allegorischen Gebilde so ganz und gar abgestreift hat. Sind sie überhaupt allegorisch zu fassen, diese Riesenweiber, die in weltfremder Erhabenheit, wie die Erinnyen der alten Kunst den Orestes, das Bild des deutschen Nationaldichters, umlagern?[31]) Als Begas mit Siemering[32]) in engerem Wettbewerb sein Modell nochmals ausstellte, muß es ein eigentümlicher Eindruck gewesen sein, den gerade neben Siemerings mehr der Gewohnheit entsprechend gehaltenen Sockelfiguren diese gewaltigen

[31]) Über die malerische Richtung, die Begas mit den Figuren des Schillerdenkmals in die Monumentalplastik Deutschlands einzuführen suchte, urteilt streng, aber gewiß richtig A. Rosenberg, Geschichte der modernen Kunst III. 447.

[32]) Die beiden Modelle sind abgebildet in der Gartenlaube v. Jahre 1863, S. 796 und 797.

Gebilde hervorgerufen haben. Der Künstler strebt, wohl unter dem Eindruck der zeitgenössischen französischen Plastik, eine malerische Richtung in der Behandlung der Figuren an; aber sie, die so viel besprochen worden ist, bestimmt nicht in erster Linie unsren Eindruck. Was uns anzieht und wieder abstößt zu gleicher Zeit, ist die herbe Größe der vier Gestalten, ist der Versuch, der Personifikation ihre Allgemeinheit zu nehmen, sie zu einer lebenswahren Sonderexistenz zu führen. Bei dem unstreitig großen Zug, in dem die Gestalten entworfen sind, müssen wir immerhin etwas Unerfreuliches mit in den Kauf nehmen; besonders die Figur der Philosophie zieht die michelangeleske Urwüchsigkeit der Stellungsmotive etwas, man kann schwerlich umhin anders zu sagen als ins Vulgäre hinüber. Ohne Zweifel großartig gedacht und ausgeführt sind alle vier Figuren, aber es drängt sich dem Beschauer doch die Frage auf, ob sie gerade zu Schillers Standbilde passen, von der Eigenart gerade dieses Dichters Kunde geben können.

Herrlich, im reichsten Sockelschmucke prangend steht schließlich das Wiener Schillerdenkmal, von Schillings Meisterhand geschaffen, da[33]) und reiht sich würdig den beiden großen Monumenten an, mit denen Zumbuschs vornehmer Künstlergeist die österreichische Hauptstadt geschmückt hat, dem Denkmal Maria Theresiens und dem des Schöpfers der Heroikasymphonie. Als nach langem Hin und Wider der Meinungen schließlich Schilling mit der Ausführung des Wiener Schillermonumentes beauftragt worden war, da fand

[33]) Vortreffliche Einzelaufnahmen der Figuren des Denkmals zu Wien sowie eine photographische Ansicht von Schillings Atelier mit dem Modell des Schillerdenkmals neben anderen Werken des Meisters aus dem Kunstverlag von Bruckmann konnten während des Vortrages dank der Liebenswürdigkeit des Herrn Bildhauers Rumpf ausgestellt werden, der auch sonst aus seiner reichhaltigen Photographiensammlung einiges zur Verfügung stellte. Das Hochstift ermöglichte es, daß jedem Zuhörer während des Vortrages ein Blatt in die Hand gegeben werden konnte, das die Schillerfiguren von sieben der besprochenen Denkmäler enthielt; die Galvanos konnten durch freundliches Entgegenkommen der J. J. Weber'schen Verlagsbuchhandlung beschafft werden. Das Cliché zur Abbildung der bekannten Danneckerischen Schillerbüste auf demselben Blatt hat die Verlagsbuchhandlung von Velhagen & Klasing in liberaler Weise zur Verfügung gestellt.

man wirklich der großen Forderung Genüge gethan, die das Preisausschreiben vom 9. Mai 1870 aufgestellt hatte, daß nicht nur die äußere Persönlichkeit des Dichters zur Anschauung gebracht, sondern in dem ganzen Aufbau des Denkmals, in seinen Basreliefs und Nebenfiguren Schillers Ideale von Staat und Menschenwürde, von Freiheit des Gedankens und Gewissens, von echtem Bürgertum und sittlicher Erziehung der Menschheit zu einem harmonischen künstlerischen Gesamtbild vereinigt werden sollten (s. Komiteebericht 1876, Verlag von Hölder S. 27).

Die Eckfiguren unten stellen die vier Lebensalter dar: vorne Jüngling und Mann, der erste mit dem Wanderstabe, der andere mit dem Werkzeug zur Arbeit in der Hand; auf der Rückseite das Kind in den Armen der jugendlichen Mutter und der von der Last des Alters nur wenig gebückte Greis. Die Beziehung läßt sich ja nicht durchführen, aber jeder setzt die vier Gestalten doch unwillkürlich in Beziehung zu den schönen Bildern des menschlichen Lebenslaufes, die Schiller uns in der Glocke gegeben hat. Und wie schön sind diese rein und edel aufgefaßten Gestalten mit dem weiteren Aufbau des Sockels verbunden! Sie blicken aufwärts zu den vier allegorischen Gestalten, die in halber Höhe des Monumentes Schillers Wesen und Schillers Schöpfungen andeutend versinnbildlichen: vorn der Genius des Dichters, der wie die unpersönliche Wiederholung der oben ragenden Statue selbst erscheint; auf den beiden Seiten die freundlich-ernsten Gestalten von Poesie und Wissenschaft, die den Stempel des Überirdischen auf eine harmonischere Art als die Begasischen Figuren, durch ihre Schönheit erhalten, und auf der Rückseite, die Gestalten des Alters und der Kindheit überragend, eine allegorische Gestalt mit einem Motiv der Arme, das uns allen von dem berühmten Christus Thorwaldsens her geläufig ist: es ist die Menschenliebe, als Personifikation ohne enge Gruppierung mit anderen Gestalten etwas gewagt, aber jedenfalls im übrigen den drei anderen Figuren ebenbürtig. So in halber Höhe zwischen dem Dichter und dem Menschen stehend, bilden diese allegorischen Gestalten ein sinnvolles Bild der Thätigkeit, der Gemüts- und Geistesrichtung dessen, dem das Denkmal gilt: sie sind innerlich wie äußerlich architektonisch ein köstlicher Bestandteil des schönen Gesamtwerks.

Nur ein Teil des Denkmals kann zu Bedenken Anlaß geben: Schilling hat, um die Bedeutung seiner vier Personifikationen noch sicherer festzustellen, unten am Sockel in kleineren Medaillons jeder der vier Personifikationen noch einmal ein freilich ebenfalls symbolisches Merkzeichen zugefügt: dem Genius den Pegasus, der Poesie die tragische Maske, der Wissenschaft das Haupt der Athene und der Menschenliebe das Bild des Pelikans. Diese vier allegorischen Medaillons sind wohl das einzige an dem Denkmal, was man beanstanden würde, wenn es mit seiner bescheiden ornamentalen Verwendung nicht die Hervorhebung durch die Kritik geradezu als ungerecht erscheinen ließe.

Dies der Sockelschmuck des Wiener Schillerdenkmals — es ist kaum möglich, ihn mit dem des Begasischen Werkes in Vergleich zu bringen: eher dürfen wir den Schaperischen Goethe mit Schillings Schöpfung vergleichen, denn Schapers Denkmal schlägt bei viel kleinerem Umfang verwandte Seiten an.

Und ein Sonnenglanz liegt auf diesem Denkmal, eine Abgeklärtheit, wie wir sie in ihrer Art an dem Wiesbadener Standbild Kaiser Wilhelms I. von der Hand desselben Meisters wiederfinden. Mag das Berliner Denkmal auch mehr in die Tiefe gehen mit seinen Wächterinnen am Fuße des Schillerstandbildes — den Vorzug der Schönheit, der unmittelbar ansprechenden, hinreißenden Schönheit hat jedenfalls das Schillingische Werk voraus.

Es ist ein undankbares Geschäft, nach der Betrachtung von Meisterwerken wie den zuletzt besprochenen noch von denjenigen Wegen zu reden, die neben der Anwendung der Personifikation für die Belebung des Schillerdenkmals am Sockel in Betracht kommen könnten; doch schon um der Vollständigkeit willen darf die Behandlung auch dieser Frage nicht unterlassen werden.

Ein glückliches Verfahren — uns wohlbekannt aus den künstlerisch freilich recht tiefstehenden Reliefs unseres Frankfurter Goethedenkmals — belebt den Sockel des Dichterstandbildes mit Darstellungen aus den Werken des Gefeierten. Wir haben in unserer Denkmälerplastik vortreffliche Beispiele dieses Vorgehens, für das es zwei verschiedene Durchführungsarten giebt — entweder die des Reliefs, wie wir sie am Schwanthalerischen Goethe sehen, oder die

einer halballegorischen Behandlung jener dichterischen Gebilde, von der Schallers Shakespearegestalten, wegen der typischen Übereinstimmung auch Zumbuschs Sockelfiguren vom Wiener Beethovendenkmal als Beispiele genannt sein mögen. Es ist nun eigentümlich genug, daß für Schiller ein Versuch in dieser Richtung bei keinem der zwölf Denkmäler, die wir von dem Dichter besitzen, vorliegt. Bei der Berliner Konkurrenz hatte ein Modell Arnolds den Gedanken zur andeutenden Ausführung gebracht: größere Darstellungen aus den Dramen, kleinere Medaillonreliefs mit Balladenbildern schmückten das Postament seiner Schillerstatue. Auch sonst ist in Skizzen ähnliches versucht worden, in der Ausführung aber liegt kein derartiger Schmuck der Schillerstatue vor.[34])

Auch eine andere Art von Reliefschmuck tritt bei unseren Schillerdenkmälern durchaus in den Hintergrund, und sie vermißt man noch minder gern als die eben besprochene. Wir ergründen nach so vielen Seiten hin die Lebensgeschichte unserer großen Männer und suchen die Beziehungen zwischen ihren äußeren Lebensschicksalen und ihrer inneren Entwickelung mit stetig wachsender Sicherheit der wissenschaftlichen Methode auf. Da liegt es nahe genug, auch an dem Denkmal jener Großen die Augenblicke zu verewigen, die ihrem Schicksal die Wendung gaben; wie ungesucht bieten sich die Szenen aus Schillers Leben dar: der Besuch des jungberühmten Verfassers der Räuber bei Schubart auf dem Hohenasberg, eine seiner folgenschweren Begegnungen mit Goethe und — dies, um der Gesamtentwickelung unseres deutschen Lebens ein Wahrzeichen zu geben! — seine Audienz bei der Königin Louise — es sind nur drei von vielen Augenblicken aus Schillers Leben, die man sich recht wohl als Gegenstand eines anziehenden Reliefschmuckes unter dem Standbilde des Dichters denken kann. Zu beachten bleibt freilich, daß der architektonische Aufbau des Gesamtmonumentes, wenn überhaupt eine Zuthat am Sockel möglich ist, immer mehr nach selbständigen Vollfiguren als nach Reliefdarstellungen verlangen wird, und für rundplastische Darstellungen

[34]) Allegorischen Inhaltes sind die beiden Seitenreliefs des Begasischen Schillerdenkmals: sie stellen den Dichter dar, wie er von den Musen die Leier empfängt und wie er sich den Dichtern der Vorzeit zugesellt.

am Postament der Statue kommen ja außer etwa den Figuren von Schillers Vorgängern, Zeitgenossen oder Nachfolgern in der That nur allegorische Gestalten, wie wir sie vorhin kennen lernten, als möglich in Betracht.

Lassen Sie mich zum Schlusse eilen, hochgeehrte Anwesende, und dabei noch einmal hinweisen auf den Zweck unserer heutigen festlichen Zusammenkunft. Indem wir das Ringen hochbedeutender und ernststrebender Künstler mit einer anziehenden, aber schwierigen künstlerischen Aufgabe verfolgten, da war es ja immer und überall Schillers Eigenart, waren es Schillers Werke, die im Mittelpunkt unserer Betrachtung standen. Und wenn es Ihnen zuweilen fast scheinen mochte, als ob die monumentale Plastik mit ihren Kunstmitteln nicht ausreichte, um dem Wesen Schillers den vollen Ausdruck zu verleihen, dessen wir begehren, so lassen Sie uns dem gegenüber das eine nicht vergessen: wenn die Bildhauerkunst auf so manches verzichten muß, das ihre Schwesterkunst, die Malerei, mit volleren Mitteln bieten kann, sie hat dafür eine Eigenschaft, die sie wieder so ganz geeignet macht zur Lösung monumentaler Aufgaben, wie die hier betrachtete: groß und machtvoll treten die Gestalten der Skulptur mitten hinein auf die Schauplätze unseres öffentlichen Lebens! Hinweisend auf ideale Bestrebungen der Menschheit, stehen sie kühn unsern von dem Gewühle des alltäglichen Lebens da und erhalten so in unsrer Mitte das Bild der Männer, die auch im Leben, umdrängt von dem Treiben des Alltags, auf den Höhen der Menschheit gestanden haben!



II. Berichte aus den Akademischen Fachabteilungen.

1.
Abteilung für Mathematik und Naturwissenschaften (N).

In dieser Abteilung sprach am

22. Juni 1897 Herr Oberlehrer Dr. C. H. Müller über „Logarithmisches Stabrechnen".

* * *

Der eingesandte Bericht lautet:

Logarithmisches Stabrechnen. Von Dr. Carl Heinr. Müller.

Die sogenannte logarithmische Stabrechnung ist durchaus nicht die älteste Art des instrumentalen Rechnens. Vielmehr erscheint die Finger-Rechnung sowie die Rechnung auf dem Rechenbrette (Abakus) viel älter. A. Schubert giebt in einer kleinen, lesenswerten Schrift (Das Rechnen an den Fingern und Maschinen. No. 2 der allgemein verständlichen wissenschaftlichen Abhandlungen; Berlin, Riemann. 1888) eine treffliche Übersicht über die historische Entwickelung des instrumentalen Rechnens. Vor allem weist er nach, daß der Abakus längst bei Chinesen, Ägyptern und Griechen (pythag. Tafel) im Gebrauch war, ehe er bei den Römern Verbreitung fand. Das moderne Stabrechnen hat nun durchaus nichts mit diesem Abakus zu thun. Auch das „Rechnen auf den Linien" ist lediglich als Rechnen auf einem Abakus mit horizontalen (sonst vertikalen) Linien aufzufassen. Erst ganz allmählich wurde das Brettrechnen durch das Ziffernrechnen verdrängt, zuerst in

Italien, langsamer im Norden. In Rußland wird jetzt noch der alte Abakus von den Kaufleuten gern gebraucht. Bekannt ist der Kampf zwischen den Abacisten und Algorithmikern zwischen den Jahren 1000 und 1200; er wurde entschieden durch Lionardo von Pisa (Fibonnaci), der 1225 in seinem Liber abaci den Algorithmikern, d. h. den Anhängern des indisch-arabischen Ziffern-Rechnens auf Grund des Stellenwertes der Ziffern zum Siege verhalf.[1]) Übrigens haben sich beide Rechnungsmethoden, die der „Linien" (Abakus) und der „Feder" (Ziffern) nebeneinander erhalten. Adam Riese, der bekannte Rechenmeister aus Staffelstein, lehrte noch 1550 in seinem Hauptwerke das Rechnen „auf den Linien" vor dem „mit der Feder". In gut geordneten Schulmeisterregeln bringt er die Methoden seiner Zeit, aber ohne eigenartige Gedanken. Sein praktischer Blick zeigt sich in den Worten: „Ich habe befunden in Unterweisung der Jugend, daß alleweg die, so auf den Linien anheben, des Rechnens fertiger und läufiger werden, denn so sie mit den Ziffern anfahen." Diese Erfahrung liegt selbst noch unserem heutigen Rechenunterrichte zu Grunde, denn er beginnt mit der von Poncelet aus russischer Kriegsgefangenschaft (1815) mitgebrachten Rechen-Maschine.[2])

Mit der Entwickelung von Handel und Verkehr, mit der Verschärfung der mathematischen und der naturwissenschaftlichen Messungen wurde indessen auch das Ziffern-Rechnen eine Arbeit von bedeutendem Umfang. Man denke z. B. an die riesenhaften Ziffernrechnungen, die Keppler zu seinem ersten großen Gesetze führten! Bekanntlich haben sehr bald darauf die Logarithmen des Deutschen Bürgius und des Engländers Napier das Ziffernrechnen gewaltig erleichtert, eine Umwälzung, die niemand freudiger begrüßte als eben Keppler. Es kam aber eine Zeit, in der man anfing, die Genauigkeit der Rechenergebnisse, namentlich aber ihre Abhängigkeit von der Genauigkeit der zu Grunde liegenden Messungen zu prüfen. Ferner überlegte man, mit welcher Genauigkeit man imstande war, theoretische Ergebnisse, etwa die Dimensionen von

[1]) Vergl. bei Cantor, Geschichte der Mathematik, die betr. Abschnitte.

[2]) Der „Rechenknecht" ist lediglich eine Tabelle für Multiplikation, Zins u. s. w.

Maschinenteilen, in die Praxis zu übertragen. Da fand sich nun als überraschendes Ergebnis, daß man zum Teil planlos, durchgängig aber übermäßig genau rechnete, daß man oft die Früchte der Rechenarbeit nur halb erntete und gewissermaßen „das Holz mit Rasiermessern spaltete." Die sogenannten „abgekürzten Methoden" des dezimalen Ziffern-Rechnens haben in der Folge dem praktischen Rechner manche Mühe erspart; sie haben sogar im Lehrplane der höheren Schulen eine bemerkenswerte Stelle erhalten und bilden in Verbindung mit der süddeutschen Manier des Subtrahierens eine Zierde des modernen Rechenunterrichts.

Durch die fortgesetzte Prüfung des Genauigkeitsgrades aber gelangte man zur Erfindung des eigentlichen Stabrechnens, eines neuen wichtigen Hilfsmittels des instrumentalen Rechnens. Nachdem es gelungen war, gute Teilungen auf Holz und Metall einzuschneiden, lag der Gedanke nahe, unter Zugrundelegung einer willkürlichen Einheit, durch Aneinanderlegen zweier Teilungen und Vergleichung mit einer dritten, die nach derselben Einheit geteilt war, die Grundrechnung, die Addition und ihre Umkehrung, instrumental darzustellen. Der erste Rechenstab, der diesen Namen verdient, ist wohl von dem oben genannten Napier angegeben worden. Seltsamer Weise hat Napier dabei nicht an die Verwendung der Logarithmen gedacht. Der entscheidende Schritt geschah vielmehr erst später (1624) durch den Engländer Gunter.[3]) Indem er die umständliche Ziffernmultiplikation nach logarithmischer Art auf den Rechenstab übertrug, erfand er eine wahrhaft kunstvolle Methode des instrumentalen Rechnens. Leider wurde der Gunterische Rechenstab nicht sofort gewürdigt. Meines Wissens stammt die erste größere praktische Ausführung des Gedankens von Jakob Watt, dem berühmten Baumeister der Dampfmaschine, also von technischen Kreisen her. In dem englischen Werke von Farey, A treatise on the steam engine (London 1827 S. 351 ff.[4]) findet man eine vollständige Beschreibung des Wattischen Rechenstabs mit Anwendungsbeispielen und eigenartigen Verbesserungen. Diese Stäbe hießen in England

[3]) Esmarch nennt in dem unten zitierten Werke auch den Engländer Wingate.

[4]) Vergl. auch Ad. Ernst, James Watt. Berlin, Springer. 1897.

lange Zeit „Soho-rules“, nach Soho, dem Sitze der Maschinenfabrik von Watt und Boulton benannt. Von Watt soll auch der Ausspruch stammen: „Übermäßige Schärfe im Ziffernrechnen zeigt Mangel an mathematischer Bildung.“ Aus seinen technischen Arbeitsräumen verbreitete sich nun der Rechenstab langsam über England und Frankreich; von hier erst hat er sich in Deutschland eingebürgert, wo er wohl auf keinem technischen Bureau, in der Hand keines praktischen Rechners fehlen dürfte. Bekanntlich haben sich neben den Rechenstäben die eigentlichen Rechenmaschinen (mit Rädern) nach den Ideen von Pascal und Leibnitz entwickelt. Abgesehen davon, daß ihr hoher Preis dem allgemeinen Gebrauch engere Grenzen setzt, sind sie für die Handhabung innerhalb der gewöhnlichen Grenzen der Genauigkeit lange nicht so handlich wie die logarithmischen Rechenstäbe; eine besondere Berücksichtigung ist daher hier überflüssig.

Von der näheren Beschreibung der modernen logarithmischen Rechenstäbe kann hier abgesehen werden; sie sind in jeder mathematischen Instrumenten-Handlung zu haben.[5]) Der am meisten im Gebrauch befindliche Viertel-Meter-Stab repräsentiert die Genauigkeit einer dreistelligen Logarithmen-Tafel. Da nun, wie auch Schubert bestätigt, die Praxis selten mehr als die von einer Folge von 3 bis 4 Ziffern gewährleistete Genauigkeit fordert, so ist die Trefflichkeit und Eleganz des Apparates ganz außer Frage gestellt. Im zehnten Teile der Zeit, die eine Logarithmen-Tafel erfordert, werden alle gebräuchlicheren Rechnungen der Algebra und Trigonometrie vollzogen. Nun liegt die Frage nahe, warum man nun nicht auch Rechnungen, welche vier- bis fünfstellige Logarithmen erfordern würden, durch Rechenstäbe ausführt. In der That sind auch solche Stäbe im Handel zu haben. Ihr hoher Preis und eine gewisse Umständlichkeit in der Handhabung (wegen ihrer Länge) scheinen aber ihrem allgemeinen Gebrauch im Wege zu stehen.

[5]) Die Stäbe von $^1/_4$ m Länge kosten rund 10 Mk., die von $^1/_2$ m gegen 50 Mk. Erstere sind weitaus die gebräuchlichsten. Stäbe in Karton zu 2 Mk. eignen sich zum Einüben und für Schulen. Miniatur-Stäbe für das Notizbuch sind schon für 50 Pf. zu haben. Firmen: A. W. Faber, Dennert & Pape in Altona, Wichmann in Berlin.

Den käuflichen Rechenstäben wird gewöhnlich eine Gebrauchs-Anweisung beigegeben, die jedem elementar gebildeten Mathematiker auch nach der Seite der theoretischen Begründung verständlich sein wird. A. W. Faber hält sich ganz populär, ohne mathematische Herleitung. Dennert & Pape geht mehr auf den mathematischen Zusammenhang ein. Eine sehr brauchbare Anleitung, die ganz für sich steht, ist die von Bernhard Esmarch: „Die Kunst des Stabrechnens.“ (Leipzig, Günther. 1896. 4 Mk.) Sie nimmt auch Rücksicht auf höhere Schulen und giebt kurz den mathematischen Zusammenhang.[6]) „Es kontrastiert sonderbar mit den großen Erfindungen des Dampfzeitalters und der sozialen Reformsucht“, so heißt es in der Vorrede dieses Buches, „daß jenes Hilfsmittel (der Rechenstab) bis heute für das große Publikum im Dunkel bleiben und ein Verfahren von unermeßlichem Nutzen und unvergleichlicher Eleganz in stiefmütterlicher Abschließung gehalten werden konnte.“ Esmarch nimmt auch besondere Rücksicht auf die Verwendung des Rechenstabs in kaufmännischen Kreisen und meint mit Recht, daß „sein Gebrauch die Rechenkunst der Zukunft bedeutet und notwendigerweise dereinst in Volk und Schule eindringen wird.“ — Sehr wichtig ist ferner die eigenartige Erweiterung der Genauigkeitsgrenzen bei gewissen Rechnungen, z. B. bei kaufmännischen Rechnungen, in denen sonderbarer Weise selbst bei großen Summen noch auf den Pfennig genau gerechnet werden soll, ein Verlangen, dessen Erfolg übrigens durchaus nicht der aufgewandten Mühe entspricht. Weiterhin hebt Esmarch die Wichtigkeit des Rechenstabs nicht blos für einzelne Rechnungen, sondern für ganze Reihen hervor, sodaß man mit einem Zuge eine ganze Rechnungstabelle markieren kann. In einer Hinsicht befriedigt das Werk ebensowenig wie viele andere Darstellungen, nämlich in der Bestimmung der Stellenzahl; hierin liegt in Verbindung mit dem sogenannten „Rückschlagen“ des Schiebers noch ein wunder Punkt. Ich habe im Folgenden versucht, die vielen Einzel-Regeln zur Bestimmung des Stellenwertes auf wenige zu reduzieren, und glaube damit den

---

[6]) Vergl. auch die Rezension von Thaer, in Hoffm. Zeitschr. f. math. Unterr. XXVII, sowie meine Notiz in derselben Zeitschrift XXVIII S. 180.

Sachverhalt so vereinfacht zu haben, daß man nicht mehr daran zu denken braucht, den Stellenwert durch eine grobe Überschlagsrechnung zu bestimmen, wie Thaer a. a. O. und Land in der Anleitung von Dennert & Pape vorschlagen.

Wir geben zu dem Zwecke den Stellen einer Dezimalzahl sogenannte Ordnungszahlen in der Art, wie man sie in folgender Zeile in kleinem Druck über der Zahl 1536,749 markiert findet:

$$\overset{3}{1}\overset{2}{5}\overset{1}{3}\overset{0}{6},\overset{-1}{7}\overset{-2}{4}\overset{-3}{9}.$$

Die Bedeutung ist sofort klar: Die 2 über der 5 giebt den Potenzexponenten von 10 an, der die betreffende Stelle charakterisiert, denn $500 = 5 \cdot 10^2$. Genau Entsprechendes gilt auch für die (—2) über 4, denn $0{,}04 = 4 \cdot 10^{-2}$ u. s. w.

Unter dieser Voraussetzung gelten die folgenden Vorschriften:

Erste Hauptregel: Im Produkte ist die Ordnungszahl der höchsten (führenden) Stelle gleich der Summe der entsprechenden (höchsten) Ordnungszahlen der einzelnen Faktoren. Bei jedem Rückschlagen des Schiebers oder bei jedem Skalenwechsel[7]) wird diese Summe um 1 vermehrt.

Zweite Hauptregel: Im Quotienten ist die Ordnungszahl der führenden Stelle gleich der Differenz; der entsprechenden Ordnungszahlen der einzelnen Glieder. Bei jedem Rückschlagen oder Skalenwechsel wird diese Differenz um 1 vermindert.

Für zusammengesetzte Rechnungen, Proportionen, Kettenrechnungen und dergleichen lassen sich aus diesen Hauptregeln sinngemäß einige Nebenregeln ableiten, ohne daß man jedoch genötigt wäre, damit das Gedächtnis zu belasten.

Für das Quadrieren und Kubieren gelten jene beiden Hauptregeln in sachgemäßer Übertragung, nur muß bei Beurteilung des Skalenwechsels darauf geachtet werden, daß die obere Skala

[7]) „Skalenwechsel" tritt auf der oberen Skala dann ein, wenn die Ablesung zwischen der ersten Hälfte (1 bis 10, Skala I) und der zweiten Hälfte (10—100, Skala II) wechselt.

die Grundlage der Rechnung bildet. Wenn radiziert werden soll, hat man die Gruppen der Stellen der Radikanden zu je 2 (Quadratwurzel) oder je 3 (Kubikwurzel) ins Auge zu fassen und deren Ordnungszahlen zu markieren, also z. B. bei Quadratwurzeln so:

$$\overset{1}{\overgroup{15}}\,\overset{0}{\overgroup{36}},\overset{-1}{\overgroup{74}}\,\overset{-2}{\overgroup{9}}\quad\text{oder}\quad\overset{1}{\overgroup{3}}\,\overset{0}{\overgroup{79}},\overset{-1}{\overgroup{65}}\,\overset{-2}{\overgroup{42}}.$$

Bei Kubikwurzeln in folgender Weise:

$$\overset{1}{\overgroup{1}}\,\overset{0}{\overgroup{536}},\overset{-1}{\overgroup{749}}\quad\text{oder}\quad\overset{1}{\overgroup{21}}\,\overset{0}{\overgroup{379}},\overset{-1}{\overgroup{654}}\,\overset{-2}{\overgroup{2}}\quad\text{oder}\quad\overset{0}{\overgroup{379}},\overset{-1}{\overgroup{412}}.$$

Dieselbe Rolle, welche oben die Ordnungszahlen der einzelnen Stellen spielten, spielen hier die Ordnungszahlen der Gruppen, und so ergibt sich die

Dritte Hauptregel: Beim Radizieren (zweiten oder dritten Grades) ist in der Wurzel die Ordnungszahl der führenden Stelle gleich der Ordnungszahl der **höchsten** Gruppe[8]) des Radikanden. — Wenn die höchste Gruppe ganz unvollständig ist (blos 1 Stelle), dann stellt man den Radikanden auf Skala I der oberen Skala ein; ist die höchste Gruppe nahezu oder ganz vollständig (2 bis 3 Stellen), so stellt man auf Skala II ein. — Ist die höchste Gruppe bei Kubikwurzeln dreistellig, so muß zurückgeschlagen werden. Bei umgekehrtem Schieber (Kubikwurzel) liest man immer nur unten rechts, d. h. auf Skala I der Schieberteilung ab.

Mit diesen drei Hauptregeln reicht man vollständig aus. Allenfalls könnte man noch für die Benutzung der Logarithmen-Skala auf der Rückseite des Schiebers merken die einfachste und

Vierte Hauptregel: Die Kennziffer des Logarithmus ist gleich der Ordnungszahl der führenden Stelle des Numerus.[9])

Zum Schlusse mag noch bemerkt werden, daß die hier niedergelegten Studien lediglich gemacht wurden, um zu prüfen, ob der

---

[8]) Die höchste Gruppe kann ein- bis zweistellig bei Quadratwurzeln, dagegen ein-, zwei- und dreistellig bei Kubikwurzeln sein.

[9]) Die logarithmische Stabrechnung mit trigonometrischen Funktionen bedarf keiner besonderen Regeln für den Stellenwert.

Rechenstab wirklich verdient, in die höheren Schulen eingeführt zu werden. Nach dem Vorausgehenden kann dies keinem Zweifel unterliegen. Wie ich schon an anderer Stelle (Hoffmanns Zeitschrift XXVIII, 180) bemerkt habe, sind die nötigen Proben mit bestem Erfolge angestellt worden.[10]) Die Klassen Obersekunda und Prima können dabei naturgemäß allein in Frage kommen. Ein Stab mit Kartonteilung (2 Mk.) ist vollständig für die Schüler ausreichend, und man muß darauf sehen, daß regelmäßig zwischen Stabrechnung und Ziffernrechnung (Stiftrechnung) gewechselt wird, damit nicht die eine Art zu Gunsten der anderen vernachlässigt wird. Man hat dann die Freude zu beobachten, daß der Schüler nicht mehr wie sonst so häufig „mit Kanonen nach Spatzen schießt". Von mathematischen Schulbüchern, welche die Stabrechnung berücksichtigen, ist mir keines bekannt. Der mathematische Leitfaden von Bork und Genossen (Leipzig, Dürr 1897) bringt im II. Teil S. 120 nur eine kurze Andeutung. An französischen Ober-Schulen ist der Stab längst im Gebrauch. Im Anschlusse an frühere Ausführungen (Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes 1890 und Hoffm. Zeitschr. XXIV S. 173) schließe ich hier mit der These:

Für die genaueren Rechnungen der höheren Schulen genügt die vierstellige Logarithmentafel,[11]) für die minder genauen der logarithmische Rechenstab von $^1/_4$ m Länge.

2.

Abteilung für Sprachwissenschaft (SpW).

a) Sektion für Alte Sprachen (AS).

In dieser Sektion sprach am

16. Juni 1897 Herr Gymnasialdirektor Prof. Dr. Th. Hartwig über „Das Schlachtfeld von Cannä".

[10]) Zu bedauern ist, daß der Aufsatz des Prof. v. Heyden aus Hoffm. Zeitschr. III, 336 seiner Zeit fast ganz unbeachtet geblieben ist. Ein Neudruck findet sich im Bd. XXVII, S. 568. 1896.

[11]) Die von Schülke (Teubner) ist wohl die beste für die Schule.

Der eingesandte Bericht lautet:

Das Schlachtfeld von Cannä. Von Direktor Prof. Dr. Hartwig.

Die Beantwortung der Frage nach dem Schlachtfelde von Cannä macht deshalb soviel Schwierigkeiten, weil die Schlachtberichte keine einzige bestimmte, unzweideutige Angabe über die Lage des Schlachtfeldes auf dem linken oder dem rechten Ufer des Aufidus enthalten, sondern nur indirekte Schlüsse gestatten und weil die Besichtigung des Geländes in der Umgebung des alten Cannä keine untrüglichen Anhaltspunkte für die Beurteilung beziehungsweise Richtigstellung der Überlieferung an die Hand giebt.

Die eingehendsten Berichte, die uns aus dem Altertum über die Schlacht vorliegen, sind bekanntlich die von Polybius 3, 106—117 und Livius 22, 40—50. Hierzu kommt an zweiter Stelle Appian, Hannibalika 17—25, ferner Plutarch Fabius 15 und 16 und später Zonaras 9, 1. Die übrigen Autoren, die sich mit der Schlacht beschäftigen, wie Frontin, Florus und Eutrop, bieten für Bestimmung des Schlachtfeldes keinerlei Ausbeute. Unter Berücksichtigung der angeführten Quellen hat man nun bis in die 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts, hauptsächlich wohl wegen der Lage von Cannä auf dem rechten Ufer des Aufidus, die Schlacht ebenfalls auf das rechte Ufer des Flusses gelegt. Die entgegenstehende Ansicht wurde um die angegebene Zeit durch den Engländer Swinburne in die gelehrte Welt eingeführt, der in einer Veröffentlichung über eine von ihm nach Süditalien gemachte Reise die Ansicht vertrat, daß der Kampf in der Ebene auf dem linken Ufer stattgefunden habe. Dieser Annahme sind dann unsere großen Geschichtsschreiber gefolgt, und ihre Autorität hat wieder manche Philologen und Liviuserklärer wie Weißenborn und Wölfflin in ihren Bannkreis gezogen. Bezeichnend für das Interesse der Schule an der Beantwortung der Frage ist die Thatsache, daß sie vorzugsweise in Schulprogrammen ventiliert worden ist. Zuerst hatte Schillbach in einem Programm des Neuruppiner Gymnasiums vom Jahre 1860 nach einem Besuche des Schlachtfeldes sich für das linke Ufer erklärt, während C. W. Schnars drei Jahre zuvor in einer Reisebeschreibung dieser Gegend gesagt hatte, daß das Schlacht-

feld deutlich am rechten Ufer des Flusses zu erkennen sei. Im Jahre 1883 hat sich Stürenburg, der gleichfalls das Schlachtfeld besuchte, in einem Programm der Thomasschule in Leipzig ebenfalls für das linke Ufer ausgesprochen. Dagegen sind Solbisky und Reusch in zwei Schulprogrammen d. Js. 1888 und zuletzt namentlich Wilms 1895 in dem Programm des Wilhelms-Gymnasiums zu Hamburg entschieden für das rechte Ufer eingetreten. Allerdings sind ungeachtet dieser scheinbaren Übereinstimmung der beiden Letztgenannten die Ergebnisse ihrer unter sorgfältiger Berücksichtigung des Geländes, wie es in genauen, mit Höhenlinien versehenen Spezialkarten der Gegend sich darstellt, geführten Untersuchung recht verschieden. Nicht minder weichen aber von ihrer Darstellung Hesselbarth, der zuerst unter den neueren Forschern in seiner Göttinger Dissertation das Schlachtfeld wieder auf das rechte Ufer gesetzt hatte, und der ihm in der 6. und 8. Auflage seines Geschichtswerkes sich anschließende Mommsen ab.

Wenn ich nun den Versuch mache, der Lösung des Problems näher zu treten, so kann meines Erachtens über den Weg, den die Untersuchung einzuschlagen hat, ein Zweifel kaum bestehen. Man wird zuerst die Angaben der ältesten Berichte, welche einen Hinweis auf das Schlachtfeld enthalten, zu prüfen und mit einander zu vergleichen und sodann das aus ihnen sich ergebende Resultat an unserer Kenntnis der Gegend und namentlich des Flußlaufes zu messen haben. Für Verwertung der litterarischen Berichte ist es als ein glücklicher Umstand zu betrachten, daß die beiden Hauptquellen, Polybius und Livius, über die Stellung bezw. Lagerung der Heere vor der Schlacht übereinstimmen, mag man über das Verhältnis der beiden Autoren zu einander denken, wie man will, und entweder eine direkte Benutzung des Polybius durch Livius unter Hinzunahme anderer Berichte, namentlich des Coelius, statuieren, welche Annahme ja eine Vergleichung der beiden hierhergehörigen Erzählungen sehr nahe legt, oder auch mit K. W. Nitzsch der Meinung sein, daß beide Referate auf eine gemeinsame Quelle, Fabius Piktor oder Silenus, zurückzuführen sind. Zur Ergänzung des Bildes werden wir dann einige Angaben des Appian, die der Situation entsprechen, heranziehen müssen. Denn wenn Appian

auch in vielen Einzelnheiten als ein recht unzuverlässiger Gewährsmann erscheint, so hat er bei seiner Darstellung zweifellos doch noch andere Quellen als Polybius und Livius zu Rate gezogen. Jedenfalls aber werden wir in erster Linie Polybius zu folgen haben, dessen klare und ungeschminkte Berichterstattung den Eindruck der Zuverlässigkeit in allen wesentlichen Punkten macht.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst einmal an der Hand des Polybius die Operationen beider Heere im Jahre 216 bis zu ihrer Stellungnahme bei Cannä.

Wie im Jahre 217, so hatte auch 216 Hannibal im Frühling den Feldzug eröffnet und war aus dem Frentanerland, wo er unweit von Larinum, bei dem geographisch nicht genau festzulegenden Gereonium, dem Feinde gegenüber im Winter gelagert hatte, südwärts in das von dem Kriege noch nicht berührte südliche Apulien gezogen: er hatte sich hier der Burg des schon früher (nach Niebuhr Vorträge über römische Geschichte II, S. 95) durch ein Erdbeben zerstörten, auf dem rechten Ufer des Aufidus zwischen Canusium und Barulum gelegenen Cannä bemächtigt. Die Römer hatten hier ein Getreidemagazin, aus dem sie ihr Heer verproviantierten. Die Wegnahme dieser Vorräte war für sie natürlich ein schwerer Schlag. Die Prokonsuln Attilius Regulus und Servilius, welche die Weisung hatten, vor Eintreffen der neugewählten Konsuln Ämilius Paullus und Terentius Varro und ihres Heeres nichts zu unternehmen, waren dem Hannibal, wie es scheint, langsam gefolgt, hatten aber die Fühlung mit ihm verloren. Auf die Kunde von der Wegnahme des Magazins und angesichts des durch die Erfolge Hannibals in drohende Nähe gerückten Abfalls der Bundesgenossen entschied sich der Senat, den Kampf mit dem Feinde aufzunehmen, und sandte die Konsuln an der Spitze der vier neuausgehobenen, außergewöhnlich verstärkten Legionen und des Aufgebotes der Bundesgenossen mit entsprechenden Weisungen ins Feld. Durch Vereinigung dieser Truppen mit den alten Legionen wuchs die Heeresstärke auf die in der römischen Kriegsgeschichte bis dahin noch nicht dagewesene Zahl von 80—90000 Mann. Man war entschlossen, dem Gegner auf den Leib zu gehen und eine Entscheidung herbeizuführen. Auch Ämilius Paullus war dieser

Meinung, wenn er auch Ort und Zeit des Kampfes sich nicht bestimmen lassen mochte, und richtete in diesem Sinne bald nach seinem Eintreffen eine Ansprache an das Heer, um ihm den Mut zu stärken. Am Tage darauf brachen die Römer auf und zogen dem Feind entgegen. Nach zweitägigem [1]) Marsche schlugen sie ein Lager etwa 50 Stadien von den Karthagern entfernt auf. Hier nun brach nach Polybius zuerst der Zwist zwischen den römischen Führern aus. Ämilius wollte auf dem weiten Blachfeld, das sich zwischen den Höhen, aus denen das Heer soeben herausdefiliert war, und dem Aufidus ausdehnte und fast ganz unbewachsen war, nicht schlagen, weil für die überlegene karthagische Reiterei kein günstigeres Schlachtfeld zu finden war, sondern den Gegner womöglich in ein Terrain ziehen, wo die Überlegenheit des römischen Fußvolks — 80000 gegen 40000 — zur vollen Wirkung gebracht werden könnte. Allein Varro war seiner Sache sicher; er wollte von dieser Fabianischen Strategie nichts wissen, und da er am folgenden Tage zufolge des fatalen Kommandowechsels den Oberbefehl hatte, so führte er unbekümmert um die Warnungen und Bitten seines Kollegen das Heer quer durch die Ebene nach dem Aufidus, um sich das Wasser, dessen das Heer zur Verpflegung in der regenarmen Jahreszeit allerdings dringend benötigt war, mit Blut zu erkaufen. Nach Gellius fand nämlich die Cannensische Schlacht am 2. Sextilis statt, wurde also nach dem berichtigten Kalender etwa im Juni geschlagen, zu welcher Zeit in dieser Gegend in der Regel kaum noch ein Tropfen Regen fällt und die Wasserläufe zu versiegen beginnen. Während dieses Marsches griff nun Hannibal mit leichten Truppen und mit Reiterei die Römer an und trug einige Verwirrung in ihre Reihen. Daß es ihm aber

[1]) Die Entfernung von Larinum (Gereonium) bis nach Cannä beträgt in der Luftlinie etwa 16 Meilen. Wenn die Angabe des Polybius 110, 1 δευτεραῖοι ἐπιβαλόντες παρενέβαλον richtig ist, so folgt daraus mit zwingender Notwendigkeit, daß das vereinigte römische Heer bei seinem Ausbruch nicht mehr in dem larinatischen Gebiete gestanden haben kann, sondern schon früher erheblich weiter südlich marschiert sein muß; denn in zwei Tagen jene Entfernung zurückzulegen, war für ein bepacktes Heer auch bei der großen Marschfähigkeit römischer Soldaten, wie sie vor und nach der Schlacht am Metaurus sich glänzend bewährte, ein Ding der Unmöglichkeit.

mit seinem Angriff kein rechter Ernst war, beweist schon die Thatsache, daß er keine Reserven herangezogen hatte. Er wurde daher mit Einbruch der Nacht, nachdem die Römer ihre Kerntruppen vorgebracht hatten, zurückgeworfen. Offenbar handelte es sich bei diesem Gefechte entweder nur um eine Rekognoszierung, oder, was noch wahrscheinlicher ist, der Angriff war eine Finte, durch die die Römer sozusagen herausgelockt und in die Hannibals Wünschen entsprechende Kampfeslust und Stellungnahme gebracht werden sollten. Hatte Hanibal diese Absicht, so hatte sie jedenfalls den gewünschten Erfolg, wie die Ereignisse der nächsten Tage bewiesen.

Von den diese Vorgänge behandelnden Stellen sind für unsere Untersuchung nun von besonderer Bedeutung diejenigen, welche Angaben über die Lagerung der beiderseitigen Heere am Flusse enthalten. Denn vermittelst ihrer wird man unter Zuhilfenahme der Bemerkungen der Schriftsteller über die Stellung der Heere in der Schlacht selbst unschwer zu erkennen vermögen, auf welcher Seite des Aufidus die Berichterstatter sich das Schlachtfeld gedacht haben.

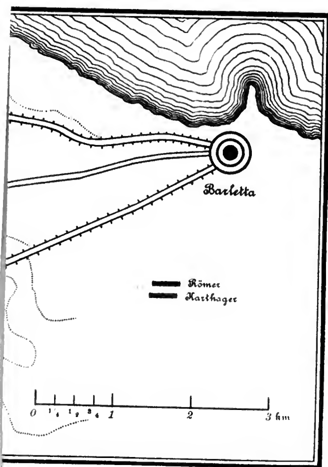
Über den Lagerplatz Hannibals nach der Wegnahme der Burg von Cannä sagt Polybius direkt nichts. Aber er hebt 107,5 die die Umgebung beherrschende Lage Cannäs hervor und den Eindruck, den die Wegnahme dieser Position auch deshalb auf die Römer gemacht habe. Liegt nun an sich schon die Vermutung nahe, daß Hannibal sich mit seinem Heere auf oder an den Höhen unweit Cannä gelagert hat, die ihm eine die Umgegend beherrschende Stellung sicherten und namentlich einen freien Überblick über die nördlich von dem Flusse sich ausdehnende Ebene gewährten, durch die oder an deren Rand der Anmarsch des römischen Heeres, wenn es ihn angreifen wollte, aller Voraussicht nach erfolgen mußte, so wird diese Annahme vollauf bestätigt durch das Zeugnis des Livius, der uns in einer ganz unverdächtigen Stelle (Kap. 43,10) erzählt, daß Hannibal das Lager prope Cannas aversa a Volturno vento aufgeschlagen habe und daß dieser Umstand für das Lager selbst sehr günstig gewesen sei. Denn es kann diese Angabe nur den Sinn haben, daß das Lager durch die überragenden Höhen gegen den Volturnus d. i. gegen den Südost-

wind geschützt war. Dieser Wind pflegt nämlich im Sommer in Apulien besonders um Mittag regelmäßig zu wehen. Wir dürfen also mit Bestimmtheit voraussetzen, daß Hannibal zuerst sein Lager auf dem Südufer des Flusses nahe bei Cannä hatte. Soweit mir bekannt, herrscht hierüber auch bei allen Forschern volle Übereinstimmung. Dagegen gehen die Meinungen über die römischen Lager am Aufidus stark auseinander.

Meiner Ansicht nach wird von manchen Gelehrten der Überlieferung Gewalt angethan, um sie in Einklang mit den Vermutungen über die Lage des Schlachtfeldes bringen zu können. Hören wir zunächst einmal ohne Rücksicht auf die sich ergebenden Konsequenzen die Zeugnisse des Polybius und des Livius.

In Kapitel 110 berichtet Polybius, nachdem er das oben besprochene Rekognoszierungsgefecht erzählt hat, in § 8 und 10, daß Lucius, da er weder kämpfen wollte noch das Heer sicher zurückführen konnte, am Tage darauf mit zwei Dritteilen des Heeres am Aufidus sich gelagert, mit dem übrigen Dritteil aber jenseits von der Übergangsstelle gegen Osten ein Lager geschlagen habe, das von dem eigenen Lager gegen 10 Stadien, von dem der Feinde aber um ein wenig weiter abgelegen habe. Er sei dabei von der Absicht geleitet worden, die aus dem jenseitigen Lager zum Futterholen ausziehenden Leute zu decken, dagegen die aus dem karthagischen Lager Ausrückenden zu bedrohen. Etwas weniger bestimmt, aber in der Hauptsache übereinstimmend, erzählt Livius Kap. 44, 2 f., die Konsuln hätten zwei feste Lager an dem Aufidus geschlagen, aus denen die Soldaten das Flußwasser sich nicht ganz ohne Kampf hätten beschaffen können. Immerhin sei dies aus dem kleinen Lager, das jenseits des Aufidus lag, mit weniger Schwierigkeiten verbunden gewesen, da das gegenüber liegende Ufer keine feindliche Besatzung gehabt habe.

Faßt man diese beiden Angaben unbefangen auf, so ergiebt sich als ihr gemeinsamer Gehalt kurz Folgendes. Die Römer am Aufidus angelangt schlagen zwei Lager an dem Flusse auf, ein größeres und ein kleineres, das letztere jenseits des Flusses, d. h. an seinem rechten südlichen Ufer. Daß nach diesen Berichten aber das kleine Lager auf dem linken und das größere auf dem rechten Ufer zu suchen ist, kann, wenn man nicht in gekünstelter Erklärung


Barletta
Römer
Karthager
0 1/4 1/2 3/4 1 2 3 km

allen Grundsätzen einer gesunden Hermeneutik ins Gesicht schlagen will, nicht zweifelhaft sein. Das in beiden Schriftstellern sich findende entscheidende „Jenseits“ ist doch wohl nur, wie auch Reusch ausführt, von Rom oder nach dem Vorausgehenden von der Marschrichtung des von Gereonium zum Aufidus ziehenden Heeres aus zu nehmen, und in beiden Fällen ist das trans Aufidum gleichbedeutend mit: südlich vom Aufidus. Schillbach und Stürenburg verlegen freilich das kleine Lager auf das linke Ufer, indem sie das große auf dem rechten Ufer unterbringen und das „Jenseits“ also von dem Standpunkt des Hauptlagers aus deuten. Man wird aber beiden kaum Unrecht thun mit der Vermutung, daß ihre Hypothese ihren Ursprung in der auf lokalen Gründen beruhenden Ansicht hat, daß die Schlacht auf dem linken Ufer geschlagen sei, und daß sie deshalb die Überlieferung in ihr Netz zu pressen suchen. Wenn Stürenburg sich darauf beruft, daß Polybius wiederholt das Überschreiten von Flüssen und Bergen bei militärischen Operationen nicht erwähnt habe, wie z. B. den Übergang über den Ticinus, den Arnus, den Tiber, den Apennin und selbst den Aufidus bei der Besetzung der Burg von Cannä durch Hannibal, und daß deshalb auch kein Anstoß daran zu nehmen sei, wenn der erste Übergang über den Aufidus durch die Römer keine Erwähnung finde, so ist dieses Argument wenig stichhaltig. Denn in den angeführten Fällen war eine genauere Ortsbestimmung nicht erforderlich und eine Erwähnung des Übergangs nicht geboten. An den uns vorliegenden Stellen unserer Autoren aber, wo es sich um präzise Bestimmung der auf verschiedenen Ufern liegenden Lagerplätze handelte, mußte eine solche Auslassung zur größten Unklarheit führen. Eine derartige saloppe Darstellung ist aber namentlich dem sonst so klaren und litterarisch geschulten Polybius nicht ohne zwingenden Grund zur Last zu legen. Müssen wir hiernach schon annehmen, daß Polybius sich das Hauptlager der Römer auf dem nördlichen Ufer des Flusses vorgestellt hat, so wird dies meiner Meinung nach, zur Gewißheit erhoben, bei Berücksichtigung einer anderen Stelle Ende Kap. 111.

In diesem Abschnitt erzählt Polybius, Hannibal habe, nachdem die Römer ihre Lagerplätze, von denen sie sich ohne Kampf

nicht mehr zurückziehen konnten, gewählt hätten, in der Überzeugung, daß die Stunde der Entscheidung bevorstehe, seine Soldaten zusammengerufen und sie in einer Ansprache unter Hinweis auf die Stellung der Feinde, welche die Götter sichtbar in ihre Hand gegeben hätten, mit Kampfeslust und Zuversicht zu erfüllen gesucht. Sicherlich hat diese Versammlung in oder bei dem alten Lager unweit Cannä auf einem Platze stattgefunden, der einen Überblick über die Stellungen der Feinde ermöglichte. Nachdem er seine Ansprache mit der Bemerkung, daß der Worte nun genug gewechselt seien und man nun die Thaten sehen müsse, unter dem begeisterten Beifall seiner Soldaten geschlossen und die Versammlung entlassen hatte, schlug er, wie Polybius schreibt, sofort ein festes Lager auf ebenderselben Seite des Flusses, auf der das größere Lager der Gegner sich befand, (παρὰ τὴν αὐτὴν πλευρὰν τοῦ ποταμοῦ τῇ μείζονι στρατοπεδείᾳ τῶν ὑπεναντίων).

Ich möchte hier die Frage aufwerfen: Ist es denkbar, daß Polybius mit diesen Worten nicht hat einen Gegensatz zwischen der bisherigen Stellung des Hannibal auf der südlichen Flußseite und der neugewählten auf der Seite, auf der das römische Hauptlager sich befand, ausdrücken wollen und daß er sich dieser Worte bedient haben würde, wenn er geglaubt hätte, daß das römische Lager auf demselben Flußufer, wie das erste hannibalische, gelegen hätte? Mir wenigstens erscheint dies ganz unfaßbar.

Eine weitere Stütze erhält diese Auffassung durch den Verlauf der dem Entscheidungskampfe vorausgehenden Begebenheiten selbst, bezw. durch die Darstellung, die sie in unseren Quellen erfahren. Hannibal, zum Kampfe entschlossen, führte sein Heer zuerst schon aus dem Grunde auf das Nordufer, weil dessen weites Blachfeld für seine Reiterei wie geschaffen war, während das von den vorspringenden Höhen begrenzte Südufer sicher für ausgiebige Verwendung dieser Spezialwaffe viel weniger geeignet war. Damit stimmt durchaus überein, wenn Livius 44, 4 berichtet, daß Hannibal, nachdem er Hoffnung geschöpft hätte, daß die Konsuln ihm auf einem für die Reiterei vorzüglich geeigneten Gelände Gelegenheit zum Kampf bieten würden, sein Heer zur Schlacht aufgestellt habe.

Nach Polybius geschah dies am zweiten Tage, nachdem er das neue Lager aufgeschlagen hatte. Allein seine Hoffnung täuschte ihn; denn Lucius Paullus, der an diesem Tage das Kommando hatte, wollte auf so ungünstigem Terrain nicht schlagen, sondern hielt das Heer in den Lagern, die er durch verstärkte Wachen gegen einen Angriff zu sichern suchte, zurück, in der Erwartung, daß Hannibal durch Mangel an Lebensmitteln bald zu einer Änderung des Lagerplatzes genötigt sein werde. Nachdem Hannibal sein Heer eine zeitlang in Schlachtreihe hatte stehen lassen, führte er, als der Feind nicht hervorkam, das Gros in das Lager — natürlich das zuletzt aufgeschlagene — zurück, sandte aber die Numider über den Fluß, um die Feinde beim Wasserholen aus dem kleinen Lager — dieses lag etwas vom Flusse ab — zu hindern. Dieses Manöver hatte einen doppelten Erfolg. Einmal wurden die Wasserholer in Verwirrung bis unmittelbar an die Lagerthore zurückgejagt, und zweitens, und darauf kam es Hannibal sicher am meisten an, der Zwist der Führer, der nach Livius schon am Morgen wegen der Versagung des Kampfes durch Ämilius heftig aufgelodert war, wurde noch verschärft und die Verstimmung des Heeres gegen den allzu vorsichtigen Ämilius, der daran schuld sei, daß von feindlichen irregulären Truppen ein römisches Lager in Schrecken gesetzt werde, aufs äußerste gesteigert. Nur der Umstand, daß Paullus an diesem Tage den Oberbefehl führte, verhinderte, wie Livius 45, 4 bemerkt, die Römer, sofort den Fluß zu überschreiten und sich zur Schlacht aufzustellen. Am nächsten Morgen aber, als Varro das Kommando übernommen, da wollte er der Sache ein Ende machen. Zwar gelüstete ihn aus naheliegenden Gründen nicht, den Kampf auf dem von Hannibal Tags zuvor gewählten Schlachtfelde aufzunehmen, sondern er zog es vor, die Entscheidung auf dem andern Ufer, das der feindlichen Reiterei weniger Raum zur Entwickelung bot, herbeizuführen. Mit Tagesanbruch führte er, wie Polybius und Livius übereinstimmend berichten, die Legionen des größeren Lagers über den Fluß, vereinigte mit ihnen die in dem kleinen Lager stehenden Truppen und stellte auf demselben Ufer das Heer in dicht massierter Aufstellung mit der Front nach Süden in Reih' und Glied. Gleichzeitig zog

Hannibal sein Heer aus dem Lager, ließ es, die leichten Truppen voran, an zwei Stellen über den Fluß gehen und dem Feinde gegenüber, nachdem er von einer Anhöhe den Aufmarsch der Feinde (Plut. Fab. 15) beobachtet hatte, nach Norden zu seine Stellung nehmen. Soweit die übereinstimmenden Berichte unserer (beiden) Gewährsmänner.

Wir sehen, wie die Dinge hiernach in einander greifen, wie die Ereignisse auf beiden Ufern sich naturgemäß abspielen und zur Entscheidung auf der rechten Flußseite führen. Wenn man davon absieht, daß die Orientierung für die beiden Flußufer an keiner Stelle der Überlieferung mit einfachen dürren Worten gegeben ist, so sind in den Berichten bis auf eine, den kleinen römischen Lagerplatz betreffende Stelle bei Livius 44. 13, von der nachher noch die Rede sein wird, die taktischen Vorbereitungen für die Schlacht bis zum Aufmarsch der Heere in den beiden Berichten völlig klar gelegt. Freilich wird es unmöglich sein, an der Hand der Geschichtsschreiber die Lagerplätze der Römer bestimmt nachzuweisen. Das wäre nur denkbar auf Grund genauer Kenntnis der Örtlichkeiten, und auch dann würden wir bei der Unsicherheit des Aufidusbettes unterhalb von Cannä immerhin noch mit verschiedenen Möglichkeiten zu rechnen haben. Nach der Ortsbeschreibung Stürenburgs nämlich, der unter den neueren deutschen Besuchern des Schlachtfeldes die Umgebung Cannäs am genauesten schildert, sind die Ufer des Ofanto, der von dem alten Cannä aus sich in zahlreichen Krümmungen, aber im ganzen in nordöstlicher Richtung dem unfernen adriatischen Meere zuwendet, entweder beide, oder wenigstens das eine, so flach und mit aufgeschwemmtem Kies und Sand bedeckt, daß klar ersichtlich ist, wie der Fluß, je nachdem er durch Regengüsse anschwillt, die Niederung überströmt und seinen Lauf ändert. Meistens aber, namentlich im Sommer, ist sein Wasserstand so niedrig, daß man ihn überall durchwaten kann.

Wenn es daher bei dieser Beschaffenheit des Ufergeländes sehr wohl möglich, ja wahrscheinlich ist, daß das Flußbett des Aufidus vor 2100 Jahren ein anderes gewesen ist, als das des heutigen Ofanto, und eine genaue topographische Bestimmung der Lagerstellen auf ziemlich unsicherer Grundlage ruht — die von

Wilms bezeichneten Plätze sind möglich, aber nicht gewiß —, so wird doch die mit Hilfe der Überlieferung gewonnene Antwort auf die Frage, auf welcher Seite des Aufidus die Lagerplätze zu suchen sind, von dieser Ungewißheit nicht berührt.

Da wir nun auf diesem Wege zur Überzeugung gelangten, daß das kleine römische Lager nach Ansicht unserer Gewährsmänner auf dem rechten Flußufer lag, so werden wir auch zunächst das Schlachtfeld auf dieser Seite zu suchen haben. Wir müssen deshalb der Frage ins Antlitz sehen, ob das rechte Ufer des Aufidus für zwei Heere, deren Gesamtstärke mindestens 130000 Mann betrug, einen ausreichenden Raum zu der Schlacht, wie sie von den alten Historikern eingehend geschildert wird, bot. Wie schon bemerkt, ist das von mehreren Seiten bestritten worden und mit zweifelloser Berechtigung für den oberhalb Cannäs befindlichen Flußlauf. Nach den vorliegenden Spezialkarten, für welche italienische Militärkarten zur Unterlage dienen, läßt die Hügelkette, die von Canusium an bis zu dem in seinen Resten und Ruinen noch jetzt kenntlichen Cannä den Fluß auf der rechten Seite begleitet und sich steil bis zu Höhen von 60 bis 100 Meter erhebt, abgesehen von kleinen Uferbogen nur einen nach dem Ofanto allmählich abfallenden Rand von durchschnittlich 500 Meter frei. Da hier auch das Flußbett ziemlich tief einschneidet, so ist auch keine wesentliche Änderung seit den Tagen von Cannä vorauszusetzen. Daß aber auf diesem schmalen Uferstrich der große Kampf nicht stattgefunden haben kann, lehrt ein einfacher Blick auf die Karte, und ich verstehe daher nicht, wie Hesselbarth und nach ihm noch Mommsen — noch in der 8. Auflage — ihn hierher verlegen und dazu die Heere in einer Stellung aufmarschieren lassen konnten, die der Überlieferung in wesentlichen Punkten widerstreitet.

Ganz verschieden aber ist die Situation östlich von Cannä. Hier treten die Höhen, die sich nach dem etwa 8 Kilometer entfernten Meere mehr und mehr abdachen, von dem nordostwärts fließenden Ofanto zurück und lassen ein etwa 5 Kilometer von Süd nach Norden hin bis zum Fluß sich ausdehnendes, nicht ganz ebenes, aber mäßig gewelltes und um ca. 30 Meter sich senkendes Gelände frei, dessen Rand teilweise, wie Paulustimolo gegenüber,

steil zum Flusse abfällt, teils auch namentlich weiter nordöstlich sanft absteigt. Auf diesem Gefilde war die Schlacht möglich und zwar in der Entwickelung, wie sie in unseren Quellen geschildert wird.

Indem ich den Nachweis für diese Behauptung zu geben mich anschicke, bemerke ich, daß ich in Rücksicht der Begrenzung des Themas nur diejenigen Momente der Schlachtberichte hervorheben werde, die für die Beurteilung der Frage von Belang sind. Wie schon früher bemerkt wurde, war nach den übereinstimmenden Aussagen von Polybius und Livius die Front des karthagischen Heeres nach Norden gerichtet. Infolgedessen hatten die gegenüber stehenden Römer den Volturnus im Gesicht, der ihnen um Mittag solche Staubmassen, die nach Zonaras allerdings etwas fragwürdiger Bemerkung (9, 1) Hannibal durch vorheriges Aufpflügen des Bodens hatte verstärken lassen, entgegentrieb, daß ihnen Sehen und Hören verging. Auf dem linken Flügel nach dem Fluße hin stand die schwere iberische und keltische Reiterei, ihnen zunächst die Hälfte der schwerbewaffneten Libyer, dann iberisches und keltisches Fußvolk, darauf die andere Hälfte der Libyer und auf dem rechten Flügel die numidischen Reiter. Nachdem Hannibal die genannten Truppen in gerader Linie hatte antreten lassen, zog er die keltiberische Infanterie in eine halbmondförmig gebogene Stellung vor, während er die Libyer in Reservestellung zurück hielt. Die Front war verdeckt durch die Balearen und die Speerträger. In der römischen Schlachtlinie standen die leichten Truppen ebenfalls voran; den rechten Flügel am Flusse bildete die Bürgerreiterei, daran schlossen sich die Legionen, die so dicht gedrängt standen, daß ihre Tiefe beträchtlich — πολυπλάσιον sagt Polybius — größer war als die Breite. Auf dem linken Flügel, den Numidern gegenüber, war die Reiterei der Bundesgenossen aufgestellt. Offenbar hatte Varro, als er die Schlachtlinie ordnete, den Plan, das feindliche Zentrum durch seine Infanteriemassen zu sprengen, dagegen verzichtete er darauf, den Gegner zu überflügeln, weil er die Überlegenheit der feindlichen Reiterei kannte und scheute. Nachdem der Kampf von den leichten Truppen eröffnet war, warfen sich die keltiberischen Reiter von dem linken Flügel unter Hasdrubal auf die feindliche Kavallerie. Da diese zwischen Fluß und Legionen

eingekeilt nicht ausweichen konnte, so begann ein furchtbares Ringen, in dem Mann gegen Mann kämpfte, die Barbaren teilweise auch von ihren Pferden sprangen und die Gegner zu sich herunter zogen. Nachdem die auch numerisch erheblich schwächere römische Reiterei fast vernichtet und der Rest über den Fluß getrieben war, wendet sich der siegreiche Hasdrubal mit seinen Geschwadern hinter der vorrückenden römischen Infanterie nach dem feindlichen linken Flügel, um durch einen Rückenangriff den bis dahin erfolglos kämpfenden Numidern Luft zu machen. Als ihm das gelungen war und die bundesgenössische Reiterei das Weite suchte, überläßt er die Verfolgung den Numidern und jagt nun an der Spitze seiner Reiter nach dem feindlichen Zentrum zurück, um einen dritten, vernichtenden Stoß in den Rücken der bereits von den Libyern umklammerten (Plut. Fab. 16) und arg zugerichteten römischen Phalanx zu führen.

Ich weiß nicht, weshalb dieses ja etwas skizzenhaft nach Polybius gezeichnete Gefechtsbild — der livianische Schlachtbericht folgt von Kap. 48 an einer stark legendenhaften römischen Tradition, wahrscheinlich dem Coelius Antipater, wird seitdem unklar und gerät mit seinen Anfängen in Widerspruch — nicht in den Rahmen der Landschaft, wie sie nach den Karten und der Beschreibung ortskundiger Männer sich darstellt, hineinpassen soll, namentlich wenn man die Möglichkeit berücksichtigt, daß der Fluß damals die Uferböschung gegenüber von Tremaquai und Paulusstimolo bespülte. Auffallen könnte vielleicht, daß in den beiden Schlachtberichten gar keine Unebenheiten des Terrains erwähnt sind, und Stürenburg hat dieses Moment auch gegen Verlegung des Schlachtfeldes auf das rechte Flußufer geltend gemacht. Allein darauf läßt sich erwidern, daß in diesen Relationen das Terrain überhaupt nicht erwähnt wird und daß die geringen Niveaudifferenzen auf dem angenommenen Schlachtfeld die Entwickelung des Kampfes in seinem geschilderten Verlaufe nicht wesentlich beeinflussen konnten. Dazu kommt, daß Appian an zwei Stellen (Hannibal Kap. 20 und 22) von Bergen spricht, in deren Schluchten Hannibal einen Hinterhalt gelegt, oder bis zu denen punische Abteilungen in verstellter Flucht geflohen seien, und daß er die römische Reiterei auf dem linken Flügel am Meere stehen läßt.

Gewiß ist ja Appian, wie schon bemerkt, im ganzen ein recht unzuverlässiger Autor, aber es hält, wie auch Wilms hervorhebt, schwer zu glauben, daß er solche Notizen aus der Luft gegriffen und nicht in seinen Quellen gefunden habe, wenn er sie auch in seiner Phantasie etwas umgestaltet. Einen verständlichen Sinn bekommen sie aber nur, wenn man sie zu einem Schlachtfeld auf dem rechten Ufer des Aufidus in Beziehung setzt.

Endlich lassen sich auch die Angaben, die wir bei Polybius und Livius über die Flucht der Überbleibsel des Römerheeres nach den beiden Lagern sowie nach Cannä, Canusium und Venusia finden, ohne Schwierigkeit mit der hier vertretenen Ansicht vereinigen, mag man nun annehmen, daß sie, wie die 10000 Legionare an der Trebia, die karthagische Linie an einer Stelle durchbrachen, oder, was hier näher liegt, aus dem Kessel, in den sie geraten waren, durch verschiedene undichte Stellen „hindurch spritzten".

Wir kommen zum Ende. Gemäß der Überzeugung, die ich aus der Prüfung der einschlagenden Momente gewonnen hatte, habe ich zu beweisen versucht, daß die Schlacht bei Cannä auf dem rechten und nicht auf dem linken Ufer des Aufidus stattgefunden hat. Dieser Beweis hat, um das noch einmal hervorzuheben, zwei Hauptstützpunkte, einmal den Nachweis, daß das kleine römische Lager, das nach Polybius' und Livius' Schlachtberichten auf der nämlichen Seite lag wie das Schlachtfeld, auf dem rechten Ufer zu suchen ist, und zweitens, daß auf diesem Ufer sich eine Örtlichkeit findet, zu welcher die überlieferte Schlachtschilderung paßt, während, wie ich ergänzend bemerken will, auf dem linken Ufer kein solcher Platz ohne Preisgebung wichtiger Punkte der Überlieferung oder ohne die Voraussetzung wesentlicher Verschiebungen des alten Flußlaufes zu finden ist.

Man wird vielleicht nun doch noch fragen, wie es sich erklärt, daß soviele Gelehrte bei der Lage der Dinge, wie ich sie dargestellt habe, entschieden der entgegengesetzten Auffassung folgen konnten. Auf eine solche Frage möchte ich antworten, daß die Meisten die hierfür eingetreten sind, sich nicht eingehend mit dem Problem beschäftigt haben, sondern sich von der irrigen Meinung haben bestimmen lassen, daß für eine Schlacht, bei der der Reiterei ein

so wichtiger Anteil an der Entscheidung zufiel und die mit solchen Massen geschlagen wurde, südlich vom Flusse in der Nähe von Cannä der Raum gefehlt habe. Diejenigen aber, welche sich tiefer auf den Gegenstand eingelassen haben, wie z. B. Stürenburg, der der eigentliche Rufer im Streit auf der Gegenseite ist, denken deshalb nicht daran, das Schlachtfeld unterhalb Cannä zu suchen, weil sie meinen, daß die Römer nicht so thöricht gewesen sein könnten, bei ihrem Anmarsch gegen Hannibal die Verbindung mit den Bergen am Oberlauf des Aufidus und mit Canusium aufzugeben und sich zwischen Hannibal und das Meer eindrängen zu lassen. Ich gebe willig zu, daß dieser Zug nach dem Meere hin keine strategische Musterleistung war, aber dem Draufgänger Varro, der jenen Marsch leitete und seiner Sache ziemlich gewiß war, ist sie wohl zuzutrauen, zumal wenn man sich vorstellt, daß Hannibal bei dem vorausgegangenen Rekognoszierungsgefecht ihn gleichsam einholte und ihm den Weg nach dem Flusse wies. Außerdem gewinnen aber erst bei der Voraussetzung dieses Anmarsches die Stellen bei Polybius 110, 8 und 111, 4, in denen die Unmöglichkeit betont wird, daß die Römer aus der eingenommenen Stellung ohne Kampf herauskämen, ihr volles Licht; denn hätten die Römer oberhalb Cannäs am Aufidus gestanden, so wäre es ihnen ein leichtes gewesen, sich dem Feinde zu entziehen.

Stürenburg sucht ferner die Stelle Livius 44, 3 (ex mino ribus tamen castris, quae posita trans Aufidium erant, liberius aquabantur Romani, quia ripa ulterior nullum habebat hostium praesidium) für seine Verlegung des kleinen Lagers auf das linke Ufer als locus probans zu verwerten, indem er sagt: hoc verum non esse potest, nisi castra minora fuerunt in ripa vico et arci Cannensi opposita, i. e. in ripa sinistra. Hannibalem enim, etiamsi castra sua post Romanorum adventum transtulisset in ripam sinistram, incredibile est arcem, qua paullo ante occupata niti poterat firmissimo munimento et refugio, sine praesidio relicturum fuisse. Castra igitur minora si fuerunt in ripa arci opposita, pugna quoque fuit in ripa eadem. Abgesehen davon, daß der livianische Bericht nicht überall autoritativ für uns ist, würde dieses Raisonnement nur dann zutreffen,

wenn der Ausdruck ripa ulterior von dem südlichen Ufer verstanden werden müßte. Allein zu dieser Interpretation nötigt die Stelle keineswegs, denn wenn man den in Rede stehenden Ausdruck, wie dies durch den Zusammenhang sehr nahe gelegt wird, von dem Standpunkt des von uns auf die Südseite des Aufidus gelegten kleinen Lagers aus deutet, so besagt die Stelle, daß das Wasserholen aus dem kleinen Lager ungestörter besorgt werden konnte, weil die Leute bei dieser Arbeit am Flusse nicht von dem gegenüberliegenden — nördlichen — Ufer durch eine feindliche Abteilung, oder sagen wir, feindliche Schleuderer, behelligt, d. i. beschossen wurden. So verstanden verlieren die Worte die in sie hineingelegte Beweiskraft und werden zur Stütze für die hier verfochtene Auffassung.

Die übrigen Einwände Stürenburgs, namentlich das argumentum ex silentio scriptorum de iniquitate locorum kann ich übergehen, da sie im Verlaufe der Darstellung bereits ihre Erledigung gefunden haben. Zu welchen bedenklichen Konsequenzen Stürenburg durch seine Ansicht geführt wird, das mag man daraus ersehen, daß er die Römer im Widerstreit mit den bestimmten und klaren Zeugnissen unserer Autoren nicht mit der Front nach Süden, sondern nach Nordosten kämpfen läßt. Demgegenüber wird man wohl zugeben, daß die von mir in vielfacher Übereinstimmung mit Wilms vertretene Annahme, wenn sie auch nicht zu absoluter Evidenz gebracht ist, doch die weit größere Wahrscheinlichkeit für sich hat.

---

b) Sektion für Neuere Sprachen (NS).

In dieser Sektion sprach am

23. Juni 1897 Herr Prof. Dr. Valentin über
„Der Grundunterschied des französischen und des deutschen Verses“.

* * *

Der eingesandte Bericht lautet:

Der Grundunterschied des französischen und des deutschen Verses.
Von Professor Dr. V. Valentin.

In der Entwickelung unserer deutschen Litteratur nimmt der Einfluß, den die französische Dichtung auf die deutsche ausgeübt hat, eine wichtige Stellung ein. Niemand bezweifelt diese Thatsache für bestimmte Epochen: die Zeit des Minnegesanges und des höfischen Epos, dann wieder die Zeit zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zeigen diesen Einfluß auf ihren Höhepunkten. Thatsächlich hat er wohl immer bestanden und nur zu gewissen Zeiten besonderen Aufschwung genommen, in anderen sich dagegen zurückgezogen. Noch nicht dokumentarisch nachgewiesen ist er für den deutschen Meistergesang: daß er auch in dieser Epoche in maßgebender Weise vorhanden war, habe ich aus dem Charakter des deutschen Verses dieser Zeit nachzuweisen gesucht. In der Abhandlung „Goethe, Gotik und Knittelvers“ (Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Max Koch, o. ö. Professor an der Universität Breslau. Neue Folge IX (1896) S. 281—294) habe ich darauf hingewiesen, daß der Vers des sechzehnten Jahrhunderts, wie er uns vor allem bei Hans Sachs entgegentritt, erst dann sein richtiges Verständnis findet, wenn er nicht, wie es gewöhnlich geschieht, jambisch gelesen, sondern als Nachbildung des französischen Verses, vor allem des Achtsilbers, erkannt wird. Der französische Vers, der aus dem römischen Verse durch Vermittelung des Kirchenliedes entsteht, nimmt von ihm die für den einzelnen Vers feststehende Silbenzahl an, giebt aber unter dem Schutze des Gesanges den regelmäßigen Wechsel von kurzen und langen Silben auf: im Gesange jener frühen Zeit verschwindet der durch den Charakter der besonderen Sprache gegebene Unterschied der einzelnen Silbe. Wenn also nur die Zahl der Silben gewahrt blieb, so brauchte auf deren Verhalten zueinander unter dem für das antike, griechisch-römische Versbaugesetz maßgebenden Gesichtspunkte der Quantität nicht weiter Rücksicht genommen zu werden: es konnte an deren Stelle das dem Charakter der eigenen Sprache gemäße Verhältnis der Silben

zueinander inbezug auf Hebung und Senkung eintreten. Dies geschah jedoch so, daß durch den Einfluß des Gesanges die Silbenzahl das feststehende Formelement blieb. Daneben trat der Endreim, begünstigt durch das beim Gesang eintretende Verweilen der Stimme auf der Schlußsilbe einer rhythmischen Reihe, die wir als Vers bezeichnen: der Abschluß dieser Reihen wurde gerade durch solche Fermaten charakterisiert. Die Beziehung zweier Versschlüsse zu einander veranlaßt eine Stütze dieser Beziehung durch Hinzunahme des Wortgleichklanges: durch den Schlußreim wird sie in sehr deutlicher Weise hervorgehoben. Infolge des auf dieser Silbe liegenden, von zwei Seiten her verstärkten Gewichtes ist es natürlich, daß an dieser Stelle stets eine starke Hebung stehen muß. Außer ihr können noch andere Hebungen im Verse vorkommen: gesetzlich ist es nicht. Kommen sie aber vor, so ist die Stelle des Verses, an der sie auftreten, vollständig freigestellt. Nur in der Stelle vor der Reimhebung werden sie vermieden, um das harte Aneinanderstoßen von zwei Hebungen am Schlusse der Zeile zu vermeiden: die für die Charakterisierung des Versschlusses notwendige Reimhebung wäre in ihrer Wirkung bedenklich beeinträchtigt, wenn eine andere Hebung unmittelbar vor ihr stände. Während also die Silbenzahl in Verbindung mit der Reimhebung das Feststehende des französischen Verses ist, bilden die übrigen Hebungen inbezug auf Zahl und Stellung das bewegliche Element. Diese Beweglichkeit hindert den französischen Vers, in Einförmigkeit zu verfallen: sie ist das malerische Element, das in jedem Vers eine neue Gruppierung ermöglicht und dadurch eine reiche Mannigfaltigkeit schafft. Sie ist es, die dem französischen Vers seinen ihm besonderen eigentümlichen Reiz giebt.

In der deutschen höfischen Dichtung tritt unter dem Einfluß dieses festen Formgefüges allmählich das Bestreben hervor, durch den Wechsel von betonten und unbetonten Silben, Hebungen und Senkungen, eine Annäherung an die bestimmte Silbenzahl des Verses zu gewinnen, ohne daß dies Ziel jedoch erreicht worden wäre: es hätte unter dem Schutze der Thatsache gewonnen werden können, daß der deutsche Vers jener Zeit an der bestimmten Zahl der Hebungen als dem die rhythmische Reihe des Verses auf-

bauenden Elemente noch unentwegt festhielt. Trat der regelmäßige Wechsel von Hebung und Senkung ein, so war wenigstens der eine Charakter der Form, die feste Silbenzahl, gewonnen. Verloren dagegen wäre die den deutschen Vers charakterisierende Eigenart gewesen, die aus der Möglichkeit, die Senkung eintreten, verdoppeln, oder aber ganz zwischen den der Zahl nach bestimmten Hebungen wegfallen zu lassen, sich ergab: auch sie bietet ein vorzüglich wirkendes malerisches Element, das jedem Verse seine eigenartige Gestaltung durch immer neue Gruppierungen erringt. So blieb hier doch die deutsche Eigenart erhalten, die der französischen diametral gegenübersteht: feste Zahl der Hebungen, Freiheit in den Senkungen und somit in der Silbenzahl gegen feste Zahl der Silben mit mindestens einer notwendigen Hebung und sonst freiem Eintreten von Hebungen, sowie freier Wahl ihrer Stelle im Vers.

Der Meistergesang thut einen Schritt weiter, der dem Charakter seiner Ausführer genau entspricht. Für den Handwerker ist eine strenge, aber leicht erkenn- und befolgbare Regel das belebende Element des Schaffens: die Wertschätzung des Technischen ersetzt mehr und mehr das der Phantasie entquellende schöpferische Element der echten Kunst. Jeder, der sich dem Handwerk widmet, muß kraft dieses technischen Elementes, das bis zu gewissem Grade von jedem beherrscht werden muß, zu einer selbständigen Ausübung des Handwerkes kommen können: wer sich besonders auszeichnet, thut dies durch eine außergewöhnliche Beherrschung der Technik. Erscheint einmal ausnahmsweise ein echter künstlerischer Genius auf diesem Gebiete, so kann er zwar noch die Thätigkeit der Phantasie hinzubringen, aber nicht die Bedeutung und Wertschätzung der technischen Seite zurückdrängen: so war es bei Hans Sachs. Es mußte nun für die Technik der Meistersingerkunst von höchster Wichtigkeit sein, Regeln zu besitzen, die leicht zu erfassen und leicht zu lehren waren: je mehr das freischaffende Element des dichtenden Individuums unterdrückt und durch eine greifbare Vorschrift ersetzt wurde, um so besser konnte das Handwerksziel erreicht werden. Nun hatte gerade auf dem technischen Gebiete seit dem dreizehnten und dem vierzehnten Jahrhundert in wachsendem Maße der französische Einfluß die Führung übernommen, seitdem der von Frankreich

ausgehende, durch das dort früher als in Deutschland zu selbständiger Thätigkeit gelangte Bürgertum geschaffene und ausgeführte gotische Stil seinen welterobernden Zug angetreten hatte: nirgends fand er so begeisterte und verständnisinnige Aufnahme wie in Deutschland, wo nun auch das Bürgertum anfing selbständiger zu werden und als maßgebender Faktor in die Kulturentwickelung eintrat. Ihm mußte der gotische Stil besonders sympathisch sein: die Regel tritt in ihm ganz anders in ihr Recht als seither, die technische Seite wird in ihrer Folgerichtigkeit bis zum äußersten ausgebildet und scheut vor nichts zurück, und gerade diese Seite ist die das Handwerk belebende, ist das Element, in dem sich das Handwerk ganz zu Hause fühlt. Diese Überführung des gotischen Stiles nach Deutschland konnte nicht ohne die innigste Berührung der Dombauhütten vor sich gehen. Wie späterhin von Deutschland aus deutsche Baumeister nach Italien gingen, die den gotischen Stil dort heimisch machten und in großen Bauten ausführten, so muß es auch hier gewesen sein. Französische Baumeister und Gesellen müssen nach Deutschland, besonders an den Rhein, gekommen und in innigsten Verkehr mit den deutschen Meistern und Gesellen getreten sein. Das außer ihrer Bauthätigkeit sie am leichtesten zusammenführende Element ist aber naturgemäß der Gesang, dessen Weisen nun ebenso vorbildlich wie ihre Bauart wurden. Wenn nun den fremden Weisen deutsche Worte untergelegt wurden, wenn dann dieser neue Weg selbständig weiter verfolgt wurde, so war es nur natürlich, daß schließlich das Wort selbst, wenn es sich zum Verse gestaltete, die Formgesetze der fremden Sprache annahm. Dieser Umstand wurde aber dadurch ganz besonders begünstigt, daß diese fremde Sprache ein leicht begreifliches Formgesetz bot: eine bestimmte, festbegrenzte Anzahl von Silben genügt zum Aufbau des Verses — wie einfach! Der Reim war schon da, der Unterschied von Hebung und Senkung gleichfalls: es brauchte nur in dem einen Punkte noch nachgegeben zu werden, daß die Zahl der Hebungen frei würde, und das fremde Element hatte den Sieg davongetragen! So entsteht der neue deutsche Vers des Meistergesanges, der vom französischen Vers die feste Zahl der Silben und die Freiheit der Zahl der Hebungen annimmt. Dagegen be-

wahrt er sich die Eigenart, daß die Reimsilbe nicht immer eine starke Hebung zu sein braucht. Demgemäß darf dieser Vers nicht jambisch gelesen werden: wie im französischen Verse muß jede Hebung als solche betont werden. Durch den Wechsel ihrer Zahl und ihrer Stellung innerhalb des Verses kommt nun jenes, den französischen Vers auszeichnende malerische Element in den deutschen Vers, dessen eigener Formreichtum durch regelmäßigen Wechsel von Hebung und Senkung in Gefahr geriet zu verschwinden, und jetzt konnte das fremde Element an die Stelle des früheren eigenen malerischen Elementes treten, das in der Freiheit der Verwendung der Senkungen bestanden hatte. Will man diesen Vers doch jambisch lesen, so wird nicht nur die Sprache vergewaltigt, indem der Ton oft willkürlich auf unbetonte Silben gelegt werden muß, dagegen die sprachlichen Hebungen nicht trifft, sondern es entsteht auch ein hölzerner, klappernder Rhythmus, der durch keine Zäsur das Gegengewicht hat, wie es bei dem antiken Verse der Fall ist.

Zu einer vollen Würdigung dieses Verhältnisses wird man um so eher kommen, je genauer man in das Wesen des französischen Verses selbst eindringt. Dies ist eine Aufgabe, deren Lösung von deutscher und französischer Gelehrsamkeit unternommen worden ist, die sich aber in neuerer Zeit auch ein Nichtfachgelehrter gestellt und in sehr beachtenswerter Weise ausgeführt hat. Clair Tisseur aus Lyon hat in seinen „Modestes observations sur l'art de versifier“ (Lyon. Bernoux & Cumin, Editeurs 1893, 8, 355 S.) den Gegenstand in möglichst vorurteilsfreier Weise, aber auf Grund achtungswerter geschichtlicher und sprachvergleichender Studien und Beobachtungen behandelt. Da ich diese wertvollen Studien in einer besonderen Abhandlung „Zur Formenlehre der französischen Dichtung“ eingehend berücksichtigt habe, die in Max Kochs „Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte“ demnächst erscheinen wird,[1]) so will ich mich hier darauf beschränken, nur auf einige Punkte hinzuweisen. Es ist die sehr glückliche Anwendung der Ausdrücke la lève und la baisse für Hebung und Senkung: freilich ist dabei zu beachten, daß die Begriffsweite der Ausdrücke im

[1]) Sie ist inzwischen N. F. XI, S. 267—286 erschienen.

Französischen und im Deutschen sich keineswegs genau deckt. Eine gleiche Vorsicht ist bei anderen Ausdrücken anzuwenden, bei denen der Gebrauch des gleichen Wortstammes in beiden Sprachen zu der Annahme gleichen Begriffes verleiten könnte: dahin gehört accent und Akzent, césure und Zäsur. Besonders interessant ist ferner die Stellung, die Tisseur den Bestrebungen der modernen Dichter gegenüber einnimmt. So erkennt er mit vollem Rechte die Wertlosigkeit des Beibehaltens der veralteten Reimgesetze an: der heutige Franzose reimt nach einer Aussprache, die er gar nicht mehr anwendet. Die praktische Folge wäre eine Befreiung von dieser unnatürlichen Fessel durch Reimung auf Grund der heutigen Aussprache ohne Rücksicht auf alte und der Entwickelung der gesprochenen Sprache gegenüber stehen gebliebene Rechtschreibung. Aber Tisseur billigt zwar dahingehende Versuche, allein zur entschiedenen Forderung fehlt doch wieder die vollständige Lossagung von dem hier noch herrschenden Vorurteil. Mit weit größerer Entschiedenheit wendet sich Tisseur gegen die Marotte neuester Dichter, die den „reichen" Reim als den allein richtigen gelten lassen wollen. Die Verwerfung des reichen Reimes, das heißt der Übereinstimmung der Laute vom letzten betonten Vokal an zugleich mit dem vorhergehenden, die Silbe dieses betonten Vokales beginnenden Konsonanten — rose: morose; weise: Weise: Waise —, im Deutschen im Gegensatze zu seiner Hochschätzung, ja Überschätzung führt zu interessanten ästhetischen Beobachtungen über die Wirkung des Reimes und die dabei verwendeten Mittel: den Grund dieser verschiedenen gefälligen Wirkung habe ich in der angeführten Abhandlung S. 280 darzulegen gesucht.

Es ist nur natürlich, daß Tisseur infolge seiner geschichtlichen Entwickelung dazu kommt, die Anwendung antiker Versmaße als den ganzen Vers beherrschender Gesetze vollständig zu verwerfen: ein jambisch zu lesender Vers kann einmal zufällig vorkommen, aber daß das jambische Versmaß je die eine Reihe von Versen beherrschende Form wäre, ist vollständig ausgeschlossen. Dies recht scharf zu betonen ist um so notwendiger, als solche Behauptungen sich in deutschen Büchern noch finden. So ist es der Fall in dem betreffenden Abschnitte von Rudolf Westphals Buch: „Allgemeine

Metrik der indogermanischen und semitischen Völker auf Grundlage der vergleichenden Sprachwissenschaft". (Mit einem Exkurse „Der griechische Hexameter in der deutschen Nachbildung von Dr. Heinrich Kruse. Berlin 1892. S. Calvary & Co. 8. XVI, 514 S.). Hier liegt der Fehler offenbar in der Übertragung des musikalischen Rhythmus des gesungenen Liedes auf die von dem Gesange losgelöste Form der gesprochenen Sprache, die von ihrer ursprünglichen Verbindung mit dem Gesange her zwar noch Formelemente übernimmt, seit ihrer Befreiung aus dieser ursprünglich unumgänglich notwendigen Verbindung aber doch nur die Formelemente bewahrt und anerkennt, die ihrem eigenen Wesen, den aus dem Charakter der Sprache selbst entspringenden Möglichkeiten der Formgestaltung gemäß sind.

Dieser gleiche Prozeß geht auch vor sich, wenn auf eine Sprache Formgesetze einer fremden Sprache übertragen werden, die ihrem eigenen Charakter widersprechen. So geht es mit der Übertragung der Formgesetze der französischen Sprache auf die deutsche Sprache zur Zeit des Meistergesanges. Sie werden teils verdrängt durch die von Opitz gesetzlich ausgesprochene, dem beherrschenden Einfluß der klassischen Renaissance entspringende Nachahmung antiker Versmaße. Sie wird aber gänzlich beseitigt erst durch den angeborenen Sprachgenius unseres Goethe, der sich an Hans Sachs zwar anschließt, sehr bald aber das der deutschen Sprache widernatürliche Vorherrschen der Silbenzahl über den Haufen wirft. Er machte die Hebung wieder zum beherrschenden Elemente des Verses und wies den Senkungen die Aufgabe der um den Planeten kreisenden Monde wieder zu: sie können in der Einzahl oder in der Mehrzahl da sein, sie können erscheinen oder verschwinden: immer aber sind sie das äußerlich Untergeordnete, was sie nicht hindert, den mannigfaltig wechselnden Formenreichtum zu bewirken. Dieser ist aber das, was den Anblick immer neu und immer reizvoll gestaltet. Er giebt zugleich dem Dichter die Möglichkeit, seinem Verse stets die Form zu verleihen, die sich dem Charakter des jedesmaligen Inhaltes am besten anschmiegt, so daß die Form dem Inhalte wie angegossen sitzt. In dieser Form kommt durch Goethe der lange Zeit verpönte und mit einem Un-

namen geschmähte „Knittelvers“ wieder zu Ehren: er bietet einer gesunden Formentwickelung des deutschen Verses eine gar nicht besser zu wünschende Grundlage.

3.

Abteilung für Bildkunst und Kunstgeschichte (K).

Dieser Abteilung wurde in dem Zeitraume vom 1. Mai bis zum 30. September 1897 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr kgl. Reallehrer F. W. Eisert, Neu-Ulm.



III. Bericht des Akademischen Gesamt-Ausschusses über seine Thätigkeit 1896/97.

Der Akademische Gesamt-Ausschuß und die ihm unterstehenden Fachabteilungen haben auch in dem abgelaufenen Jahre die ihnen satzungsgemäß vorgeschriebene Thätigkeit allseitig ausgeübt: durch die „Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes“ ist dies den Mitgliedern bereits bekanntgegeben worden. Im Anschluß an Satz 4 der „Satzungen“ ist im besonderen noch Folgendes hervorzuheben:

A. Der auf Grund des von der Hauptversammlung genehmigten allgemeinen Lehrplanes (vergl. Jahrgang I, S. 69 ff.) ausgearbeitete besondere Lehrplan für den Winter 1896/97 gestaltete sich folgendermaßen:

1. Herr Professor Max Verworn aus Jena: Allgemeine Physiologie.
2. Herr Dr. Bruno Sauer aus Gießen: Die neueren Ausgrabungen auf griechischem Boden.
3. Herr Dr. Karl Drescher aus Bonn: Hans Sachs.
4. Herr Professor Georg Witkowski aus Leipzig: Der junge Goethe.
5. Herr Professor Wilhelm Vietor aus Marburg: Der englische Roman in der Gegenwart.
6. Herr Professor Rathgen aus Marburg: Handelspolitik.
7. Herr D. Martin Rade, Pfarrer, aus Frankfurt a. M.: Die Religion im modernen Geistesleben.
8. Herr Dr. A. Drews aus Karlsruhe: Die Aufgabe und die Bedeutung der Metaphysik in unserer Zeit.

**

Auch hier ergreifen wir gerne die Gelegenheit, den Herren Dozenten, die mit größter Hingebung sich ihrer Aufgabe gewidmet haben, für ihre trefflichen Gaben den besten Dank des Hochstiftes auszusprechen. Der Besuch der Vorträge war ein sehr reger. Die im letzten Winter, infolge der bei Erneuerung des Mietvertrages von seiten der Verwaltung des Dr. Hoch'schen Konservatoriums gestellten Bedingungen, neu eingeführten Bestimmungen über die Teilnahme an den Vorträgen haben sich in der Weise sehr gut bewährt, daß die an den Gegenständen wirklich Interessierten stets Platz gefunden haben. Eine vom Akademischen Gesamt-Ausschuß beantragte Erleichterung ist durch den Verwaltungs-Ausschuß in der Richtung eingeführt worden, daß der numerierte Platz, der dem persönlichen Besitzer es gestattet, erst kurz vor 7 Uhr zu kommen und doch sicher Zutritt zu erlangen, von Mk. 2.— für den Lehrgang auf Mk. 1.— herabgesetzt worden ist: diese Sicherheit und die zu ersparende Zeit möchte mit 20 Pf. für den Vortrag wohl nicht zu teuer erkauft sein. Die Plätze, die bis 7 Uhr nicht besetzt sind, stehen von da an wieder zur Verfügung der Verwaltung.

B. Die Unterstützung und Förderung wissenschaftlicher, litterarischer und künstlerischer Bestrebungen hat zwei neue Hochstiftsschriften gefördert. Durch Unterstützung des Akademischen Gesamt-Ausschusses ist es möglich geworden, die von Mitgliedern der Sektion für Volkswirtschaft gemachten Erhebungen über die Lage des Schneider- und des Schustergewerbes zum Druck zu bringen. Die Schrift ist erschienen unter dem Titel: „Zur Lage der Arbeiter im Schneider- und Schuhmachergewerbe in Frankfurt a. M. Veröffentlicht von Mitgliedern der Volkswirtschaftlichen Sektion, herausgegeben von Dr. Philipp Stein, eingeleitet namens der Sektion von Stadtrat Dr. Flesch" (Frankfurt a. M. 1897, Gebrüder Knauer. Schriften des Freien Deutschen Hochstiftes VIII. Preis Mk. 1.50).

Ferner gelangte ein schon vor einigen Jahren begonnenes Unternehmen der Sektion für Jurisprudenz in der verflossenen Berichtsperiode zum Abschluß. Das Ergebnis liegt in dem Werke vor: „Frankfurter Privatrecht, im Auftrage der Juristischen Sektion

des Freien Deutschen Hochstifts in Frankfurt a. M. herausgegeben von Dr. Paul Neumann und Dr. Ernst Levi" (Frankfurt a. M., Joseph Baer & Co. 1897, Schriften des Freien Deutschen Hochstifts IX. 8°, XVI und 320 S.) Preis Mk. 6.—, geb. Mk. 8.—. Die Drucklegung erfolgte mit der Beihilfe des Hochstifts.

Beide Schriften können die Mitglieder von den Verlegern zu ermäßigtem Preise beziehen.

Der Ausschuß für Volksvorlesungen hat auch im letzten Winter wieder Vorträge und zwar in erweitertem Maße, wie schon im Winter vorher, halten lassen. Die dadurch veranlaßten erhöhten Kosten hat der Akademische Gesamt-Ausschuß decken helfen. Da aber diese Bestrebungen nicht vollständig unter die Absicht dieses Postens B. fallen, so hat der Akademische Gesamt-Ausschuß schon seit längerer Zeit beantragt, daß für die Unterstützung des trefflichen Unternehmens ein besonderer Posten in den Etat eingesetzt würde. Durch das Entgegenkommen des Verwaltungs-Ausschusses und der Haupt-Versammlung ist dies dann auch geschehen. Von seiten des Akademischen Gesamt-Ausschusses kann daher in Zukunft aus dem ihm zu dem Zwecke, wie ihn Satz 4 B vorschreibt, bewilligten Posten keine besonderen Unterstützungen mehr bewilligt werden. Falls solche notwendig würden, so kann er sie zur Bewilligung nur dem Verwaltungs-Ausschuß bezw. der Haupt-Versammlung empfehlen, wie es in diesem Jahre mit dem Vorschlage geschehen ist, den Posten für Volksvorlesungen von Mk. 300.— auf Mk. 400.— zu erhöhen und die Bitte an die Haupt-Versammlung richten, den dahin zielenden Vorschlag des Verwaltungs-Ausschusses anzunehmen. Im Winter 1896/97 fanden folgende Lehrgänge und Einzelvorträge statt:

I. Stadthalle.

1. Herr Dr. H. Becker: „Nutzbringende Anwendung der bakteriologischen Forschung in Industrie, Technik und Gewerbe" (1 Vortrag),
2. Herr Dr. J. Benario: „Krankheiten und Krankheitserreger" (2 Vorträge),
3. Herr Dr. M. Claar: „Michelangelos Leben und Werke" (3 Vorträge),

4. Herr Dr. M. Claar: „Staat, Wirtschaft und Recht bei den Germanen“ (3 Vorträge),
5. Herr Dr. E. Fromm: „Die Farben in der Natur“ (2 Vorträge),
6. Herr Prof. Dr. A. Mannheimer: Lessings „Minna von Barnhelm“ (1 Vortrag),
7. Herr Dr. F. Quilling: „Ein Rundgang durch die Altertumsabteilungen des städtischen historischen Museums“ (1 Vortrag),
8. Herr Dr. W. Reinhardt: „Die Erde als Himmelskörper“ (3 Vorträge),
9. Herr Dr. H. Schlesinger: „Krankenernährung“ (1 Vortrag),
10. Herr Dr. J. Tempel: „Hans Sachs und die Zeit des Meistergesangs“ (3 Vorträge),
11. Herr Dr. H. Thiele: „Vereine, Genossenschaften und Einzelpersonen nach dem bürgerlichen Gesetzbuch“ (1 Vortrag),
12. Herr Dr. A. Tille aus Bonn: „Geschichte der Rheinschiffahrt“ (1 Vortrag).

II. Bockenheim.

1. Herr Dr. J. Benario: „Moderne Heilbestrebungen in der Medizin“ (1 Vortrag),
2. Herr Prof. Dr. Flesch: „Einige Kapitel aus der Anthropologie“ (3 Vorträge),
3. Herr Dr. E. Fromm: „Wie sehen wir und wie erhalten wir unser Sehvermögen?“ (1 Vortrag),
4. Herr Dr. M. Hesdörffer: „Das Mietrecht nach dem bürger- Gesetzbuch“ (1 Vortrag),
5. Herr Prof. J. Merz: „Asien“ (3 Vorträge),
6. Herr Prof. Dr. M. Möbius: „Die Natur und die Herkunft unserer Getreidepflanzen“ (2 Vorträge),
7. Herr Dr. A. Velde: „Entwickelung von Welthandel und Weltverkehr“ (3 Vorträge),
8. Herr Oberlehrer E. Sittig: „Der Aufbau des Weltalls“ 4 Vorträge).

III. Bornheim.

1. Herr Dr. F. Fries: „Entwickelung der nordischen und der italienischen Malerei während der Periode der Gotik“ (3 Vorträge),

2. Herr Dr. W. Hanauer: „Erste Hilfeleistung bei Unglücksfällen (1 Vortrag),
3. Herr Dr. F. A. Henrich: „Mund- und Zahnpflege" (1 Vortrag),
4. Herr Dr. A. Hübner: „Einige wichtige Kapitel aus der Gesundheitslehre" (2 Vorträge),
5. Herr Dr. F. Kurtz: „Der Einfluß des Alkohols auf den menschlichen Organismus" (1 Vortrag),
6. Herr Dr. A. Löwenthal: „Der deutsche Strafprozeß" (1 Vortrag),
7. Herr Prof. Dr. A. Mannheimer: „Das vorige Jahrhundert, die Zeit der Aufklärung" (3 Vorträge),
8. Herr Oberlehrer H. Müller: „Schillers Dramen" (3 Vorträge),
9. Herr Dr. F. Quilling: „Antike Kleinkunst im städtischen historischen Museum" (1 Vortrag),
10. Herr Civilingenieur D. W. Reutlinger: „Die Elektrizität im täglichen Leben" (1 Vortrag),
11. Herr Dr. W. Schmidt-Scharff: „Land und Leute in Mexiko" (1 Vortrag),
12. Herr Dr. A. Stern: „Ernährung des Menschen" (1 Vortrag).

C. Erwerbung wissenschaftlicher Werke, Kunsterzeugnisse und Belehrungsmittel. Das vergangene Geschäftsjahr war für die Geschichte unserer Bibliothek ein hochbedeutungsvolles.

Im Frühjahr 1897 wurde der neue Bibliotheksbau bezogen und der Transport der Bücherbestände aus den alten, unzulänglichen Räumen in die neuen Magazine bewerkstelligt. Die im vorjährigen Bericht ausgesprochenen Voraussetzungen haben sich in der Praxis jetzt als vollständig begründet erwiesen.

Die Anlage und die Einrichtung der Magazine und der Arbeitszimmer bewährt sich aufs beste und entspricht allen Anforderungen, die man vom Standpunkt der heutigen Bibliothekstechnik stellen kann.

Die Vermehrung der Bibliothek hat durch die Transport- und Aufstellungsarbeiten keine Störung erlitten, sie betrug rund 1500 Bände. Darunter befinden sich einige der seltenen Jugend-

schriften Goethes, die jetzt in fast lückenloser Vollständigkeit im Goethe-Museum aufliegen.

Im Hinblick auf die Einrichtung des Museums wurde darnach getrachtet, unsere Porträt- und Kunstblättersammlung sowie das archivalische Material systematisch zu ergänzen, um der darin dauernd auszustellenden Sammlung, die des Dichters Jugendzeit und die Beziehungen zu seiner Heimat illustrieren soll, von Anfang an eine gewisse Bedeutung zu sichern. Eine günstige Gelegenheit bot sich hierzu, als vor Jahresfrist ein großer Teil der früher von Donopischen Sammlung in Berlin zur Versteigerung kam. Es gelang dort, mit Verwendung einer größeren, von der Bibliothekskommission aus der für solche Zwecke geschaffenen Rückstellung bewilligten Summe reiche und günstige Erwerbungen zu machen. Herr Alex. Meyer Cohn in Berlin fügte diesen dann noch wertvolle Gaben aus seiner berühmten Sammlung hinzu. Unter den übrigen Ankäufen von Handschriften sei die Erwerbung des vollständigen Briefwechsels zwischen Goethe und dem Botaniker Ernst Heinrich Friedrich Meyer hervorgehoben. Mit besonderer Freude dürfen wir eines unserem Archiv zuteil gewordenen wertvollen Geschenkes gedenken, das wir der Güte des Herrn Victor Moeßinger hier verdanken. Es ist der größere und interessantere Teil von J. J. von Gernings litterarischem Nachlaß, der aus Rußland wieder zurückgewonnen werden konnte. Außer einer Reihe der Gerningischen Tagebücher, einer großen Anzahl von Briefen der Familie Herder, Knebels, Hüsgens, A. Schreibers und anderer befinden sich darunter 13 bis dahin unbekannte Briefe Goethes an seinen Freund und Landsmann Gerning, die in der Festschrift zur Eröffnung des Museums zum Abdruck gelangt sind.

Die sonstigen Geschenke für Bibliothek und Museum sind unter den Einsendungen und im Berichte der Goethehauskommission dankend verzeichnet. Die Benutzung der Bibliothek ist in stetem Wachsen begriffen, besonders macht sich eine allmählich steigende Inanspruchnahme zu wissenschaftlichen Arbeiten, und durch auswärtige Bibliotheken geltend.

Um diesen Ansprüchen, die in immer stärkerem Maße an diese einzig bestehende Spezialbibliothek der klassischen Litteratur-

periode herantreten, in vollem Maße genügen zu können, gilt es allerdings eine rastlose Vervollständigung, da ja naturgemäß der Bestand von Vollständigkeit noch weit entfernt ist.

Neben dieser Vervollständigung und der Verarbeitung des neuhinzukommenden Materials liegen für die nächsten Jahre besonders zwei Aufgaben vor, an deren Lösung man erst jetzt in den neuen Räumen denken kann.

Die erste dieser Aufgaben, die Auflösung der alten wenigen großen Gruppen und ihre Zerlegung in eine große Anzahl kleinerer, also die Durchführung eines ganz neuen Einteilungssystems, verbunden mit völliger Umsignierung, kann nur allmählich und stückweise vorgenommen werden.

Die zweite, die Neuordnung und Neukatalogisierung des Handschriften- und Kunstblätterbestandes, müßte am besten möglichst im Zusammenhange erledigt werden.

Dem Mangel geeigneter Aufbewahrungsschränke hierfür, zu deren Beschaffung die Mittel nicht reichten, ist vorderhand durch Verwendung alter Schränke einigermaßen abgeholfen.

Ein nie aus den Augen zu verlierendes Ziel ist endlich die Schaffung eines umfassenden, streng wissenschaftlich durchgearbeiteten Realkataloges neben dem sorgfältig geführten Nominalkatalog.

Dieses Unternehmen, dem schon die jetzige Art der Katalogisierung nach Möglichkeit vorzuarbeiten sucht, kann aber, da es schon für den jetzigen Bestand die Aufnahme von ca. 40,000 Zetteln nötig machte, erst in Angriff genommen werden, wenn wissenschaftliche Hilfskräfte zur Verfügung stehen.

Zur Notwendigkeit wird ein derartiger Katalog ja auch erst bei größerem Anwachsen der Bibliothek, und an seine Drucklegung könnte man erst dann denken, wenn er zugleich eine vollständige Bibliographie zu bieten im Stande wäre.

D. Anschaffung und Auflegung von Zeitschriften. Im Bestande der im Lesesaal aufliegenden Zeitschriften hat sich im Laufe des Geschäftsjahres keine bedeutende Veränderung ergeben. Ihre Gesamtzahl beträgt 145, davon aus dem Gebiete der Bibliographie 11, der Geschichte und ihrer Hilfswissenschaften 23, der

Philosophie und Pädagogik 3, der Litteraturgeschichte 8, der Sprachwissenschaft 11, der Kunstwissenschaft und Archäologie 13, der Mathematik und Naturwissenschaft 13, der Geographie 4, der Heilkunde 2, der Jurisprudenz 9, der Volkswirtschaft 14, der Technik 5. Die Vermehrung der kleinen Handbibliothek wird fortwährend im Auge behalten.

E. Gesamtsitzungen mit Vorträgen. Die beiden von den Satzungen vorgeschriebenen Feiern fanden statt: 1. die Schillerfeier wurde durch einen Vortrag von Herrn Professor Dr. A. Köster aus Marburg begangen, der zur Jahrhunderterinnerung eine Charakterisierung der Xenien gab (vergl. „Berichte“ 1897, XIII Bd., S. 56*—69*), und 2. die Goethefeier, bei welcher Herr Professor Valentin über „die Bedeutung des Jahres 1797 in der dichterischen Entwickelung Goethes“ sprach: dieser Vortrag erscheint in Band XIV, S. 1*—18*. Bei dieser Feier versagte auch diesmal der Sängerchor des Lehrervereins nicht seine förderliche Hilfe: er leitete die Feier ein und aus mit stimmungsvollen Vorträgen durch ein mehrfach besetztes Quartett. Zu einem weiteren Vortrag gab die Gedenkfeier des hundertjährigen Geburtstages Platens willkommene Veranlassung: der Vorsitzende der Abteilung für deutsche Sprache und Litteratur, Herr Direktor Rehorn, hatte den Vortrag übernommen. Er behandelte die Frage: „Was bedeutet uns Platen heute?“. Der Vortrag ist abgedruckt in den „Berichten“ 1897, XIII Band, S. 33*—56*.

F. Die „Berichte“ haben die ihnen gestellte Aufgabe, „über die geistige Wirksamkeit der Anstalt und die Thätigkeit der Mitglieder, sowie über Anschaffungen, Geschenke und Ähnliches“ die Mitglieder in Kenntnis zu setzen, in gewohnter Weise erfüllt, wie der fertig vorliegende Band 1897 nachweist. Das die Benutzung des Bandes wesentlich erleichternde ausführliche Register wird Herrn Dr. Heuer verdankt. Auch für diesen Band wie für alle früheren ist eine Einbanddecke hergestellt worden, die durch die Kanzlei für jeden Jahrgang zu Mk. 0,50 bezogen werden kann.

G. Die Pflege wechselseitiger Beziehungen zu anderen, verwandte Zwecke verfolgenden Vereinen findet ununterbrochen

weiter statt. Im letzten Jahre ist auch das Hochstift durch einen herben Verlust in Mitleidenschaft gezogen worden. Die Besitzerin des Goethe- und Schiller-Archivs, die dieser Anstalt zum Nutzen und zur Förderung der deutschen Wissenschaft ein stattliches Heim errichtet und im letzten Jahre eingeweiht hat, Großherzogin Sophie von Sachsen, ist ihrem edlen und hohen Wirken rasch entrissen worden. Unter ihrem Schutze ist die Goethe-Gesellschaft entstanden und zu hoher Blüte gelangt; durch sie konnte die große Ausgabe der Werke Goethes unternommen werden, die mit Recht als Sophienausgabe bezeichnet wird; durch ihr persönliches Wohlwollen hat das Hochstift bei seiner letzten Ausstellung von Weimar her reiche Unterstützung erhalten. So hat denn auch das Hochstift am Sarge der hohen Frau einen Kranz niedergelegt, dessen Übergabe Herr Geheimrat Suphan, der Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs, freundlichst übernommen hat. Das Hochstift aber erkennt dankbar die Förderung an, die die deutsch gewordene Frau der deutschen Wissenschaft hat angedeihen lassen und die, Dank den Stiftungen, die sie hinterlassen hat, auch in aller Zukunft ihre bleibenden, wohlthätigen Wirkungen ausüben wird.

Der Akademische Gesamt-Ausschuß.



IV. Bericht der Goethehaus-Kommission an die Hauptversammlung über ihre Thätigkeit während des Verwaltungsjahres 1896/97.

Die Kommission ist in der angenehmen Lage von der Erfüllung ihres langjährigen Strebens Kunde zu geben.

Im Laufe des Geschäftsjahres wurde der neu errichtete Museums- und Bibliotheksbau bezogen und damit das Goethehaus in allen seinen in betracht kommenden Räumen, von jeder Benutzung frei, seinem Zwecke eine Erinnerungsstätte an die Jugendzeit des Dichters zu sein ausschließlich geweiht.

Die Thätigkeit der Kommission in dieser Periode war eine dreifache.

Ihr Augenmerk mußte zuerst auf die, durch die ganze veränderte Sachlage erforderlichen, baulichen Herstellungen, sodann auf die möglichst sich anschließende Einrichtung der frei werdenden Zimmer und endlich auf die innere Vollendung des ihrer Obhut anvertrauten neuen Goethemuseums gerichtet sein.

Ebenso wie die verschiedenen Häuser und Räume, die dem Hochstift jetzt gehören und für die es zu sorgen hat, ein unzertrennbares Ganze bilden, das in innerer Verbindung steht, ebenso greifen die Kompetenzen der verschiedenen Kommissionen in dieser Beziehung ineinander, und es wurde daher, statt den Versuch einer bureaukratischen und doch mangelhaften Trennung zu machen, der Weg eines innigen Zusammengehens und gemeinsamer Verständigung in allen wichtigeren Fragen beschritten.

So wurden alle Arbeiten baulicher Art, auch am und im Goethehause im Einverständnis mit der Baukommission und der Verwaltung des Hochstiftes vorgenommen und erledigt.

Die bei der Verbindung mit dem Museum nötigen Arbeiten im Hofe des Goethehauses gaben den Anstoß zu einer Untersuchung der Wetterseite wie der Brandmauern des alten Hauses, die, da Gerüste und Handwerker vom Neubau zur Verfügung waren, auf das gründlichste vorgenommen werden konnte. Dabei traten denn mancherlei verborgene Schäden zu Tage, die eine völlige Entfernung des Verputzes, teilweise Erneuerung von Holz und Steinwerk, neue Fensterbleche, Dachreparaturen ꝛc. nötig machten.

Die Kommission glaubte diese Gelegenheit, die notwendige Erneuerung rechtzeitig und ohne Störung des Hausbesuchs vornehmen zu können, nicht vorübergehen lassen zu dürfen.

Bedenken wegen der nicht vorhergesehenen Kosten mußten der höheren Pflicht der Erhaltung der anvertrauten Erinnerungsstätte gegenüber zurücktreten.

Aus gleichem Grunde ward auch die Herstellung des Hausflures, des Kassen- und Führerzimmers, die Entfernung der Gasleitung und die Einführung des elektrischen Lichtes und der Centralheizung gleichzeitig und vollständig durchgeführt. Die Arbeiten erwiesen sich auch hier, als man an die Entfernung des Alten ging, umfangreicher, als sich voraussehen ließ.

Jetzt aber ist auch für Jahre hinaus jede Störung beseitigt, das altehrwürdige Haus sicher und gut verwahrt.

Die Aufgabe der Zimmereinrichtung erstreckte sich vornehmlich auf die Nachbildung der alten Nothnagelschen Wachstuchtapeten in dem großen Staatszimmer und der daran stoßenden kleinen, bisher für Bibliothekszwecke mitbenutzten, Stube.

Diese Aufgabe ist von der dazu eingesetzten Subkommission gelöst, so daß bereits die Eröffnungsfeier des Museums in diesen Räumen begangen werden konnte. Die Beschaffung eines guten echten Musters „auf perlgrauem Grunde" für die Pekingtapete des großen Zimmers bot besondere Schwierigkeiten und machte vielfache Proben und Studien nötig. Das kleine Stübchen ist der alten Rechnung gemäß „blau in blau„ gehalten. Die Malerei wurde wiederum von Herrn Grätz ausgeführt.

Größere Ankäufe von Einrichtungsgegenständen mußten aus finanziellen Rücksichten unterbleiben.

Die dritte Aufgabe, die innere Vollendung des neuen Goethemuseums ward wiederum im Einvernehmen mit der Baukommission und Herrn Architekten von Hoven, nach dessen Entwürfen und unter dessen Leitung die ganze stilvolle Anlage entstanden ist, durchgeführt.

Mit besonderer Freude und innigem Danke darf die Kommission im Rückblick auf das verflossene Geschäftsjahr die reiche und thatkräftige Förderung begrüßen, die ihren Bestrebungen von den verschiedensten Seiten zu teil ward, und die ihre am Schlusse des vorjährigen Berichtes zum Ausdruck gebrachten Hoffnungen aufs schönste erfüllte.

Der zum Vollzuge gebrachten großartigen Schubartschen Stiftung ist bereits an anderer Stelle in den Berichten des Vorjahres gedacht, und wir können hier darauf verweisen.

Dem Museum wurden außerdem folgende wertvolle Geschenke zu Teil:

Herr Gust. D. Manskopf übernahm es, durch Stiftung eines dem Stil des Ganzen sich einfügenden Marmorkamins, der Ausschmückung des Raumes den noch fehlenden Abschluß zu geben.

Von einem bereits um das Hochstift besonders verdienten Mitgliede der Verwaltung wurden die Mittel zum Ankauf eines Kolbeschen Originalporträts des Dichterfürsten gewährt.

Herr Alexander M. Cohn in Berlin schenkte ein von H. Junker gemaltes Ölbild des Goethe-Willemerhäuschens am Hühnerwege.

Herr Fr. Renz in Darmstadt widmete die getreue Kopie des in seinem Besitz befindlichen, von Charitas Meixner stammenden Jugendporträts Goethes in Öl.

Frau E. Mentzel verdanken wir eine reizende Handzeichnung von Seekatz, sowie die von der Faustausstellung her bekannten höchst wertvollen alten Frankfurter Faustzettel, den Herren S. Baer und Gg. Voelcker das handschriftliche Theaterrepertoire der Mannheimer Nationalbühne und die seltenen neuen Lieder des Frl. v. Klettenberg, Herrn G. Nestle-Zickwolff wertvolle Jugendbriefe Goethes und seines Studiengenossen Horn an den gemeinsamen Freund und Landsmann Moors.

Die Familie Messer hat die bei der Enthüllung des Frankfurter Goethedenkmals gesungenen, von dem damaligen Direktor des Cäcilienvereins Franz Messer komponierten Chöre im Originalmanuskript dem Museum einverleibt.

Ferner sind wir Herrn Dr. Fries für Rodnagelsche Radierungen, Herrn R. G. Liller für einen jener alten Bilderbogen, wie sie der Knabe Wolfgang in den Buden des Pfarreisens von seinem Taschengeld erstand, verpflichtet.

Mit besonderem Dank haben wir die Entschließung des Magistrats hervorzuheben, dessen einsichtsvoller Unterstützung das Hochstift sich ja bei dem ganzen Unternehmen in so hohem Maße erfreuen durfte, mit der dieser die sämtlichen wertvollen Goethereliquien des hiesigen Stadtarchivs dem Museum als Depositum überwies.

Diese erfreulichen Anfänge ermutigen zu der Hoffnung, daß auch weiterhin der Inhalt des Museums durch Geschenke und Depositen reichen Zuwachs erfahren werde.

Aber auch die Gemäldegalerie des Herrn Rat im Goethehause hat eine wertvolle Bereicherung zu verzeichnen. Herr Victor Moessinger schenkte zu diesem Zwecke zwei prächtige und große Architekturlandschaften, von C. G. Schütz 1755 gemalt, ganz in der Art wie sie Hüsgen in seiner Beschreibung des Goethischen Kabinets anführt.

Eine charakteristische Laterne des vorigen Jahrhunderts verdanken wir Herrn Stadtrat Beck, ein Paar ebensolche Leuchter wiederum Herrn G. D. Manskopf.

Weitere, zum Teil höchst wertvolle, für das Archiv und die Bibliothek bestimmte Geschenke sind im Bibliotheksbericht und unter den Einsendungen verzeichnet.

Allen Spendern sei auch an dieser Stelle der herzlichste Dank ausgesprochen.



V. Einsendungen.

Vom 1. Mai bis 30. September 1897 wurden nachstehende Schriften unserer Bibliothek eingesendet. Allen Herren Einsendern sei an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen.

Die mit † bezeichneten Schriften werden im Austausche gegen die Hochstiftsberichte geliefert, die mit * bezeichneten sind Geschenke; ist der Geber nicht besonders angeführt, so ist es der Verfasser, beziehungsweise Verein, Hochschule u. s. w.

Theologie.

† Stade, B. Die Entstehung des Volkes Israel. Akademische Festrede. Gießen 1897.

† Krüger, G. Das Dogma vom Neuen Testament. Akademische Festrede. Gießen 1896.

Geschichte.

† Beiträge zur Geschichte des Niederrheins. Jahrbuch des Düsseldorfer Geschichts-Vereins. Bd. 11. Düsseldorf 1897.

* Die Burgen und Wehrbauten im Taunus und im unteren Lahngebiet. I. Beilage zum Jahresbericht des Taunusklubs. Frankfurt a. M. 1897.

† Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpathenvereins. 17. Jahrg. 1897. Hermannstadt 1897.

Staatswissenschaft.

† Rosin, H. Grundzüge einer allgemeinen Staatslehre nach den politischen Reden und Schriftstücken des Fürsten Bismarck. Geburtstags-Feier des Großherzogs Friedrich an der Universität Freiburg 1897.

* Holz, Alb. Ökonomische Betrachtungen über Geldverwaltung. Breslau 1897.

* Bleicher, H. Über die Eigenthümlichkeiten der Städtischen Natalitäts- und Mortalitätsverhältnisse. Beilage zu den Beiträgen zur Statistik der Stadt Frankfurt a. M. Neue Folge 1897.

* Tabellarische Übersichten über den Civilstand der Stadt Frankfurt a. M. im Jahre 1896.

Medizin.

* Hübner, W. Entstehung und spezifische Heilung der Pockenkrankheit ohne Narben. Leipzig 1897.

Sprachwissenschaft.

† Crecelius, W. Oberhessisches Wörterbuch. Herausgegeben im Auftrage des historischen Vereins für das Großherzogtum Hessen. 2. Lieferung. E.—H. Darmstadt 1897.

* Supplement til Islandske Ordbøger ved Jon Thorkelsson. 3. Samling. Hefte 16/17. Reykjavik 1897.

* May, Martin. Sind die fremdartigen Ortnamen in der Provinz Brandenburg und in Ostdeutschland slavisch oder germanisch? 1897.

† Behaghel, O. Schriftsprache und Mundart. Akademische Festrede. Gießen 1896.

Litteratur.

* Donner, J. O. E. Lord Byrons Weltanschauung. Helsingfors 1897. Acta societatis scientiarum Fennicae tom. 22. No. 4. Helsingfors 1897.

* Donner, J. O. E. Der Einfluß Wilhelm Meisters auf den Roman der Romantiker. Helsingfors 1893.

† Neujahrsblatt der Stadtbibliothek in Zürich 1891, 1895, 1896, 1897.

* Thomas, Calvin. Litterature and Personality. Reprinted from the Publications of the Modern Language Association of America. vol. 12. No. 3. 1897.

* Barewicz, Witold. Goethes Naturgefühl. Programm des Gymnasiums zu Drohobycz f 1897.

* Biedermann, W. von, Goethe und Lessings „Minna von Barnhelm" Wiss. Beil. d. Leipz. Ztg. 1897, No. 82.

* Festschrift zur Begrüßung der 24. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Trier. Überreicht im Namen der 16. Versammlung Rheinischer Schulmänner. Bonn 1879. Geschenk des Herrn Geh. Regierungsrat Dr. W. Münch.

Programme etc. von Hochschulen, Schulen, Vereinen etc.

† Universitäten. Heidelberg. Vorlesungsverzeichnis S.-S. 1897 und W.-S. 1897/98.

* — Gießen. Personalbestand S.-S. 1897, W.-S. 1897/98.

* — — Vorlesungsverzeichnis S.-S. 1897, W.-S. 1897/98.

*

*Universitäten. Göttingen. Chronik f. 1896 97.
* — Leipzig. Bibliotheks-Ordnung 1894.
* — Tübingen. Vorlesungsverzeichnis S.-S. 1897, W.-S. 1897/98.
* — Freiburg. Vorlesungsverzeichnis W.-S. 1897/98.
* — Innsbruck. Vorlesungsverzeichnis S.-S. 1897, W.-S. 1897/98
* — Prag. Personalbestand 1897/98.
* — — Vorlesungsverzeichnis. W.-S. 1897/98.
*Darmstadt. Technische Hochschule. Programm f. 1897/98.
*Braunschweig. Technische Hochschule. Programm f. 1897/98.
*Kaiser Franz Josef-Museum für Kunst und Gewerbe in Troppau. Jahresbericht 1896.
*Naturforschende Gesellschaft zu Emden. 81. Jahresbericht f. 1895/96.
*Mitteldeutscher Kunstgewerbeverein Jahresbericht für das Jahr 1896
*Taunus-Club Frankfurt a. M. Jahresbericht f. 1896.
†Naturforschende Gesellschaft in Bern. Mitteilungen aus dem Jahre 1895 und 1896.
*Sängerchor des Lehrervereins zu Frankfurt a. M. Jahresbericht über 1896/97.
*Deutsche Seewarte. 19. Jahresbericht. Hamburg 1897.
*Museum für Völkerkunde in Leipzig. 24. Bericht 1896.
*Pensionsanstalt Deutscher Journalisten und Schriftsteller. Jahresbericht f. 1896.
*Kaufmännischer Verein in Hamburg. 38. Bericht 1897.
*Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag. Bericht über 1896.
*Israelitische Religionsschule zu Frankfurt a. M. Einladungsschrift zur öffentlichen Prüfung 1897.
*Dr. Hoch'sches Conservatorium zu Frankfurt a. M. 19. Jahresbericht 1896/97.
*Smithsonian Institution. Annual Report of the board of regents, to July 1894 Washington 1896.
† — Proceedings of the United States National Museum. Washington 1896.
*Frankfurter Turngemeinde. Bericht des Vorstandes über 1896/97.
*Deutsche Nationalfeste. Bd. 1. Heft 4. 1897.



VI. Veränderungen im Mitgliederbestande

in der Zeit vom 1. Mai bis 30. September 1897.

A. Neu eingetreten:

(Beitrag, wenn nicht besonders bemerkt, Mk. 8.—, bei Auswärtigen Mk. 6.—, Mehrbeträge werden dankend besonders verzeichnet.)

1. Frau Oskar Baer, hier.
2. Alexander Freiherr von Bernus, Stift Neuburg. (Mk. 10.—.)
3. Frau Emilie Cramer, hier.
4. Johann Matthäus Eisert, Königl. Reallehrer, Neu-Ulm.
5. Fritz Gans, Fabrikbesitzer, hier. (Mk. 40.—.)
6. Moritz Schmidt, Geh. Sanitätsrath Professor Dr. med., hier. (Mk. 20.—.)
7. Fräulein Else Schott, städt. Lehrerin, hier.

B. Gestorben:

1. W. Freiherr von Arnim, Gerswalde.
2. Carl Becker, Consul a. D., hier.
3. Anton Bingenheimer, Privatier, hier.
4. Wilhelm Böhmer, Landgerichtsrat, hier.
5. Georg Adolf Finck, Kaufmann, hier.
6. Karl Rem. Fresenius, Geh. Hofrat Dr. phil., Wiesbaden.
7. Ludwig Graubner, Kaufmann, hier.
8. Moritz L. A. Hahn, Bankier, hier.
9. Frederik Heineken, Stadtrat, hier.
10. Ludwig Hirzel, Professor Dr. phil., Bern.
11. Arthur Kortegarn, Dr. phil., Realgymnasial-Direktor, hier.
12. Karl von Lützow, Professor Dr., Wien.

13. Frau Marie Seebach, Hofschauspielerin, Berlin.
14. Georg Seestern-Pauly, Architekt, hier.
15. Georg Matthäus Simon, Rentier, hier.
16. Gustav Stilgebauer, Bank-Direktor, hier.
17. Franz Wirth, Patentanwalt, hier.

37 Mitglieder haben ihren Austritt erklärt.



II. Berichte aus den Akademischen Fachabteilungen.

1.

Abteilung für Geschichte (G).

Dieser Abteilung wurde in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis zum 31. Dezember 1897 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr Dr. J. Cahn, hier.

Die im Oktober vorgenommene Neuwahl des Vorstandes ergab Herrn Dr. R. Schwemer als ersten und Herrn Dr. O. Liermann als zweiten Vorsitzenden.

In dieser Abteilung sprach am

15. November 1897 Herr Dr. R. Schwemer über
„Die Kreuzzugssteuern im 13. Jahrhundert“.

* * *

Der eingesandte Bericht lautet:

Die päpstlichen Kreuzzugssteuern des 13. Jahrhunderts.[1])

Es ist bekannt, daß seit dem Zerfall des Staates Karls d. Gr., in dem die Idee des christlichen Gottesstaates vorübergehend annähernd zur Wirklichkeit gebracht war, die abendländische Mensch-

---

[1]) Dem Vortrage war die wertvolle Arbeit von Gottlob: Die päpstlichen Kreuzzugssteuern des 13. Jahrhunderts (Heiligenstadt. 1892) zu Grunde gelegt worden. Auch der Bericht stützt sich in erster Linie auf dieses Werk.

heit den Anblick einer großen Gemeinschaft erst wieder darbot, als der Gedanke der Eroberung des heiligen Grabes Wurzel gefaßt hatte und als die ungeheure Erregung der Geister begann, die in den Kreuzzügen ihren grandiosen Ausdruck fand. Von außen gesehen, mußte in diesen Zeiten das christliche Europa den Eindruck eines einheitlich regierten Reiches machen, und die Kreuzzüge haben auch innerlich die Gedanken einer großen Universalmonarchie wieder rege gemacht. Die große gemeinsame Aufgabe, die der Christenheit aus dem so mühevoll errungenen Besitz erwuchs, die Aufgabe, diesen Besitz zu verteidigen, machte eine gemeinsame Leitung geradezu zur Notwendigkeit.

Für diese Leitung konnte nur das geistliche oder das weltliche Haupt der Kirche in Betracht kommen. Im XII. Jahrhundert sehen wir noch ein Schwanken. Nachdem der erste und der zweite Kreuzzug unter mehr oder minder ausschließlicher geistlicher Leitung erfolgt waren, tritt diese beim dritten entschieden zurück. Friedrich I. Barbarossa steht bei diesem Zuge im Mittelpunkte und es ist offenbar, daß dem klugen Staufer die Gelegenheit willkommen war, die kaiserliche Würde in dem universellen Sinne, in dem er sie auffaßte, zur Geltung zu bringen. Heinrich VI. tritt in seine Fußtapfen: die Kreuzzugsgedanken verbinden sich unlöslich mit seiner übrigen Politik: das gemeinsame Ziel ist die Begründung eines gewaltigen Mittelmeerreiches. Sein früher Tod brachte die Peripetie des staufischen Kaisertums und der deutschen Vorherrschaft in Italien, und Innocenz III. übernahm das Erbe: was Heinrich VI. für das Reich erstrebt hatte, das schuf Innocenz für die Kirche. Wenn der Sieg der Staufer unzweifelhaft den Papocäsarismus begründet hätte, so begründete Innocenz das System des Cäsaropapismus. Innocenz hat dem Papsttum die entscheidende Richtung auf eine wirkliche Universalmonarchie gegeben, im Laufe des XIII. Jahrhunderts tritt der staatliche Charakter der Regierung der Kirche durch die Päpste immer stärker hervor, und hierbei erweisen sich gerade die Kreuzzüge, deren Oberleitung seit Innocenz III. ausschließlich in den Händen der Kurie liegt, ganz besonders wirksam. Die Geschichte der Kreuzzugssteuern, die zuerst Innocenz III. eingeführt hat und die von da an eine stehende

kirchliche Einrichtung wurden, ist eines der wichtigsten Kapitel aus der Geschichte der Begründung die der päpstlichen Universalmonarchie.

Die enorme Kostspieligkeit der Kreuzzüge machte es auf die Dauer ganz unmöglich, die Aufbringung der Kosten den Einzelnen zu überlassen, wie das in den ersten Zeiten der Begeisterung der Fall gewesen war. Der Gedanke einer finanziellen Beihilfe aller in Form einer außerordentlichen Steuer stellte sich daher ganz von selbst ein. So sehen wir denn beim zweiten Kreuzzuge sowohl in Frankreich, wie beim dritten in Frankreich und England Versuche staatlicher Kreuzzugssteuern. Diese Versuche scheiterten aber und mußten scheitern: erstens an dem Widerstreben des Klerus, sich von der staatlichen Gewalt beschatzen zu lassen, zweitens an der Unfähigkeit der damaligen staatlichen Gebilde zu derlei administrativen Unternehmen überhaupt, drittens an dem internationalen Charakter der Kreuzzugsunternehmungen, der die gerechte Verwendung der von den einzelnen Partikularstaaten aufgebrachten Gelder zur Unmöglichkeit machte.

Die Gemeinsamkeit der Unternehmungen erzwang mit unentrinnbarer Logik auch eine Gemeinsamkeit der Aufbringung der Mittel, und da die Kirche die Trägerin dieser Gemeinsamkeit war, so mußte sie hier eintreten. Ihr enormer Reichtum, der gegen willkürliches Besteuern seitens des Staates durch die Immunität geschützt war, bot sich hier gewissermaßen von selbst als eine ergiebige Geldquelle dar, und Innocenz ist es gewesen, der diese Quelle erschlossen hat.

Im Jahre 1199 erließ er eine Encyklika, in der er den 40. Teil der Einkünfte der Prälaten zur Unterstützung des heiligen Landes forderte. Es erhob sich zwar — namentlich in England — ein sehr vernehmliches Murren — allein der 40. wurde schließlich bezahlt. 1209 erteilte Innocenz aus Anlaß des Albigenserkrieges seinen Legaten das Recht, alle kirchlichen Personen der Gebiete, deren Herren das Kreuz nahmen, in beliebiger Höhe zu besteuern (Potthast Reg. pont. Rom. 3785), und endlich erfolgte im Jahre 1215 auf dem IV. Lateran-Konzil der Beschluß, daß sämtliche Kleriker für den im Jahre 1217 geplanten Kreuzzug drei Jahre hindurch $^1/_{20}$ ihrer kirchlichen Einkünfte zahlen sollten. Was die

Laien anbelangt, so wurden sie zu freiwilligen Leistungen aufgefordert, und es wurde ihnen dafür Ablaß in Aussicht gestellt. Mit dieser auf dem Wege des Ablasses erfolgten Geldaufbringung beschäftigen wir uns hier nicht, sondern nur mit dem durch das Konzil sanktionierten Institut einer allgemeinen direkten Einkommenbesteuerung des gesamten Klerus. Innocenz erkannte nämlich eine Verpflichtung der Laien nicht an — was sie freiwillig gaben, war eine andere Sache —, wohl aber hat er den Grundsatz der Zahlungsverpflichtung der Kleriker für die Kreuzzugsunternehmungen in das Kirchenrecht eingeführt und ebenso auch den Grundsatz, daß der Papst allein auch ohne Ermächtigung durch das Konzil und ohne Zustimmung der Geistlichen berechtigt sei, die Höhe und die Dauer der Zahlung zu bestimmen.

Das Recht hierzu begründete er selbst wohl vorzüglich mit der von ihm besonders gern herangezogenen Plenitudo potestatis, d. h. der dem Papste zustehenden diskretionären Allgewallt; andere begründeten es mit der Lehre von der göttlichen Proprietät u. a. Rechtskonstruktionen. Die Papaltheorie ist zur Begründung der päpstlichen Steuern im 13. Jahrhundert nur einmal herangezogen worden. Wie die Begründung aber auch war, thatsächlich sind die Neuerungen Innocenz' III. geltendes Recht geworden, und zwar haben die Päpste nach ihm in ihrem Besteuerungsrechte weder subjektive noch objektive Schranken anerkannt, trotz des lebhaften Widerspruches, dem es naturgemäß zu wiederholtenmalen begegnete. Sie haben diesen Widerspruch unbeachtet gelassen und Widersetzlichkeit mit den schärfsten Mitteln gebrochen. Innocenz IV. schrieb 1254 seinen Bevollmächtigten, die eine Anleihe auf die englischen Kirchengüter bewirken sollten: „Wenn einige Erzbischöfe oder Bischöfe, Prälaten oder Kleriker sich widersetzen, so schickt sie nach Suspension von Amt und Pfründen zu uns, damit sie nach Verdienst empfangen.“ Die prinzipielle Unabhängigkeit des päpstlichen Steuerrechts machte auch die Behinderung jeder andern Autorität an der Ausübung eines selbständigen Steuerrechts über die Kirchengüter wünschenswert. Es kamen dabei die staatlichen Gewaltinhaber und Bischöfe in Betracht, und es gelang bei beiden das Ziel zu erreichen, allerdings nicht dauernd: denn was die

staatlichen Gewaltinhaber anbelangt, so führte gerade die Frage des kirchlichen Besteuerungsrechtes am Ende des Jahrhunderts einen unheilbaren Konflikt herbei.

Die Päpste haben endlich auch vor dem weiteren Schritt nicht zurückgescheut, die ursprüngliche Beziehung der Kirchenbesteuerung auf die Kreuzzüge fallen zu lassen und ganz allgemein die eingehenden Mittel zur Bekämpfung der Feinde der Kirche überhaupt zu verwenden. Hier ist dann der Punkt, wo die päpstliche Politik mit dem sittlichen und dem religiösen Empfinden in einen unlöslichen Widerspruch gerät, allein man muß anerkennen, daß auch diese Entwickelung durchaus logisch war: denn wenn einmal Papst und Kirche identifiziert wurden, dann konnte allerdings Innocenz IV. mit Recht sagen, daß das negotium Siciliae, d. h. die Niederwerfung der Staufer in Italien und ihre Ersetzung durch eine papstfreundliche Dynastie in Sizilien alle Werke der Frömmigkeit übertreffe!

In dieser Auslegung des päpstlichen Besteuerungsrechtes lag eine geradezu immense Steigerung der päpstlichen Macht, die Innocenz III. nicht hatte ahnen können. Unter ihm wurde noch daran festgehalten, daß die Gelder wirklich für die Zwecke der Unternehmungen im heiligen Lande dienen sollten, und es fand auch die Erhebung noch durch die Bischöfe statt, die dann die Gelder direkt nach Palästina sandten. Nicht lang, so sehen wir aber das Institut eigener päpstlicher Kollektoren aufkommen, die mit allen Mitteln modernster Steuertechnik die Einschätzung vornehmen, die ermittelten Summen bis auf den letzten Denar den Zahlungspflichtigen abzwacken und dann die Summen entweder direkt nach Rom abführen oder an bestimmten sicheren Orten thesaurieren. Dank dieser Zentralisierung des ganzen Erhebungsgeschäftes standen nun den Päpsten jederzeit Millionen baren Geldes zur Verfügung.

Aus einigen gelegentlichen Rechnungsergebnissen kann man annähernd bemessen, welche Summen bei diesem päpstlichen Rechte der Kirchenbezehntung herauskamen. Das französische Bezehntungsgebiet allein brachte im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts in einem Jahre rund 264000 Pfund ein. Der englische Zehntbetrag wurde auf 200000 Pfund geschätzt. Nehmen wir dazu die Erträge

aus den übrigen Ländern der Christenheit, so dürfte der Gesamtwert des Zehnten aus der ganzen Christenheit auf 800000 Pfund zu veranschlagen sein, was einem Metallwert von 14—20 Millionen Franks entsprechen würde. Zum Vergleiche mag dienen, daß die französischen ordentlichen Staatseinkünfte auf 240000 Pfund angegeben werden. So unsicher nun auch immer diese Zahlen sind, sie stellen jedenfalls ganz ungeheure Summen dar. Sie flossen zwar nicht regelmäßig, sondern nur periodisch, dann aber doch gewöhnlich mehrere Jahre hindurch, und man wird behaupten können, daß Rom in der Mitte des XIII. Jahrhunderts eine der größten Geldmächte war: so wird man begreifen, daß, indem zu der schon bestehenden politischen und religiösen Macht auch noch dieses wirtschaftliche Übergewicht kam, Rom geradezu unwiderstehlich werden mußte.

Unter Innocenz IV. war die Kirche in der Lage, gleichzeitig den Vernichtungskrieg gegen Friedrich II. zu führen, den Kaiser des Ostens Balduin II. mit beträchtlichen Summen zu unterstützen, den Feldzug Ludwigs des Heiligen nach Ägypten zu ermöglichen, und zugleich noch die Könige von Aragonien und Kastilien und die von Dänemark und Norwegen im Kampfe gegen die Mauren hier und die Esthen dort zu unterstützen. Um welche Summen es sich dabei handelte, wissen wir leider nicht: wir erfahren aber, daß bis zum Juni 1250 Ludwig IX. alle Kosten seines Feldzuges allein von den Steuern der Geistlichen bezahlt habe, und diese Kosten beliefen sich, wie aus andern Nachrichten hervorgeht, auf ca. 760000 Tourer Pfund.

Es wird uns in diesem Zusammenhange auch so manches in der deutschen Geschichte klar, wenn wir an die ewige Bedürftigkeit der deutschen Fürsten auf der einen Seite und an die finanzielle Leistungsfähigkeit der Kurie auf der andern denken. Die Gegenkönige, die gegen Friedrich II. sich erhoben, standen ganz einfach in päpstlichem Solde. Wir hören, daß einmal dem Landgrafen von Thüringen 10000 Mark Silber[2]) an Hilfsgeldern zugingen, daß ein andermal 15000 Mark für ihn in Lüttich hinterlegt

[2]) 1 Mark Silber = ca. 160 Rm.

wurden. Auch der Kampf Karls von Anjou gegen König Manfred erfolgte ausschließlich mit päpstlichem Gelde. Wir hören, daß die Ausgaben der päpstlichen Schatzkammer für Anjou und seine Franzosen täglich 1000—1200 Pfund betrugen. Zum Glück für die Kasse erfolgte sehr schnell die Entscheidung. Die Kasse war rein leer geworden. Schon im nächsten Jahre that dann Ludwig IX. zum zweitenmale das Gelübde eines Kreuzzuges. Wieder sorgte die Kirche für die Kreuzzugskosten, indem sie (Clemens IV.) wieder einen dreijährigen Zehnten auf die französischen Kirchengüter legte, und als dann dieser Kreuzzug gescheitert war, da erfolgte 1274 zu Lyon aufs neue die Verkündigung einer großen kirchlichen Weltbesteuerung auf 6 Jahre, denn der Plan Gregors X. war, noch einmal mit allen Kräften den Versuch zu machen, die verlorenen heiligen Stätten wieder zu gewinnen. Überblickt man diese großartige Thätigkeit, die die ganze Welt umspannt, alles anordnet und alle großen Unternehmungen ins Leben ruft, so drängt sich unabweislich der Gedanke auf, daß die Verwirklichung einer christlichen Universalmonarchie unter der Leitung des römischen Pontifex nahe war: es leuchtet aber auch deutlich hervor, daß gerade die durch die Kirchenbesteuerung bereit gelegten Mittel es waren, die diese Machtbildung ermöglichten.

Die Sache hatte freilich auch ihre Kehrseite. Der Klerus wurde nämlich gar bald widerspänstig. Wir hören davon schon sehr früh, schon gleich nach der ersten Steuer, die Innocenz III. im Jahre 1199 auferlegte, ebenso wie aus Laienkreisen schon damals Klagen vernehmbar wurden, denn es darf nicht vergessen werden, daß neben der kirchlichen Einkommensteuer immer noch die Ablaßpredigt herging, die die Laien zu Beiträgen anfeuerte. Bekannt ist ja das Gedicht Walthers: „Sagt an, hêr Stoc, hât iuch der bâbest her gesendet, daz ir in rîchet und uns Tiuschen ermet unde pfendet?"

Bewegliche Klagen über die ewige Besteuerung lesen wir auch in dem englischen Chronisten Matthaeus Paris: wir erfahren hier auch, wie es die Päpste anfingen, den Klerus zum Schweigen zu bringen. Sie verbanden sich ganz einfach mit den Landesfürsten zu dem Geschäfte der Besteuerung, d. h. sie wiesen dem Könige

die Hälfte etwa des Ertrages zu, wenn der König erklärte, einen Kreuzzug unternehmen zu wollen. Wann die Kreuzfahrt angetreten werden sollte, wurde nicht weiter festgestellt, die Hauptsache war, daß der König sich mit dem Kreuze zeichnete, und nun flossen die Gelder des Klerus in seine Truhen. Auf diese Weise hat sich Heinrich III. oft und ausgiebig Geld verschafft: das Groteske an der Sache aber ist, daß er den Kreuzzug überhaupt gar nicht gemacht hat. Es gab das eine vorübergehende Verstimmung; als aber nachher der Papst den König für seine sizilischen Pläne brauchte, vertrug man sich wieder.

Auch aus Deutschland hören wir von starker Renitenz.

Als z. B. 1286 der Legat Johann Boccamazzi, Kardinal-Bischof von Tusculum, nach Deutschland kam und, angeblich für König Rudolfs Romfahrt, von den deutschen Geistlichen den vierten, nach andern Angaben den fünften Teil der Kircheneinkünfte für vier bezw. fünf Jahre forderte, da erhob sich auf dem Nationalkonzil zu Würzburg 1287 ein wahrer Sturm der Entrüstung.

Nicht aber von dieser Seite erfolgte schließlich der entscheidende Schritt gegen das päpstliche System, das in eine Universaltyrannnis ausmünden mußte, sondern von den erstarkenden Monarchien Englands und vor allem Frankreichs. In dem Kampfe, den Bonifaz VIII. mit seiner Bulle Clericis laicos entfesselte, ist das Papsttum unterlegen.

Die bisherigen Betrachtungen haben gezeigt, daß die Untersuchung der wirtschaftlichen Verhältnisse auch auf die Geschichte der scheinbar rein geistigen Macht des Papsttums neues Licht zu werfen geeignet ist. Wenn das Papsttum das Kaisertum überflügelte, so that es dies nicht zum wenigsten auch deshalb, weil die Organisation der Kirche, wie sie entstanden war und wie sie namentlich Innocenz III. vollendete, viel leistungsfähiger war, als die Organisation des Reiches. Das Reich beruhte — abgesehen von den Ideen kaiserlicher Allgewalt — auf dem Lehensnexus, und dieser Lehensnexus begann sich schon im Anfange des 13. Jahrhunderts derart zu lockern, daß man von völliger Auflösung sprechen kann: die Kirche beruhte dagegen auf einer Art von Unterthanenverband, und auf diesem Grunde konnte sich eine geistliche

Herrschaft begründen, die die ungeheuren Machtmittel, die in der Kirche an geistlichen und weltlichen Besitztiteln vorhanden waren, dem einen Menschen, der sich Statthalter Christi nannte, zur beliebigen Verfügung stellte. So waren die Päpste in der Lage, in ganz anders wirksamer Weise als die Kaiser den Gedanken der christlichen Universalmonarchie, der das ganze Mittelalter beherrscht hat, zur Ausführung zu bringen.

2.

Abteilung für Sprachwissenschaft (SpW).

a) Sektion für Alte Sprachen (AS).

Die im Oktober 1897 vorgenommene Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Oberlehrer Dr. F. Bölte, als zweiten Vorsitzenden Herrn Gymnasialdirektor Prof. Dr. Baier und als Schriftführer Herrn A. Bellgard.

In dieser Sektion sprach am

8. Dezember Herr Prof. Dr. A. Riese über
„Götterkultus im rheinischen Germanien“.

---

b) Sektion für Neuere Sprachen (NS).

Die im Oktober 1897 vorgenommene Vorstandswahl ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Oberlehrer Dr. Junker und als zweiten Vorsitzenden Herrn Oberlehrer Müller.

In dieser Sektion sprach am

27. Oktober und 30. November Herr Dr. Winneberger über
„Ein Temporalsystem für die Schule“.

* * *

Der eingesandte Bericht lautet:

Ein Temporalsystem für die Schule von Dr. Winneberger.[1])

Die schier grenzenlose Vielseitigkeit im neusprachlichen Unterricht unserer Tage mahnt zur Beschränkung, zu knapper und scharfer Abgrenzung des zu behandelnden Stoffes im einzelnen Unterrichtszweige. Wenn aber irgendwo, so ist gerade auf dem Gebiete der Grammatik am leichtesten fester Boden zu gewinnen. Und auf diesem hinwiederum ist dann auch unschwer der festeste Punkt zu finden, ein bei allem Wechsel und bunten Durcheinander im Betrieb stets unverändert festliegender Punkt, der deshalb geeignet erscheint, zum Ausgangs- und Angelpunkt eines Systems zu werden, das aller sprachlichen Belehrung als Grundlage und Mittelpunkt zu dienen hätte, und dessen Erfassung, unabhängig von Lehrbuch, Lehrkraft, Lehrweise, gesetzlichem Lehrplan und Lehrziel, als gemeinsame Mindestforderung für die höhere Schule jedweder Art gelten könnte. Wie immer man sich sprachlich bethätige, jeder Satz, den man spricht, liest, schreibt, übersetzt oder auch grammatisch untersucht, hat seinen Angelpunkt im Verbum finitum, an dem ich anzufangen habe, wenn ich den Ausdruck meiner Gedanken oder meine Gedanken*folge* auf ihre Richtigkeit hin prüfen will. Nicht nur der längst bekannte Franz Kern, auch der neuerdings fast mehr genannte, ihm sonst aber nicht besonders wahlverwandte François Gouin kann den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, in der Wertschätzung des Verbums für den Satz die einst verschwommenen Ansichten mehr und mehr geklärt zu haben. Gerade daß zwei sonst so verschiedene Persönlichkeiten sich hierin begegnen, scheint mir besonders bemerkenswert. Mein System aber ist wohl mehr im Sinne des ersteren und im Gegensatz zu Gouin aufgestellt. Wenn einmal die Bedeutung des Verbum finitums für den Satz erkannt war, so galt es, in die Menge der Verbalformen Ordnung zu bringen und eine knappeste, möglichst einwandfreie Übersicht,

[1]) Der Bericht beschränkt sich auf die ausführliche Mitteilung des zweiten der Vorträge. Vom ersten, der den Schwerpunkt auf die drei letzten Worte des Themas legte, sind hier nur die Hauptgedanken als Einleitung zum zweiten wiedergegeben.

ein Schema, zu schaffen, das den Lehrzwecken der Schule entspricht und als einheitliche Grundlage für den Unterricht in den verschiedenen Sprachen verwendbar ist. Ein solches liegt aber bei Gouin nicht vor.[2]) Denn 1. Was thue ich in der Schule mit einem System, das so schwer verständlich ist, daß selbst seine intimsten Freunde es erst nach hartnäckigem Studium begriffen und dann nur in einer Reihe von Tabellen zur Darstellung zu bringen vermocht haben, die wiederum eines ganzen Studiums bedürfen, und denen nichts weniger als Durchsichtigkeit und Übersichtlichkeit nachzurühmen ist? Was thue ich in der Schule mit einem System, das überdies keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben kann, das also einerseits Lücken zeigt, und das andrerseits Fälle berücksichtigt, die für den Schüler entschieden besser verschwiegen blieben — Formen wie „j'ai eu déjeuné“, mögen sie zehnmal vorkommen, richten in der Schule doch nur Unheil an. Auch Ausdrücke wie „Je vais vous dire“ und „Je viens de vous dire“, die ebenfalls bei Gouin mit hereingenommen sind, kommen für mich nicht in Betracht. Das sind keine Tempora, sie gehören also auch nicht in ein Temporalsystem im strengen Sinne, dessen Übersichtlichkeit sie außerdem in ganz unnötiger Weise erschweren. Qui trop embrasse, mal étreint!

2. Was fange ich dem Schüler gegenüber mit der Thatsache an, daß sich „aujourd'hui“, „hier“ oder „demain“ neben einer Verbalform findet? Ich will hier nicht die neun Sätze mit „aujourd'hui“ anführen, die ich leicht zusammenbringen konnte, und in denen jenes Zeitadverb jedesmal in Verbindung mit einem anderen Tempus vorkam. Die Begleitung von „aujourd'hui“ kann für das Tempus nichts beweisen. Nein, ich komme vielmehr

3. über die in der Natur der Sache begründete und auch dem Anfangsschüler aus dem alltäglichen Leben schon mehr oder weniger geläufige Unterscheidung der drei Zeitstufen Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft nicht hinaus, die kurz und bündig und

---

[2]) Vgl. dazu Dr. Junker „François Gouin und seine Methode der Spracherlernung“, Berichte des Fr. D. Hochstifts zu Frankfurt a. M. Neue Folge Bd. XII Jahrgang 1896 Heft 3/4 p. 227ff., speziell S. 245—249.

dabei zwingend, erschöpfend und lückenlos ist, und auf Grund deren ich vermittelst der weiteren, ebenso einfachen und selbstverständlichen Unterscheidung von Nichtvollendeter und Vollendeter Handlung oder — wie ich lieber möchte — Zeitart schließlich zu der Aufstellung eines Grundsystems von 3 × 2 = 6 Temporibus (Zeitformen) gelange, deren althergebrachte Namen ich

4) noch in Schutz nehme und einer Erklärung würdige gegenüber allen, die sie für untauglich gehalten haben wollen, ohne doch etwas Besseres an die Stelle setzen zu können.

So ergäbe sich für mich also folgendes Temporalsystem für die Schule:

1. Zeitstufe	2. Zeitart	3. Zeitform (Tempus)
1. Gegenwart	1. Nichtvollendung	1. Präsens
	2. Vollendung	2. Perfekt
2. Vergangenheit	1. Nichtvollendung	3. Imperfekt
	2. Vollendung	4. Plusquamperfekt
3. Zukunft	1. Nichtvollendung	5. Futurum
	2. Vollendung	6. Futurum exaktum

d. h. auf der Zeitstufe der Gegenwart wird die Zeitart der Nichtvollendung durch die Zeitform (das Tempus) Präsens zum Ausdruck gebracht u. s. w.

An dieser Aufstellung möchte ich trotz allem, was sich etwa dagegen sagen ließe, in allen Stücken festhalten, und zwar wegen des zwingenden Charakters der ihr zu Grunde liegenden Unterscheidungen; denn gerade dieses zwingende meiner Einteilung — mag sie nun von mir stammen oder nicht — ist dem Schüler gegenüber von unschätzbarer Bedeutung, und ich habe es unangreifbarer nirgends gefunden. Recht wohl war mir z. B. bekannt, daß in den Grammatiken der Herren Direktor Dr. Reinhardt (für Lateinisch) und Dr. Banner (für Französisch) an Stelle meiner Zeitarten (Nichtvollendung und Vollendung) die sogenannten Entwicklungsstufen (Eintritt, Dauer, Vollendung) zu finden sind. Dagegen kann man aber vorbringen, daß der Eintritt in die Handlung, sobald überhaupt eine solche vorliegt, ja als ganz selbstverständlich vorauszusetzen, eine besondere Kategorie dafür also entbehrlich sei. Und außerdem läßt sich fragen: Was ist denn Eintritt und Voll-

endung dem Wesen nach Verschiedenes gegenüber dem Begriff der Dauer? Sie sind doch beide etwas nicht Dauerndes, Momentanes. Solche Einwürfe müssen aber bei Aufstellung eines Systems, wie ich es verstanden wissen möchte, ebenso ausgeschlossen sein, wie auf mathematischem Gebiete ein Zweifel darüber nicht besteht, daß es im Raume drei Dimensionen und in der Ebene nur zwei giebt.

Halten wir also einmal an meinem System fest, so entsteht nun weiter die Frage: Wie stimmt dazu der thatsächliche Temporalbestand und Temporalgebrauch in den einzelnen Sprachen? Wohin gehören Défini, Conditional, Präsens und Perfectum historicum, Passé antèrieur, der griechische Aorist, kurz alle die Tempora, die in dem obigen Schema nicht vorgesehen sind? Wie dem aber auch sei, so soll doch dieses von mir aufgestellte Schema als Temporalsystem jeder Behandlung des Verbs in Formenlehre und Syntax zu Grunde liegen, und zwar nach meiner Auffassung für alle Sprachen, die an einer Schule unterrichtet werden, und damit komme ich zum zweiten Gegenstande meiner Darstellung, der Forderung: Ein Temporalsystem für die Schule. Das ist nun gerade die Sache, die mir ganz besonders am Herzen liegt. Nach anderer Auffassung spränge für jede Sprache eine besondere Tabelle oder gar eine Reihe von Tabellen heraus. Solches Vorgehen, die Behandlung jeder Sprache für sich, also eine Art Isolierungssystem, widerspricht indessen durchaus meinen Anschauungen über Sprachenbetrieb auf der Schule, ganz abgesehen davon, daß es eine nicht zu unterschätzende Mehrbelastung des Schülers bedeutet. Diese meine Anschauungen will ich im Folgenden an der Behandlung des Verbs klar zu legen suchen.

Mit der denkbar größten Wucht beginnt ja gerade die Behandlung des Verbs schon auf der untersten Stufe des fremdsprachlichen Unterrichts. Halte ich mich in erster Linie an die mir am nächsten liegende französische Sprache, mit der überdies an der mir bekannteren Realanstalt, Realschule und Oberrealschule, überall, hier in Frankfurt auch an den Schulen mit dem Frankfurter Lehrplan, angefangen wird, so heißt es in den allgemeinen Lehrplänen und Lehraufgaben über das Pensum der Sexta, in der wöchentlich sechs Stunden Französisch vorgesehen sind: „Im

Mittelpunkte steht die Erlernung der regelmäßigen Konjugation, sowie der Hilfsverben avoir und être." Ich habe nicht darüber zu sprechen, wie weit sich dieses Mindestmaß unter günstigen Verhältnissen noch in die Höhe setzen ließe. An den hiesigen sogenannten Reformschulen wird bekanntlich in Sexta die ganze regelmäßige Formenlehre abgethan. Da sollen aber auch „in Quinta die unregelmäßigen Verba und in Quarta die Hauptpunkte der Syntax zur Durchnahme und Einübung gelangen", wie denn überhaupt mit dem Ende des dritten Schuljahres „in grammatischer Hinsicht für das Französische ein Abschluß zu erzielen ist". An den gewöhnlichen Gymnasien und Realgymnasien des Landes, wo das Französische erst in Quarta einsetzt, und zwar an den ersteren mit vier, an den letzteren mit fünf Stunden wöchentlich, wird verlangt: „Erlernen der regelmäßigen Konjugation unter vorläufiger Beschränkung auf den Indikativ, sowie der Hilfsverben avoir und être." Diese Beschränkung mag ja in der geringeren Stundenzahl, sowie darin ihren Grund haben, daß hier das Französische noch hinter dem Lateinischen zurückstehen muß. Wenn aber die Erledigung der gesamten Formenlehre, die also bis auf die unregelmäßigen Verba an den Schulen neuerer Richtung jetzt schon in einem Jahre möglich gemacht wird, sonst noch über zwei weitere Jahre hinaus ausgedehnt wird, und zwar auch gerade an den Realgymnasien, wo in den beiden Tertien das Latein doch hinter das Französische zurücktritt, so giebt das wohl einigermaßen zu denken. Sollte der leitende Gesichtspunkt hier nicht der gewesen sein, daß sich zur Aneignung der grundlegenden Thatsachen der Grammatik mehr als irgend sonst das langsamste Vorwärtsgehen empfiehlt? Man sollte darauf bedacht sein, daß gerade diese Aneignung neben der sonstigen allgemeinen sprachlichen Förderung in aller Muße zustande käme. Denn wird der Lernende hier überstürzt, so wird ihm von vornherein die Lust an der Sache verdorben: es fehlt ihm später das nötige Verständnis, die Grundlage zu allem, womit die Freude an allem unzertrennlich zusammenhängt, die ich fast identifizieren möchte mit dem Verständnis, das man den sprachlichen Erscheinungen entgegenbringt. Was hier im Anfang versäumt wird, läßt sich später nicht wieder nachholen. In wie vielen

Fällen habe ich die Überzeugung gewonnen, daß Schüler an der Sprachenklippe gescheitert sind, weil sie eben keinen Boden unter den Füßen hatten und auf natürlichem Wege auch nicht mehr erreichen konnten! Also lieber zwei, drei Jahre zu viel als eins zu wenig für die Grundlegung! Und thatsächlich, wenn ich an die erste Zeit meines Hierseins zurückdenke, als ich vor mehr als dreizehn Jahren hierherkam, wo von einem neuen Kurs auch auf pädagogischem Gebiet noch nicht die Rede war, wo man an eine Marschroute noch nicht mehr oder weniger gebunden war, auf der der Geschwindschritt unerläßlich scheint, da haben wir an meiner Realschule, der Adlerflychtschule, die — den anderen Frankfurter Schulen voraus — ihre eigenartige, modernere Unterrichtsmethode im Französischen hatte, die Erlernung oder besser gesagt Einübung der Formenlehre und speziell derjenigen des Verbs über vier Jahrgänge verteilt und auch dann noch nicht damit aufgehört. Und von solchem Verfahren habe ich hier zu sprechen, da es mir nicht darum zu thun ist, festzustellen, wie viel in kürzester Zeit geleistet werden **kann**, sondern wie viel am Ende wenigstens erreicht sein **muß**. Nur über eine Mindestforderung für alle die verschiedenen Schulen wäre ja eventuell eine Einigung herbeizuführen, über die hinaus beim Übergang von der einen auf die andere Anstalt dann allerdings nichts weiter zu verlangen wäre.

Setzen wir also beim Eintritt in die Schule am besten einmal nichts voraus als die bekannte tabula rasa mit den entwickelungsfähigen Äderchen! Dann war **ich** früher, als ich diesen Unterricht noch hatte, zufrieden, wenn ich am Ende des ersten Jahres meine Jungen so weit hatte, daß sie mir jede beliebige Verbalform, die im **Deutschen** vorkam, ohne Zögern und Zaudern in eine der drei Zeitstufen einzuweisen verstanden. Die verwöhnten Kollegen werden lachen und meinen, das gehöre doch wohl in die Vorschule. Darauf erwidere ich, daß ich erstens, wie schon angedeutet, am liebsten gar nichts voraussetze, und daß ich zweitens zweifle, ob ein Knabe vor dem Alter der Sexta imstande sei, dieser Sache Verständnis entgegenzubringen, und gerade an diesem Verständnis ist mir alles gelegen. Es muß dann allerdings am Ende des Jahres auch gleich Ernst gemacht und kein Schüler befördert

werden, der jetzt nicht in dieser einen Sache wenigstens ganz seinen Mann stellt. Und ich bin der Ansicht, daß man dann an diesem Mindestmaß auch noch unter den heutigen Verhältnissen festhalten kann, wenngleich die gesetzlichen Forderungen viel weiter gehen. Vielleicht könnte man diesen in einem Punkte auch noch Rechnung tragen und das Zugeständnis machen, daß der Schüler in der fraglichen Sache auch bei keiner französischen Verbalform mehr im Zweifel sein darf. Die Namen der Tempora mögen also meinetwegen den heutigen Forderungen entsprechend auch schon von ihm gelernt sein: ihr Verständnis und ihre Beherrschung verlange ich noch nicht von ihm. Dies ist erst das Ziel des zweiten Jahres, während dessen das zweite Einteilungsprinzip, die Unterscheidung der Zeitart, dann natürlich im Unterricht als weitere Forderung hinzugekommen sein muß. Dem steht durchaus nicht entgegen, daß mit Konjugationsübungen über sämtliche Tempora, sobald es der gewonnene Sprachschatz gestattet, auch schon auf der untersten Stufe in Sexta begonnen werde. Im Gegenteil möchte ich diesen vielmehr das Wort reden. Sie sind jedoch nicht nach den landläufigen Paradigmen der Lehrbücher vorzunehmen, sondern so, daß dabei stets eine selbständige Leistung des Schülers in den Vordergrund tritt, die für die Gewinnung unseres Systems nutzbringend wird. Hat man nämlich einen genügenden Vorrat an Verbalformen zusammen, so bringt man zunächst einmal Ordnung in die große, wirre Menge, indem man sie auf die drei Zeitstufen verteilt. Da wird sich denn, wenn man z. B. nur einmal die Formen von „avoir" ins Auge faßt, sehr leicht herausfinden lassen, daß „vous avez" in die Gegenwart, „vous aviez" in die Vergangenheit und „vous aurez" in die Zukunft gehört. Ohne alle theoretische Erörterungen wird der Schüler auch sagen können, wozu sich „vous aurez eu" enger gesellt, wozu „vous aviez eu" und schließlich „vous avez eu"; er braucht ja dabei nur seinem Ohr und Auge zu folgen. Ohne weiteres wird er dann auch angeben können, auf welche Zeitstufen diese zusammengesetzten Temporalformen gehören, und er wird sich bei konsequenter Weiterführung der Sache ganz von selbst an diese Zusammengehörigkeit gewöhnen und, ohne sie auch nur zu kennen, z. B. eine Schwierigkeit über-

winden, die sonst in der Praxis große Mühe macht: ich meine das Verständnis dafür, daß das Perfekt vous avez eu, ein Tempus der Gegenwart ist. Hier erscheint es geradezu als ein Vorteil, daß mit neuen Wörtern wie Tempus und Perfekt noch nicht gearbeitet wird; es ist einer der vielen Fälle, wo man auf dem elementarsten Wege am weitesten kommt, wo der Wert der Veranschaulichung gegenüber dem der theoretischen Erörterung klar zu Tage tritt: mit Hilfe der äußeren Sinne allein läßt sich das Ziel erreichen, und man thut gut, sich eine solche Erfahrung zu nutze zu machen.

Mit dem Anschauungsvermögen der Schüler läßt sich schon viel fertig bringen zu einer Zeit, wo die Regel noch durchaus wirkungslos ist, und auch später kann man diese sehr häufig entbehren, wenn man nur jenes richtig zu beschäftigen versteht. Fragen wir uns, wie diese Erfahrungsthatsache z. B. für die ersten Konjugationsübungen allgemeiner zu verwerten wäre, so liegt es nahe, daß man die erste unserem Temporalsystem entsprechende Reihe von Formen, die man gewonnen hat, zunächst sofort an die Tafel schreiben läßt, also nicht „j'ai, tu as, il a u. s. w., dann j'avais, tu avais u. s. f., j'aurai, tu auras — nach alter Weise, so wie es in jedem Übungsbuch gedruckt zu finden ist, sondern untereinander:

vous avez
vous avez eu
vous aviez
vous aviez eu
vous aurez
vous aurez eu.

Beim Anschreiben sind der Übersichtlichkeit halber entschieden diese nackten Verbalformen vorzuziehen, während man beim Sprechen ja immer den Gedanken vervollständigen, auch durch Wechsel in der Person, Hinzufügung der Negation und schließlich Frageform mit und ohne Negation die vielseitigsten Abänderungen dessen, was das Auge ein- für allemal vor sich hat, vornehmen lassen kann, also, wenn man es recht verwickelt haben will, z. B. J'ai, tu as eu, il n'avait pas, avions-nous eu, n'aurez-vous pas, ils auront eu.

Bei aller Abwechslung, die sich, wenn être und die regelmäßigen Konjugationen dazu gelernt werden, immer noch steigern läßt, wird stets an der einmal gegebenen Reihenfolge der Tempora festgehalten. Sie bleibt das alte bei allem Neuen, und je mehr sich das Auge daran gewöhnt, in diesem Wesentlichen doch immer wieder dasselbe Bild vor sich zu sehen, desto eher wird dieses letztere auch als festes, dauerndes Besitztum in das Denken des Schülers, ich möchte sagen, sich einschleichen. So wird also auf dem Wege der Anschauung und der Konsequenz, der Stäte, wie es das schöne alte deutsche Wort nennt, der Lernende schon gleich von Anfang an allmählich zu dem für Schüler und Lehrer so unschätzbaren Gefühl für und Begriff von Gesetzmäßigkeit hingeleitet. Ist hierfür aber einmal das Empfinden des Schülers geweckt, so muß es der Lehrer mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln nicht nur zu erhalten, sondern auch zu mehren, ja förmlich groß zu ziehen suchen. Und dazu bedarf es vielleicht gerade in der ersten Zeit besonders kräftiger Nahrung. Diese bietet sich aber wieder sehr schön, wenn man die regelmäßigen Konjugationen zu lehren hat. Bringt man sie in der landesüblichen Reihenfolge vor, so geht man den verkehrten Weg: man vergleiche doch nur das Défini von chercher mit dem von répondre und sage dann, wo die größere Regelmäßigkeit ist. Schreitet man aber vielmehr umgekehrt von répondre über agir nach chercher fort, so wird man den Schüler einen viel folgerichtigeren Weg vom regelmäßigen Verb zum weniger regelmäßigen führen, um schließlich an den Verben wie devoir vorbei zu den ganz unregelmäßigen zu gelangen, als deren Typus mir immer „aller“ mit seinen drei Stämmen vorschwebt. Das sind aber alles Dinge, die mehr speziell in eine Besprechung französischen Anfangsunterrichts hineingehören.

Wollen wir wieder auf allgemeinere Gesichtspunkte zurückkommen, so giebt uns dazu die vorherige Erwähnung des Défini Gelegenheit. Ja, das Défini! Wo bleibt denn eigentlich das Défini — und wo bleiben die anderen Tempora des Franzosen bei jener Zusammenstellung zunächst nach Zeitstufen und dann zugleich auch nach Zeitarten? Auf diese Frage, die sich von selbst aufdrängt, ist meine Antwort doch nach allem Vorausgesagten, so

gut wie gegeben: das ist ja gerade, was ich will, wenn ich für ein Temporalsystem für die Schule eintrete. Ein solches, das also für alle Sprachen des Schulbetriebs gemeinsam aufgestellt wird, hat zunächst die Tempora gar nicht zu berücksichtigen, die diese oder jene Sprache für sich allein besitzt. Nicht aus dem Sprachschatze einer einzelnen Sprache heraus wurde ja das System gewonnen, sondern durch an und für sich vorhandene, sachliche Unterscheidungen, die mit der einen oder anderen Sprache im besonderen gar nichts zu thun hatten. Danach wird denn auch bei der Behandlung weiter verfahren.

Ich lasse als Lehrer das Défini, sowie überhaupt alle Tempora, die mit meinem allgemeinen System nicht gegeben sind, in der ersten Zeit ganz außer Acht und unerwähnt. Fällt dies den Schülern auf und bringen sie mir die Frage, wohin das Défini gehöre, wann das Défini zu gebrauchen sei, so darf ich mich freuen, daß ich es verstanden habe, ihre Aufmerksamkeit wach zu rufen. Ich werde ihre Frage als sehr berechtigt anerkennen und sie zu weiterem fleißigen Beobachten in dieser Richtung anfeuern, womit für das Leben im Unterricht auch schon wieder sehr viel gewonnen ist. Mit der Beantwortung der Frage aber werde ich zurückhalten und die Lernenden auf später vertrösten mit dem Bemerken, daß sie sich erst das Unentbehrliche vollkommen zu eigen machen sollten, wenn sie über das sonst noch Vorhandene belehrt sein wollten. Vielleicht vermag die Neubegier ihren Eifer etwas anzuregen. Dann kann ich ja je eher je lieber das Défini und die noch fehlenden Tempora einreihen — natürlich immer vorausgesetzt, daß die ursprüngliche Zusammenstellung nicht nur einzelnen, sondern der Klasse sozusagen in Fleisch und Blut übergegangen ist. Eventuell würde es also erst in Quinta ratsam sein, wie ich dies thatsächlich, als ich den entsprechenden Unterricht hatte, auch immer gehalten habe. Sehr schnell ist mit den Schülern die Frage erledigt, in welche Zeitstufe das Défini gehört: „Il arriva“ heißt wie „il arrivait“ — „er kam an“, gehört also wie dieses in die Vergangenheit. Der Unterschied muß also in der Zeitart liegen, die durch das Défini zum Ausdruck kommt. Da nun das Imperfektum die Nichtvollendung auf der Zeitstufe der Vergangenheit bezeichnet, so

müßte das Défini die Vollendung ausdrücken; und das thut es auch, freilich nicht in dem Sinne eines Plusquamperfekts. Beim Défini handelt es sich nicht wie bei ihm um einen zeitlichen Vergleich mit einem anderen Geschehnis, woran auch schon die so sachgemäße Bezeichnung des dem Plusquamperfekt bedeutungsverwandten „Passé antérieur“ erinnert; das Défini stellt vielmehr die jeweilige Handlung als schlechthin in der Vergangenheit geschehen — was ist das anders als vollendet? — dar. Wir haben eben hier den Fall der gewöhnlich sogenannten Augenblickshandlung, wo also die Zeit der Dauer so zusammenschrumpft, daß man von einer solchen gar eigentlich nicht mehr reden kann, da die Vollendung mit dem Eintritt in die Handlung entweder thatsächlich oder doch so gut wie zusammenfällt.

Auf solche theoretische Auseinandersetzungen wird man natürlich auf der Unterstufe schwerlich verfallen. Da wird man den Schüler möglichst ausschließlich durch passende Beispiele, die er selbst zu finden hat, so gut wie es geht, einstweilen zu belehren oder zu beruhigen suchen. Durch Nebeneinanderstellungen wie „Le cousin arriva, pendant que nous dînions“ kommt man der Sache vielleicht noch am nächsten. Die Theorie darüber darf man aber mit um so besserem Gewissen möglichst weit hinausschieben, als die ganze Frage nach dem Unterschied zwischen Défini und Imparfait in That und Wahrheit eine sehr heikle ist, über die in der Schulpraxis noch gar häufig mehr Staub aufgewirbelt wird, als ein gründlicher Sachverständiger für zulässig erklären dürfte. Wer lange genug mit offenen Ohren im Auslande gelebt hat, dem kann es nicht entgangen sein, daß der Franzose sich beim Sprechen nur höchst selten eines Définis bedient, während Imperfekt und Perfekt lustig miteinander wechseln. Mag hier ein gewisses Trägheitsgesetz mit im Spiele sein oder nicht — die uniformeren Imperfekta und Perfekta liegen ja unleugbar näher als die ewig differenzierten, nun gar unseren Schülern so unbequemen Définis — mögen wir auch als Pädagogen gegen solche Trägheit anzukämpfen haben, als Männer der Wissenschaft müssen wir auch die Verhältnisse, wie sie wirklich liegen, konstatieren, so betrübend sich diese auch für den einen oder den anderen Schulmann darstellen.

Gerade solche Thatsachen rechne ich in hohem Grade zu der Wissenschaft der Schule; denn sie entstammen dem alltäglichen Leben, repräsentieren das gewöhnlich Gebräuchliche, Vorkommende, also vornehmlich Wissenswerte gegenüber der Einzelwissenschaft des Gelehrten, der mit Bedacht, um nicht zu sagen Bedenken, mit vielem „wenn und aber“ die Ergebnisse seiner Forschungen mitteilt und dabei den Lernenden gar leicht zu einem Zopfmenschen macht, der z. B. wegen der Menge Définis, die er an sich hat, im fremden Lande leicht für einen Sonderling, für eine Art „Précieux ridicule“ gehalten werden könnte.

Schriftfranzösisch und gesprochenes Französisch ist eben vollständig auseinanderzuhalten, und vielleicht empfiehlt sich für das erstere allerdings eher ein Universalrezept wie das Folgende, — eine Verhaltungs*maßregel* nenne ich es immer in der Schule, keine Regel, wenn ich dem Schüler sage: „Gebrauche das Défini, solange du nicht, ohne dich viel zu besinnen, also mehr instinktiv, einen Grund angeben kannst, warum du das Imperfekt vorziehst.“ Hier will ich eben lieber mit einer ganzen Reihe mehr oder weniger versetzter Définis zu thun haben, als auch nur mit *einem* so recht plumpen Imperfekt. Und doch welche Imperfekta findet man häufig in seiner Privat- und nicht selten auch in der Schullektüre! Man möchte erröten vor seiner Klasse! O nein, ich habe das nicht nötig: mögen die Gelehrten da immerhin ihre Köpfe zusammenstecken und sie sich schier manchmal zerbrechen, wenn sie mit allen Mitteln der Gelehrsamkeit nach den guten Gründen suchen! Ich lasse das hübsch bleiben: mich verstehen meine Jungen vollkommen, wenn ich ihnen kurz sage: da ist wieder einmal der Sprachgeist am Werk, der nach dem ewigen Gesetze der Trägheit uniformiert, entbehrliche Feinheiten der Sprache ausscheidet, seinem Werke, der Sprache, mehr und mehr einerlei Gestalt verschafft. Ja wohl, die Analogie, wenn auch eine falsche, wird noch lange nicht genug gewürdigt in der Geschichte der Sprache. Ich bin überzeugt, daß in den meisten Fällen die Einwirkung der immer mehr durchdringenden Alltagssprache des Lebens den natürlichsten und richtigsten Erklärungsgrund liefert. Eine Verfeinerung der Sprache ginge dann allerdings in dieser Richtung

nicht vor sich, und ein Anlaß für uns, die Schüler etwa deshalb vom Gebrauch des Definis beim Schreiben abzubringen, der ließe sich wahrlich daraus noch nicht herleiten. Aber Bescheidenheit sollte doch jeder, der hier noch schroffe Ansichten vertritt, aus der ganzen Sachlage lernen, und allzuviel Zeit sollte mit dergleichen Dingen im Unterricht nicht verbracht werden. Das Ganze ist vielmehr nebenher zu behandeln, und ich möchte durch meine eingehende Besprechung hier nicht den Glauben erweckt haben, als ob ich mich auch nur annähernd in dieser Weise in der Schule damit aufhielte. Wie die ganze französische Tempuslehre für mich sehr schnell abgethan ist, so komme ich auch hierauf nur ganz gelegentlich, wenn nämlich bestimmte Verba behandelt werden, deren Imperfekt und Defini sich besonders stark unterscheiden lassen, wie z. B. savoir, connaître, avoir, être + Participe Passé, devoir, vouloir, occuper, écarter und andere.

Nachdem nun durch alles das Gesagte die Stellung des Definis zu den Temporibus des allgemeinen Systems hinreichend beleuchtet ist, braucht nur noch ein kurzes Wort hinzugefügt zu werden zur Rechtfertigung der Benennung, die mir bei Gouin wieder zu schlecht weg gekommen zu sein scheint. Dort heißt es: „Auch die Ausdrücke Passé défini und indéfini sind unmöglich, was vergangen (passé) ist, liegt notwendigerweise in einer vergangenen Zeit, einer Zeit, die nach Beginn und Ende begrenzt (défini) ist; die Zufügung défini ist somit überflüssig, die Zufügung indéfini aber falsch." Mit der letzteren, der französischen Benennung des Perfekts als Passé indéfini, brauche ich mich nicht weiter aufzuhalten; sie ist neben der uns geläufigen Bezeichnung der Sache vollständig zu entbehren. Das Passé défini aber ist ja auch der Sache nach etwas so eigenartig Französisches, daß wir uns Mühe geben sollten, den in der französischen Grammatik nun einmal vorhandenen Namen, für den also von vornherein das Alter und die allgemeine Vertrautheit damit sprechen kann, wenn es irgend geht, in annehmbarer Weise zu deuten. Der Ausdruck mag ja nicht besonders gewählt sein, aber mir will er doch nicht so ganz schlecht und geradezu „unmöglich" scheinen, wie Gouin meint. Ist denn das Wort „défini" wirklich nicht anders zu verstehen als pleonastisch

neben Passé, wie Gouin will? Warum sollte es nicht neben der durch Passé bezeichneten Zeitstufe vielmehr auf die Zeitart zu beziehen, also mit seiner „Begrenzung nach Beginn und Ende“, von der ja auch Gouin spricht, eben als ein echtes Tempus der vollendeten Vergangenheit im Gegensatz zum Imparfait zu denken sein, bei dem auf jene Begrenzung kein Wert, wenigstens kein so großer Wert gelegt wird. Für mich ist das nur eine rhetorische Frage.

Als weiteres spezifisch französisches Tempus der Vollendung in der Vergangenheit hätten wir dann das mit dem Défini zusammengesetzte Passé antérieur dem allgemeinen Temporalsystem einzureihen. Wir sind aber sehr schnell damit fertig, wenn wir es nur einfach als eine Konsequenz des Passé défini hinstellen, ein Tempus, das der Schüler, wenn er klug ist, lieber ganz aus dem Spiele läßt, als daß er es auch nur einmal zu viel gebraucht. Es sollte also insofern in der Praxis des Schreibens für den Lernenden zum Plusquamperfekt im umgekehrten Verhältnis stehen als das Défini zum Imperfekt, mit dem das Plusquamperfekt ja gebildet ist; ich meine — um es noch einmal recht deutlich und praktisch auszusprechen —: eher zu viel Définis und Plusquamperfekta als auch nur ein falsches Imperfekt und Passé antérieur! Die Benennung „Passé antérieur“ habe ich ja oben schon Gelegenheit genommen als besonders zutreffend zu bezeichnen, als ich dieses Tempus kurz neben dem Plusquamperfektum erwähnte. Da mußte es scheinen, als ob die beiden Tempora ziemlich gleichwertig seien. Und in der That wird der Gebrauch des Passé antérieur auch von mustergiltigen Schriftstellern selbst in den wenigen Fällen nicht selten durchbrochen, wo die strenge Grammatik noch unerbittlich daran festhält. Die Feinheit der Distinktion geht dabei allerdings auch hier wieder mehr und mehr verloren; die Gleichmacherei greift auch hier immer weiter um sich. Immerhin hatten wir dem allgemeinen Temporalsystem gegenüber für die Zeitstufe der Vergangenheit im Französischen zwei neue Tempora zu verzeichnen, die als ein Mittel genauerer Ausdrucksfähigkeit den Reichtum der Sprache vermehren.

Dazu kommen schließlich noch auf der Zeitstufe der Zukunft das Conditionnel und Conditionnel passé. Ein neuer Reichtum

auf temporalem Gebiet! Wo andere Sprachen sich mit den vorhandenen Temporibus helfen und nur den Modus verschieben, hat der Franzose wieder seine eigenen Temporalbildungen zur Verfügung! Ja, damit ist denn die Frage angeschnitten, ob es sich hier der Sache nach nicht auch viel eher um ein modales Verhältnis handelt, das zum Ausdruck zu bringen ist. Lassen wir diese Frage aber lieber bleiben, was sie ist: eine akademische Frage. Auch hier muß ich die Wissenschaft der Schule wieder in bewußten Gegensatz zu der der Hochschule stellen: ein Abmühen mit solchen Fragen auch auf der obersten Schulstufe würde der Franzose nicht mit Unrecht „travailler pour le roi de Prusse“ nennen, eine Arbeit, für die uns im Sinne des Franzosen so gut wie kein Lohn wird. Und in solchem Zusammenhange, da das Wesen der Sache nur mit Mühe zu ergründen ist, wären vielleicht die Termini „Imperfektum Futuri und Plusquamperfektum Futuri“, die Gouin als „Undinge“ zitiert, doch nicht so ganz verwerflich, insofern sie das Wesen des betreffenden Tempus ganz außer Acht lassen und nur „Aufschluß über die Form geben“. Ich muß indessen sagen: mir sind diese Ausdrücke viel zu wenig vorgekommen, als daß sie neben den allbekannten Conditionnel und Conditionnel passé für mich nur irgendwie inbetracht kämen.

Auf welche Zeitstufe diese Tempora nun aber gehören, darüber läßt sich gerade hier in Frankfurt und Umgebung mit Schülern ja so schön und nutzbringend sprechen. Die Klasse selbst Sätze bilden zu lassen, halte ich sonst für ein Verfahren von zweifelhaftem Wert. In diesem Falle wird man aber sehr schnell damit zum Ziele gelangen. Es werden sich sehr bald eine ganze Reihe Sätze mit dem berühmten Frankfurter „würde“ einstellen, wie z. B. „Ich soll einen schönen Gruß vom Herrn Professor ausrichten und er würde das nicht wissen, wonach Sie ihn fragen ließen“. Diesem Satz wird kurzerhand ein richtiger gegenübergestellt. Danach werden die gefundenen Sätze in zwei Gruppen geteilt, und aus dem Nebeneinander- und Gegenüberhalten des richtigen und des unrichtigen „würde“ wird sich dann unschwer ergeben, daß das zeitliche Verhältnis, die Zeitstufe dabei doch den Ausschlag giebt. Sehen wir einmal ganz davon ab, daß in dem genannten falschen

Beispiel gar kein Bedingungssatz vorliegt! Das muß dem Lernenden ja gerade erst beigebracht werden, daß er das Conditionnel nur gebrauchen darf, wenn von zwei verschiedenen Vorgängen die Rede ist oder doch an zwei verschiedene Vorgänge sich denken läßt, deren einer den andern bedingt. Sage ich anstatt: „Ich werde euch besuchen, wenn ich weiß, daß ich niemand störe" — „Ich würde euch besuchen, wenn ich wüßte, daß ich niemand störe", so findet hier wohl eine modale Verschiebung statt, aber das zeitliche Verhältnis von Haupt- und Nebengedanken zu einander bleibt bestehen. Das Conditionnel mag also einen modalen Beigeschmack haben, das Wesentliche, das Bleibende im konditionalen Verhältnis ist doch dies, daß ein Vorgang durch einen anderen bedingt ist, d. h. erst eintritt, wenn ein anderer vorausgegangen ist, selbst also im Verhältnis zum Nebengedanken als etwas Zukünftiges zu betrachten ist. Das ist auch nicht anders im Passé: „Wenn du mir gesagt hättest, daß ich dir einen Gefallen damit thäte, so würde ich geschwiegen haben." Mein Schweigen wäre zeitlich auf deine Mitteilung gefolgt, im Verhältnis zu dieser ein zukünftiges gewesen, die Folge, Wirkung einer vorausgegangenen Ursache. Eine solche Erklärung ist aber bei dem Frankfurter „würde" schon einfach deshalb ausgeschlossen, weil da gar nicht zwei Vorgänge in Beziehung zu einander gesetzt werden. Auch würde bei einer Umwandlung jenes falschen Satzes in einen direkten Aussagesatz kein Futurum herauskommen, sondern ein Präsens: „Der Herr Professor weiß das nicht, wonach Sie ihn fragen ließen", indirekt in richtigem Deutsch also „wüßte das nicht" oder „wisse das nicht", französisch sait: saurait wäre einfach haarsträubend. Lautete die Bestellung: „Der Herr Professor thäte das nicht, worum Sie ihn haben bitten lassen", so müßte es hingegen heißen „fera" oder „ferait", je nach dem regierenden Verb. Die modale Sachlage ist eben in beiden Fällen gleich, nicht aber die temporale, die dann auch den Ausschlag giebt für die Form des Verbs. Hier wäre ja auch im Deutschen nicht falsch: würde das nicht thun, worum Sie ihn haben bitten lassen. Also Tempus der Zukunft, wenn die zeitlichen Verhältnisse so liegen! Nach alledem wäre das Conditionnel also unzweifelhaft in die Zeitstufe der Zukunft einzu-

weisen, und das Conditionnel passé ist nichts anderes als ein Conditionnel du passé. Beide aber, Conditionnel und Conditionnel passé, stehen ja auch in ihrer Bildung dem Futurum und Futurum exaktum so nahe, daß sich aus einem Hinweis darauf für den Schüler wohl noch am allereinfachsten ergäbe, wohin sie gehören, und damit wäre dann jede weitere Erörterung über ihre Bedeutung wenigstens für den Anfang erspart. Gerade wegen des Frankfurter Mißbrauchs ist vielleicht auf der Oberstufe ein möglichst praktisch gehaltenes Eingehen auf die Sache selbst hier am Orte doch nicht ganz von der Hand zu weisen.

In den untersten Klassen muß unbedingt der kürzeste Weg zum Ziele gewählt werden. Dieses Ziel ist aber da lediglich die Einweisung in unser allgemeines Temporalsystem und zwar wesentlich zum Zwecke der Konjugationsübungen, die — schon um der Festhaltung des Systems willen — von unten herauf selbst bis in die oberen Klassen hinein weitergeführt werden. Dabei wird an der ganz zu Anfang gewonnenen Reihenfolge der Tempora später niemals gerüttelt. Neu in einer Sprache hinzutretende Tempora werden immer an dem Ende angefügt. So hätten wir also in dem Französischen, dem Beispiel, das ich hier durchgeführt habe, schließlich folgende Temporalfolge: Präsens—Perfekt; Imperfekt—Plusquamperfekt; Futurum—Futurum exaktum; Défini—Passé antérieur; Conditionnel—Conditionnel passé. — Dabei wird der Schüler nie das Gefühl für das Ursprüngliche, gemeinsam Bleibende verlieren. Hier speziell weisen überdies auch schon die Namen der Tempora darauf hin, was spezifisch französisch ist, was nicht. Die vorhandenen Tempora des Konjunktivs schließen sich zu allerletzt an, natürlich wieder in derselben Reihenfolge wie im Indikativ. Eine schöne Schlußleistung auf diesem Gebiet wäre also z. B. mit dem unregelmäßigen Verb κατ᾽ ἐξοχήν: Je vais, tu es allé, il n'allait pas, étions-nous allés, n'irez-vous pas, ils seront allés, j'allai, lorsque tu fus allé, il n'irait pas, serions-nous allés, pour que vous n'alliez pas, quoiqu'ils soient allés, jusqu'à ce que j'allasse, afin que tu fusses allé — nun in gewisser Weise wie von vorn, aber doch wieder ganz anders, da wir im Wechsel an der dritten Person stehen — il va, nous sommes allés, vous n'alliez pas, étaient-

ils allés, n'irai-je pas .... u. s. w., solang man will; es muß am Ende so gehen, daß man schweigend zuhören kann, wie das Rad läuft. Ich für meine Person schalte dabei die zusammengesetzten Tempora bis auf das Perfektum später aus. Dafür lasse ich lieber mehrere Verba zu gleicher Zeit konjugieren, so daß mit jeder neuen Verbalform auch wieder ein neues Verb zur Berücksichtigung kommt. Das Anfügen ganzer Sätze scheint mir weniger angebracht, wenn es sich speziell um Konjugationsübungen handelt. Und diese sind bis auf die oberste Stufe hin nicht zu unterschätzen in ihrer Bedeutung auch im allgemeinen. Sie sind für mich zugleich auch ein Mittel, das ich nicht aus der Hand lasse, um die Aufmerksamkeit, das Aufmerken-Können, die ganze Spannkraft gerade der herangewachsenen Schüler zu prüfen. Es muß wie das Kommando „Stillegestanden!" wirken, wenn es in der Klasse heißt: Konjugieren! So werden jene Übungen schließlich gar zum Erziehungs-, um nicht zu sagen Zuchtmittel, wie denn überhaupt das erziehliche Moment in allen, auch den technischen Unterrichtsfächern, Turnen, Zeichnen, Singen (— und nicht nur beim Pappen, Hobeln und Schnitzen) nicht gerade nur eine Nebenrolle zu spielen hat. Bitterer Ernst muß dann freilich damit gemacht werden. Wer meinen Anforderungen bei jenen Konjugationsübungen auf den einzelnen Stufen nicht entspricht, der rückt unbedingt nicht in die nächste Klasse auf. So wäre auch hier wieder ein Mindestmaß der Leistung angedeutet, an dem man auf allen Schulen gemeinsam festhalten könnte.

Hat aber ein Schüler so konjugieren gelernt, so hat sich ihm 1. das Temporalsystem, wie ich es haben möchte, fest eingeprägt; 2. wird er darin eine solide Grundlage und Erleichterung finden zur Aufnahme der syntaktischen Betrachtungen, die 3. beim Konjugieren und auch sonst im Unterricht gelegentlich schon immer mit untergeflossen sein werden. Die Tempora des Konjunktivs sind ja im Lauf der Zeit hinzugekommen, und wer sollte dabei nicht schon ein Wort gesagt haben, was es mit diesem Konjunktiv für eine Bewandtnis hat. Je mehr der Unterricht fortschreitet, desto breiter werden sich darin die syntaktischen Besprechungen machen, das Hauptziel im grammatischen Teile des Sprachunterrichts.

Und da meine ich nun gerade, es gäbe keine schönere Aufgabe und Behandlungsweise, als mit den Schülern gemeinsam zu beobachten und dann zusammenfassend festzustellen, wie in der einzelnen Sprache der Temporalgebrauch zu den im allgemeinen System gewonnenen Anschauungsweisen oder Kategorien steht. Hier gilt jeder einzelne Fall, der fleißig mit andern gesammelt werden muß, und der dann jedesmal mit besonderem Interesse aufgenommen wird, wenn er sich als Spezifikum der Einzelsprache gegenüber den Aufstellungen des allgemeinen Systems herausstellt oder gar als auffallend gegenüber dem allgemeinen Gebrauch der Einzelsprache selbst, oder aber andrerseits auch, wenn er einmal besonders geeignet erscheint, die Lehren des allgemeinen Systems zu erhärten.

Nur wenige Beispiele oder vielmehr Hinweise zur Illustration!

Zuerst ein Fall der letzten Art, wo also wieder das Interesse an der Richtigkeit und Wichtigkeit eines allgemeinen Systems in den Vordergrund tritt: da wird es gewöhnlich als eine besondere Schwierigkeit empfunden und bezeichnet, daß das Perfektum ein Tempus der Gegenwart sein soll. Ja, da denke man doch nur einmal an englische Sätze wie: "We have lived in our vicinity ever since my father died" = Wir wohnen schon in unserer Gegend die ganze Zeit seitdem mein Vater starb (oder „gestorben ist") —. oder "How long have you been (sind Sie schon) at Frankfort, Sir? I have not been here more than (Ich bin erst) three months". — Das letzte Beispiel ist besonders deutlich: mit der räumlichen Anschauung "here" deckt sich die zeitliche „jetzt", die ja durch den deutschen Temporalgebrauch, Präsens + schon, über alle Zweifel erhoben wird. In der Anschauung des Engländers stellt sich eben der ganze Aufenthalt hier als ein im Augenblick des Sprechens zu einem gewissen Abschluß, zur Vollendung gekommener dar, und diese Auffassung wurzelt so tief, daß der deutsch redende Engländer sich als solcher verraten wird, indem er sagt: „Wie lange sind Sie in Frankfurt gewesen? — womit er eine Frage stellt, die für uns Deutsche einen ganz anderen Sinn hat, als was er eigentlich sagen will: „Wie lange sind Sie schon in Frankfurt?" Daran läßt sich die Beobachtung machen, daß der Engländer genauer ist im Gebrauch seiner Tempora als wir

Deutsche — die Bemerkung „im Sinne des allgemeinen Temporalsystems“ brauche ich nicht hinzuzufügen, da dieses ja ein- für allemal die Grundlage für den Unterricht, wie ich ihn meine, bildet und eine Verwirrung der Begriffe deshalb ausgeschlossen ist. Der Engländer bezeichnet also mit seinem vorerwähnten Perfekt “How long have you been?” etwas, was wirklich noch an der Gegenwart teil hat, an sie heranreicht, wir Deutsche aber, wenn wir sagen „Wie lange sind Sie in Frankfurt gewesen“ einen Vorgang der Vergangenheit. Denn eine solche Frage werden wir nur an den richten, der nicht mehr in Frankfurt ist, dessen Aufenthalt da also der Vergangenheit angehört.

Selbstverständlich ermuntert eine solche Beobachtung am einzelnen Fall zum weiteren Beobachten, ob sich dieser Satz von der größeren und geringeren Genauigkeit im Temporalgebrauch noch wird verallgemeinern lassen. Und thatsächlich nimmt in dieser Beziehung z. B. jede der drei Sprachen, die mich als Neuphilologen auf der Schule zunächst angehen, eine besondere Stellung für sich ein: das Englische ist am strengsten in seinem Temporalgebrauch, das Französische steht in der Mitte, und das Deutsche — es ist merkwürdig genug bei der uns sonst eigenen Exaktheit! — nimmt es hier einmal am wenigsten genau oder, wenn man es anders ausdrücken will, läßt sich am meisten gehen, zeigt sich wenigstens in dem leichten, familiären, intimen Gespräche, wo es also keinen „style soutenu“ gilt, wie es der Franzose nennt, am allerfamiliärsten — vielleicht ist darin ein sprachlicher Niederschlag unserer deutschen Gemütlichkeit zu sehen, die ja Franzosen und Engländern, wie schon ihr Wortschatz zeigt, mehr oder weniger fremd ist.

Um nun die Behauptung von solcher größeren oder geringeren Genauigkeit der drei Sprachen zu beweisen, brauchen wir nur der schon vorher betretenen Spur zu folgen. Wir sprachen von der Peinlichkeit des Engländers in der Auseinanderhaltung der Tempora der Gegenwart und Vergangenheit und fragen nun weiter: Wie hält er es mit Gegenwart und Zukunft? Sagt er etwa: “Do you come to-morrow?”, wie man im Deutschen genugsam hören kann: „Kommst du morgen?“ Entschieden nein! In diesem

Satze ist wohl ein anderer Ausdruck als "Shall you come" oder "Will you come to-morrow?" durchaus unzulässig. Ich will nicht in Abrede stellen, daß es auch Fälle giebt, wo selbst in Verbindung mit einem Zeitadverb der Zukunft gelegentlich das Präsens gebraucht wird. Da wird sich aber immer eine Begründung finden lassen, es wird eben dann stets ein bischen etwas Anderes von dem Sprechenden gemeint sein als bei exaktem Temporalgebrauch. So scheint es mir z. B. nicht ganz unmöglich zu sagen: "Do you go to the theatre to-morrow?" In diesem Gedanken tritt eben die Zeitbestimmung in ihrer Bedeutung als Zusatz zu dem Verb hinter der anderen, ja auch näher bei dem Verb stehenden, "to the theatre" zurück: der Fragende denkt an den nächsten Theaterbesuch schlechthin und möchte von seinem Standpunkt der Gegenwart aus wissen, wie es damit steht; der kommende Tag schwebt ihm mit dem seinigen zusammen während des Sprechens in seinem Sinne als ein Zeitganzes vor. Aber auch hier wird die Frage im allgemeinen immer lauten: "Shall you go to the theatre to-morrow?" — während das Deutsche „Gehst du morgen ins Theater?" gar nichts Auffallendes an sich hat. Noch ein Beispiel: "Shall I post this letter to-night? Of course, or it will not reach London till the day after to-morrow" = Soll ich diesen Brief heute Abend zur Post bringen? Natürlich, sonst kommt er erst übermorgen nach London. Einem Engländer würde es schwerlich einfallen, hier ein anderes Tempus als das Futurum zu gebrauchen. Jedenfalls läßt sich von neuem als Norm aufstellen: Ereignis der Zukunft — Tempus der Zukunft! Also überhaupt Genauigkeit, Feinfühligkeit im Gebrauch der Tempora! —

Wie stellt sich dazu nun das Französische? Da werde ich nie die Belehrung vergessen, die mir eines Tages von einem übereifrigen Landsmann in Paris zu teil wurde — Landsmann und zugleich auch Schulmann! Ich verkehrte dort viel in dem Hause des jetzt verstorbenen Instituts-Vorstehers und -Inhabers Kornemann, eines geborenen Hessen, der als Begründer des Stipendiums für alte Kasseler Schüler bekannt sein dürfte, und der wohl den bedeutendsten Teil seines Lebens in der französischen Hauptstadt verbracht hat. Als ich diesem Herrn einmal im Weg-

gehen sagte: Ich komme morgen wieder! korrigierte er wohlmeinend: Sie wollten doch wohl sagen „Ich werde morgen wiederkommen“. So gut französisch war der gute Deutsche geworden! War ihm wirklich der deutsche Sprachgebrauch so abhanden gekommen? Er wollte es sich doch nicht etwa einfallen lassen, seine eigene Muttersprache richtig zu stellen! Auch hatte er durchaus nicht nötig, mir etwa zu beweisen, daß er gründlich Französisch konnte. Nein, solche Annahmen träfen nicht das Richtige. Er wurzelte nur thatsächlich mit seinem sprachlichen Empfinden so tief in dem Boden des fremden Idioms, das ihn seit Jahr und Tag umgab, daß ihm dieses schließlich zur anderen Natur geworden war und er daher nachgerade instinktiv die deutsche Ungenauigkeit als sprachliche Härte verspürte. Seine Bemerkung mir gegenüber bewies mir also noch lange nicht den Mangel an Patriotismus, den man dem im Auslande lebenden Deutschen so gerne vorwirft, gerade weil er so geneigt und bereit sei, sich fremder Eigenart anzupassen. Sie fiel im Gegenteil bei mir um so mehr auf guten Boden, als ich sofort ihre Quelle zu würdigen vermochte. War sie doch vom Standpunkte des Franzosen durchaus angebracht. Bekanntlich hätte ich französisch nur sagen können: „Je reviendrai demain“ — Englisch: "I shall come back" oder "I shall call again to-morrow" — und hierin, möchte ich behaupten, nimmt es der Franzose fast noch genauer als der Engländer.

Nicht so ist dem aber bei der Unterscheidung der Tempora der Gegenwart und Vergangenheit. Da hält der Franzose einmal ausnahmsweise zusammen mit dem Deutschen gegenüber dem Engländer: How long were you in Spain? Wie lange sind Sie in Spanien gewesen? ebensogut wie „waren Sie in Spanien?“ Und „Combien de temps avez-vous été (passé) en Espagne“ ganz gerade so häufig wie „étiez-vous en Espagne!“ — My cousin called on me last week, Mein Vetter besuchte mich oder hat mich besucht letzte Woche, Mon cousin vint me voir oder est venu me voir la semaine dernière. — Ist darin der Norddeutsche vielleicht etwas exakter als der Süddeutsche, so läßt sich ja dafür eine recht entsprechende Erklärung finden in seiner engeren Beziehung zum niederdeutschen Sprachgebiet, dem ja auch das

Englische entstammt, während andrerseits das oberdeutsche Sprachgebiet französischen Einwirkungen gelegener war. Im großen und ganzen können wir aber dabei bleiben: im Französischen und im Deutschen mehr nach Belieben Tempus der Vergangenheit oder der Gegenwart, wo der Engländer das Ereignis der Vergangenheit nur streng auch mit dem Tempus der Vergangenheit zum Ausdruck bringt.

Damit wäre dann der andere von mir vorher angedeutete Fall belegt, daß sich beobachten läßt, wie die Einzelsprachen manchmal gegenüber der Aufstellung des allgemeinen Systems ihre Spezifika haben. Wie in dieser Beziehung Englisch, Französisch und Deutsch zusammenstehen im Gebrauch des sog. Präsens historikum zur Vergegenwärtigung, d. i. Veranschaulichung von Ereignissen der Vergangenheit, das brauche ich hier nur anzudeuten. Und auch um drittens darzuthun, wie manchmal in einer und derselben Sprache der Einzelfall im Gegensatz zum allgemeinen Gebrauche steht, bedarf es nur eines kurzen Rückweises auf das, was ich früher über Imperfekt und Defini im Französischen ausführte. Wenn man Verba wie s'écrier im Imperfektum findet, wenn man Sätze liest wie „Alexandre fut un grand capitaine“, so wird die gewissenhafte Beobachtung schon feststellen, daß solche Fälle nicht die Regel repräsentieren, aber gerade durch ihr Herausfinden beweist ja der Lernende, daß er den Sprachgebrauch kennt, und deshalb dürfen sie nicht einfach übergangen oder nur als falsch gebrandmarkt werden. Was vorkommt, ist nicht falsch, und bekundet im ungünstigsten Falle nur eine ganz persönliche Auffassung oder Eigenart des Schriftstellers, der nachzuspüren schon an und für sich für den Schüler eine Anregung sein dürfte. Lernt doch erfahrungsgemäß der das Doppelte und Dreifache, der, mag es auch bald dies bald jenes sein, doch immer etwas Bestimmtes im Auge hat. Die Hauptsache wird dabei freilich auf der Schule immer bleiben, daß über die Einzelfälle der allgemeine Sprachgebrauch nicht aus dem Auge verloren, daß vielmehr dieser durch jene nur immer wieder von neuem in Erinnerung gerufen werde. Und dafür hat vor allem der Lehrer zu sorgen. Es wird ihm aber um so leichter werden, je stärker das Rückgrat ist, das er in einem

festgefügten System hat, das dem Schüler schon von Anbeginn der Spracherlernung mehr und mehr geläufig geworden ist.

Von der Tempuslehre ergiebt sich der Fortschritt zur Moduslehre schon von selbst, sobald die Tempora des Indikativs durch die wenigen, die auch im Konjunktiv vorhanden sind, vermehrt werden — ich habe in erster Linie dabei immer wieder das Französische im Sinn. Auch hier wird der Lehrer um so anregendere und lohnendere Arbeit haben, je mehr es ihm gelingt, den Lernenden für allgemeine, möglichst wenige Hauptgesichtspunkte zu interessieren, unter die sich die Masse der Einzelfälle unterbringen läßt.

Hier bin ich jedoch an der Grenze des Themas angelangt, dessen Behandlung ich mir vorgenommen hatte. Zum Schluß möchte ich nur noch einmal ausdrücklich meine aus der klugmachenden Erfahrung gewonnene, tiefwurzelnde Überzeugung zur Geltung bringen, daß, wenn der Sprachunterricht nicht an der Oberfläche haften soll, neben jeder sonstigen sprachlichen Bethätigung, die jede ihren Wert für sich hat, auch eine systematische Behandlung strengster, d. h. festgefügtester Art unerläßlich ist und zwar von der ersten Stunde der Unterweisung an miteinzusetzen hat. Es wird mir nicht schwer werden, das zu begründen. Ich brauche nur einiges zu erzählen, was mir aus meinen allerjüngsten Erlebnissen in der Klasse so gerade einfällt und desgleichen auch bei dem allerminderwertigsten Schülermaterial nach meinem Dafürhalten unbedingt nicht vorkommen dürfte und, ich behaupte, bei streng konsequenter Zusammenarbeit von unten herauf, wozu nicht zum wenigsten ein genaues Einverständnis über das Mindestmaß der Forderungen auf den einzelnen Stufen gehört, auch nicht vorkommen würde. Ich will mich auf solche Fälle beschränken, die einmal in engerem Zusammenhang mit meinem Thema, dem Temporalsystem, stehen und zum Teil außerdem hier in Frankfurt von speziellem lokalen Interesse sind:

Ich hatte bei der abschließenden Besprechung des Temporalgebrauchs im Englischen, wie ich sie in der Examenklasse gewohnt bin, auch in diesem Jahre nur das eine Ziel vor Augen, den Schülern den Sinn dafür zu eröffnen, daß der Engländer darin viel genauer ist als der Deutsche, damit sie dann, in dieser Richtung

weiter beobachtend, selbst allmählich in das richtige Fahrwasser kämen. Als ich nun zum Schluß die Frage stelle: „Was ist also über den englischen Temporalgebrauch ganz im allgemeinen zu sagen?“ — wird mir aus meiner Heldenklasse die Antwort: „Um ein vollendetes Ereignis zu bezeichnen, gebraucht der Engländer auch ein Tempus der Vergangenheit!“ Abgesehen von der Art der Antwort überhaupt, die wieder ungenau gegeben, spezialisiert, anstatt allgemein gehalten war, hatte ich also als Schlußergebnis meiner Bemühungen zu konstatieren, daß wenigstens bei dem Schüler, der geantwortet hatte, vollständige Unklarheit in den Elementen vorhanden war: „Vollendet“ war mit „vergangen“, Zeitart mit Zeitstufe verwechselt, sinnlos durcheinander geworfen. Ja, solche Begriffe werden eben nicht von heute auf morgen geläufig; die müssen von unten herauf gebraucht und, wenn auch hier und da noch weniger verstanden, wenigstens mechanisch in konsequenter Weise bei den Übungen unermüdlich und unverdrossen doch immer wieder gebraucht werden. Dann haben sie zum mindesten Zeit sich festzusetzen, und es läßt sich mit den Jahren auch eher ein wirkliches Verständnis erzielen. — Über die Einzelbesprechungen warf ich bei der Wiederholung die Frage auf: Was meint der Deutsche, wenn er jemand anredet: „Wie lange sind Sie in Spanien gewesen?“ Wie hätte er also, wenn man es mit dem Tempus genau nehmen will, sagen müssen, da er doch einen Menschen vor sich hat, der nach seinen Worten zu schließen nicht mehr in Spanien ist? — Antwort des Frankfurter Schülers: „Wie lange waren Sie in Spanien gewesen?“ — Das bekannte Frankfurter Plusquamperfektum „waren gewesen“ anstatt „waren“, das auch unter den Gebildeten hier gang und gäbe und gegen das in den Aufsätzen und sogenannten Stilarbeiten auf der Schule ein förmlicher Krieg zu führen ist. Es dringt auch als einfaches Tempus der Erzählung in die fremden Sprachen ein. Ich hatte kürzlich einen englischen Aufsatz zu korrigieren, der von solchen falschen Plusquamperfekten wimmelte. Dagegen mit Gouinschen Waffen vorzugehen, würde mir wie ein Kampf gegen Windmühlen erscheinen. Nur wer die wahre Bedeutung des Plusquamperfektums kennen gelernt hat, wird sich, wenn es ihm darum zu thun ist,

vor solchen Fehlern hüten können. Es muß eben dem Schüler ein nie versagendes Rüstzeug zur Selbstkontrolle mit ins Leben gegeben werden. Mit der Sprachgewandtheit ist es da nicht gethan: es muß ein sprachliches Urteilsvermögen gewonnen sein, das dann freilich auf die Sprechgeläufigkeit vielfach etwas hemmend zurück wirkt. Aber was hilft diese, wenn sie schließlich durch die Menge der Fehler, die dabei mitunterfließen, unleidlich wird?

Jenem Plusquamperfektum steht das von mir schon eingehend besprochene Konditional, das mißbräuchliche „würde“, ebenbürtig zur Seite. Erst ganz vor kurzem lag mir in einer kleinen Stil-Arbeit folgender waschechte Satz vor: „Dick Whittington glaubte nach den Erzählungen, die er über London gehört hatte, daß dort nur reiche Herrn und Damen wohnen würden, und daß die Straßen mit reinem Gold gepflastert seien“, wobei nur zu bewundern ist, daß es nicht auch am Ende noch hieß „gepflastert sein würden“. Auffallender als aus der Feder des Frankfurters war es mir, als ich auch bei einem anderen Jungen, der, geborener Amsterdamer, erst sehr kurz in Frankfurt ist, und dessen Eltern aus Düsseldorf und Mannheim stammen, in der gleichen Arbeit zu lesen bekam: „Die Pferde hatten alle Schellen um, und Dick, der den Wagen durch sein Dorf fahren sah, dachte gleich, er — der Wagen — würde nach London, der prächtigen Stadt, fahren.“ Dieses „würde“ ist ja allerdings nicht falsch, aber doch in hohem Grade verdächtig. Sollte der Schüler wirklich das Richtige gemeint oder so schnell sich an die Luft hier gewöhnt haben? — In guter Gesellschaft befinden sich ja die Knaben: stand doch vor einiger Zeit in einer der hiesigen Zeitungen unter den franko-russischen Allianznachrichten zu lesen: „Deutschland hätte sich bereits verpflichtet, binnen nicht gar zu langer Zeit Metz an Frankreich zurückzugeben. Der König der Belgier würde beabsichtigen, zur Begrüßung des Präsidenten der Republik nach Dünkirchen zu kommen, von wo er nach Brüssel zurückkehre, um den Kaiser Wilhelm zu empfangen.“

Wenn solches Deutsch in der Öffentlichkeit gilt, — ja, brauchen wir da unsere Jungen noch mit unseren Spitzfindigkeiten zu quälen? Ich dächte: Erst recht! Das ist es gerade, was wir erreichen müssen,

daß unsere Schüler für diese Dinge ein selbständiges Urteil und Empfinden bekommen. Damit es aber erreicht werde, müssen wir uns schon frühzeitig auf den Weg machen, und dieser Weg muß von Anfang bis zu Ende ein ganz bestimmter, deutlich erkennbarer und festgehaltener sein, auf dem auch der Schüler die Direktion nicht verliert, sich jederzeit leicht zurecht findet und immer klar sieht, wo er hergekommen ist und wo es hinausgeht. Und in diesem Sinne scheint mir — wenn ich nur wegen des deutlichen Gegensatzes zu mir hier noch einmal auf Franceois Gouin zurückweisen darf — in diesem Sinne scheint mir auf temporalem Gebiete gerade ein Vorgehen wie das Gouinsche, wo selbst der Lehrer sich — wenigstens stellenweise — im Anfang nur mit Anstrengung zurecht findet, so recht ein Beispiel, so recht die Art, wie man es nicht machen sollte. Nicht zu viel auf einmal, möchte ich da immer wieder betonen, und überhaupt nicht zu viel!

Auch im naturwissenschaftlichen Unterricht werden ja vornehmlich Typen der einzelnen Gattungen gezeigt und Ausnahmen und Mischfälle vorerst ganz verschwiegen. Und in der Mathematik tragen die Fundamentalsätze gewiß nicht ohne Grund ihren Namen. Warum sollte es im Sprachunterricht anders sein? Ich meine: überall in der Schule ist die Mahnung „Multum, non multa!“ am Platze. Und da es nun einmal im einzelnen Unterrichtsfach der Lehrgebiete schon so viele sind, so sollten wir wenigstens auf jedem einzelnen dieser Lehrgebiete (Sprechen, Lesen, Übersetzen, Schreiben, Grammatik) zeigen, daß wir wissen: in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister! Und dafür lieber größte Durchsichtigkeit und Klarheit in der Darbietung, und immer langsam voran, daß die kleine Gesellschaft hübsch nachkommen kann!

Ja, bis in die Vorschule denke ich dabei zurück; sie könnte uns allerdings für unseren Betrieb in mehrfacher Hinsicht ein Vorbild sein. Da habe ich z. B. jetzt selbst zu Hause solch einen kleinen ABC-Schützen, der seit Ostern in die Schule geht. Sprechen konnte er schon längst, auch hören, wenngleich in frühen Jahren von ihm die Dampfwalze draußen manchmal für Musik gehalten wurde; aber jetzt erst fängt er an, hören zu lernen, was er bisher schon alles gesprochen hat, und dann wird es neu gesprochen, be-

wußter gesprochen, niedergeschrieben und schließlich gelesen; und bei jedem einzelnen neuen Laut wird da im ersten Schulhalbjahr eine oder mindestens eine halbe Woche verbracht. Ist das wirklich auch alles so, oder wenigstens entsprechend so, wenn der fremdsprachliche Unterricht einsetzt? Ein Schade wäre es nicht.

So hätten wir als Prinzip für den ganzen Sprachbetrieb auf der Schule: schrittweises Vorgehen im System von Anbeginn, bis endlich mit vielen Steinen und Steinchen der Bau vollendet ist und dem Schüler selbst klar vor Augen steht. Und dazu bedarf es keines übermäßigen Kraftaufwandes, keiner Überbürdung auf der einzelnen Stufe, wo es sich ja immer nur um Minimalforderungen handeln soll: wohl aber ist über alle Stufen gleich verteilt eine unermüdliche, nie erlahmende Beharrlichkeit und Ausdauer erforderlich, Konsequenz, Stäte, ein festgefügtes System, wie ich es an einem Beispiele hier zur Kenntnisnahme und Besprechung anheimgeben wollte.

3.

Abteilung für Soziale Wissenschaften (SzW).

a) Sektion für Jurisprudenz (J).

Dieser Sektion wurden in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis zum 31. Dezember 1897 auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr Dr. O. Auffenberg, Referendar hier,
„ Dr. P. Gieser, Referendar hier,
„ Dr. W. Hagens, Referendar hier,
„ Dr. G. Burgheim, Rechtsanwalt und Notar hier.

Die im Oktober vorgenommene Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Rechtsanwalt Dr. P. Neumann, als zweiten Vorsitzenden Herrn Landgerichtsrat H. Dove und als Schriftführer Herrn Dr. R. Geiger.

Die Sektion beschäftigte sich in den Sitzungen am 22. November, 6., 13. und 20. Dezember mit der Exegese des Bürgerlichen Gesetzbuches. Die Herren Dr. Neumann, Dr. Zirndorfer, Dr. Gieser hatten Referate übernommen.

b) Sektion für Volkswirtschaft (V).

Dieser Sektion wurden in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1897 als Mitglieder auf ihren Antrag zugewiesen ohne Wahlrecht:

Herr Dr. O. Auffenberg, Referendar hier,
„ Dr. W. Hagens, Referendar hier,
„ Dr. J. Cahn, hier.

Die im Oktober vorgenommene Vorstandswahl ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Bankdirektor Koßmann, als zweiten Vorsitzenden und Schriftführer Herrn Dr. A. Voigt.

In dieser Sektion sprachen am:

20. Oktober Herr Stadtrat Dr. Flesch und Herr Dr. A. Voigt über „Die sozialpolitischen Kongresse im Herbst 1897".
18. November Herr Dr. Oscar Priester über „Arbeitsämter".
15. Dezember Herr Dr. Ph. Stein über „Die Fortführung der Arbeiterschutzgesetzgebung in Deutschland".

* * *

Der eingesandte Bericht lautet:

Über Arbeitsämter. Von Dr. Oscar Priester.

Zu den unabweisbaren sozialpolitischen Aufgaben ebenso einer fähigen Regierung wie einer einsichtsvollen parlamentarischen Volksvertretung gehört die Sorge für eine umfassende, klare Feststellung aller auf die materielle und die soziale Lage der Arbeiterbevölkerung bezüglichen und zu deren richtiger Beurteilung wesentlichen Verhältnisse. Bevor das Problem einer staatlich organisierten

Vertretung der Arbeiterklasse, die dieser dieselben Waffen und Organe gewährt, deren sich die andern Gesellschaftsklassen längst erfreuen, seiner Lösung teilhaftig wird, gilt es die brennende Frage zu beantworten: Wie organisiert man am besten die Erforschung der Volksbedürfnisse?

Ein gemeinsames, stets wachsendes Interesse an der Sozialstatistik verbindet Wissenschaft und Gesellschaft. Die Wissenschaft vermag nur an der Hand einer zuverlässigen Beobachtung zu einer unparteiischen Einsicht in das Walten jener Mächte zu gelangen, welche auf das Auf und Nieder der Gesellschaftswogen bestimmend wirken; in ihren bedächtig gewonnenen Ergebnissen liegt das Heute wie das Morgen eingebettet, und je genauer detailliert das Wirtschaftsleben vor der Wissenschaft Auge liegt, desto bestimmter vermag sie der Zukunft die Wege zu weisen. Dringender noch bedürfen Staat und Gesellschaft umfassender Kenntnis der Faktoren, deren Nähr- und Wehrkraft ihrer Integrität Grundlage bilden, Staats-, Gesellschafts- und Selbsthilfe lassen sich erst an der Hand des hier gefundenen Materials in ihrer praktischen Verwendbarkeit bestimmen, ebenso die Fragen beantworten, ob die neuesten Phasen unserer industriellen Entwickelung und die mit ihr Hand in Hand gehende, immer weitere Entfesselung der wirtschaftlichen und der unwirtschaftlichen Kräfte in der That der großen Mehrheit und nicht, wie wohl geklagt wird, einer begünstigten kleinen Minderheit zu gute gekommen sind; wie ferner die soziale Gesetzgebung die Nachteile der kapitalistischen Wirtschaftsordnung für die Arbeiter zu mildern und zu beseitigen habe. Andrerseits muß die Arbeitsstatistik aber auch die für die Verbesserung der Arbeiterlage getroffenen Maßnahmen und Einrichtungen der Selbst- und Gesellschaftshilfe, die Wirkungen der Arbeiterschutzgesetzgebung und der sonstigen Maßregeln der öffentlichen Gewalt umfassen, und sie muß endlich auch auf die geschäftliche Lage der Unternehmungen sich richten, um das Urteil zu ermöglichen, wo die Grenze des Utilitarismus und der staatlichen Intervention liegt und wie weit Maßregeln im Interesse der Arbeiter gehen dürfen, deren Durchführungen die Produktionskosten der Unternehmer erhöhen, ihre Konkurrenzfähigkeit gefährden oder die berechtigten An-

sprüche auf eine genügende Rentabilität ihrer Unternehmungen in Frage stellen.

So lange das Prinzip herrschend war, daß die wirtschaftlichen Kräfte in freiem Spiele die Disharmonieen ausgleichen können und sollen, die sie erzeugen, war bei den maßgebenden Kreisen kein Bedürfnis nach einer solchen Sozialstatistik. Mochten die Arbeiter auch fühlen, wo sie der manchesterliche Schuh drücke, und sie sich bemühen, dies in ihren Klagen und Beschwerden durch Anführung von meist mißverstandenen Thatsachen darzulegen und, da sie sich nicht selbst zu helfen wußten, vom Staate vorläufig die Untersuchung ihrer Lage verlangen, so waren es doch nur wenige einsichtsvolle Gelehrte, die ihrer Aufforderung Folge leisteten. Für die Staatsmänner lag kein Grund hierzu vor: wenn die Wirtschaft die durch sie geschlagenen Wunden automatisch wieder heilen könne, welches Bedürfnis war für die Staatsgewalt, die sich ja nicht einzumischen hatte, vorhanden, dem verwickelten Prozesse der Krankheit und der Heilung zu folgen? Ob sie sich kümmerte oder nicht, der Effekt blieb derselbe.

In dieser Anschauung des Marasmus trat ein bedeutender Umschwung ein, seit der alte Satz Gournays dem Comtes gewichen ist; heute heißt es nicht mehr: laissez faire, laissez aller sondern savoir pour prévoir afin de pourvoir. Folgt daher aus dieser Bedeutung der Arbeitsstatistik die Pflicht des Staates, für sie zu sorgen, so kommt als weiterer zwingender Grund noch hinzu, daß sie allein durch den Staat möglich ist. Private können sie nicht schaffen, denn außer erheblichen Geldmitteln erfordert sie für die Personen, welche die Ermittelungen zu machen haben, eine Verfügungsgewalt über die Organe der inneren Verwaltung, das Recht des freien Eintritts in alle Arbeits- und Wohnräume, unter Umständen auch das Recht der eidlichen Zeugenvernehmung. Die allerdings nicht unwichtige Aufgabe der Privaten kann es nur sein, die amtlichen Erhebungen zu unterstützen, zu ergänzen, zu kontrollieren und eventuell zu berichtigen. In dieser Richtung können mit Erfolg namentlich die gewerblichen Korporationen und Vereine wirken. Die für die soziale Reform erforderlichen Ermittelungen müssen teils einmalige, allgemeine Enqueten über bestimmte Zu-

stände und Verhältnisse, welche ganze Industriezweige oder Arbeiterverhältnisse des ganzen Landes betreffen, teils fortlaufende Feststellungen einzelner lokaler Verhältnisse und ihrer Veränderungen, also spezifische Aufgaben des Arbeitsamtes sein. Unter diesem verstehen wir ein staatliches Organ halb büreaukratischen, halb parlamentarischen selbständigen Charakters zum Hauptzweck fortlaufender Sozialstatistik; unter Enquete begreifen wir ein von einem staatlich dazu autorisierten Faktor angeordnetes Erhebungsverfahren, dessen unmittelbare Aufgabe die Ermittelung ökonomischer und sozialer Thatsachen und ursächlicher Zusammenhänge ist, dessen mittelbare Aufgabe in der Vorbereitung gesetzgeberischer und administrativer Maßnahmen besteht und in welchem schließlich als Hauptmittel zur Erfüllung jener Aufgabe und zur Förderung dieses Zweckes neben Lokal- und Personalinspektion die Anhörung von Zeugen und Sachverständigen verwendet werden soll.

Zu einer Zeit, in welcher die deutsche Reichsregierung zur Schaffung einer Arbeitsstatistik vorgeschritten ist, scheint es angemessen zu sein, die Entwickelung und Organisation jener Einrichtungen zu erörtern, welche in nichtdeutschen Ländern, zum Teil seit Jahrzehnten, mit den geschilderten Aufgaben betraut sind und im Anschluß daran Versuch und Erfolg unseres Vaterlandes zu resümieren. Bei allen Erscheinungen aber, die im Laufe dieses sozialpolitischen Spaziergangs das geistige Auge Revue passieren läßt, sei der Wahrheit nicht vergessen, daß Licht und Schatten unzertrennlich sind, und daß nirgends mehr als in der Politik Franklins Wort gilt: „Die Zeit bestätigt nichts, was ohne sie gemacht wird."

I.

Man kann den Beginn der amerikanischen Agitation für eine Arbeiterschutzgesetzgebung ins Jahr 1845, ihre Geburtsstätte nach Massachusets setzen. In diesem Jahre und an dieser Stelle wurden dem gesetzgebenden Körper Petitionen überreicht, welche einen 11stündigen Normalarbeitstag befürworteten. 1850 wurde die Sache

neuerdings angeregt und gelangte zur Beratung: erst 1865 jedoch führten die so oft wiederholten Anstrengungen in dem gesetzgebenden Körper von Massachusets zu dem Beschluß vom 8. März, welcher den richterlichen Ausschuß mit der Erwägung der Mittel beauftragte, den Arbeitstag gesetzlich zu regulieren und auf eine bestimmte Stundenzahl einzuschränken. Dieser Beschluß wurde einer speziellen Kommission überwiesen, und ihr Obmann Edward H. Rogers referierte über die gefaßte Resolution, wonach die Ernennung einer unbesoldeten, aus 5 Mitgliedern bestehenden Kommission gefordert wurde, um die Frage der Arbeitszeit zu untersuchen. Auf dem in demselben Jahre zu Baltimore tagenden Arbeiterkongreß wurde ebenfalls die Forderung der Organisation einer Arbeiterstatistik gestellt und ihr in Massachusets am frühesten entsprochen; infolge der drohenden Haltung der Arbeiterbevölkerung reassümierte der Senat den bezüglichen Gesetzentwurf am 14. Juni 1869. Es folgten Ohio und Illinois, sowie andere östliche Industriestaaten, während die industriearmen, oft aber minenreichen Weststaaten langsam folgten. Fast 1/3 der 21 Staatenbüreaus entstand durch die in den Jahren 1886 und 1887 besonders starke Arbeiterbewegung, nachdem alle Arbeiterparteien diese Forderungen in ihr Programm aufgenommen hatten. Die Büreaus führen verschiedene Namen, die nachstehende Tabelle giebt die bestehenden mit ihrem Namen, Sitz und Gründungsjahr an:

Tabelle der Arbeiterbüreaus in Nord-Amerika.

Büreau	für	Arbeitsstatistik Massachusets, Boston	1869
„	„	Industriestatistik Pennsylvanien, Harrisburg	1872
„	„	Arbeitsstatistik Connecticut, Hartford	1873
„	„	„ Ohio, Columbus	1877
„	„	Arb.- und Industriest. New-Jersey, Trenton	1878
„	„	Arb. und Inspektion Missouri, Jefferson	1879
„	„	Arbeitsstatistik Illinois, Springfield	1879
„	„	Statistik und Geologie Indiana, Indianopolis	1879
„	„	Arbeitsstatistik New-York, Albany	1883
„	„	„ Californien, S. Francisco	1883
„	„	Arb.- und Industriest. Michigan, Lansing	1883
„	„	Arbeitsstatistik Wisconsin, Madison	1883

Büreau für Arbeitsstatistik	Iowa, Des Moines	1884
„ „ „	Maryland, Baltimore	1884
„ „ Statistik der Arbeit	Kansas, Topeka	1885
„ „ Arbeitsstatistik	Maine, Augusta	1887
„ „ Ind. u. Arbeitsstatistik	Minnesota, St. Paul	1887
„ „ Arbeitsstatistik	North Carolina, Raleigh	1887
„ „ „	Colorado, Denwer	1887
„ „ „	Rhode Island, Providence	1887
„ „ „	Nebrasca, Lincoln	1887
„ „ Arb.- u. Industriest.	U. St. A., Washington	1884

Mit diesen Ämtern für Arbeitsstatistik, welche mit glücklichem Griff aus dem vollen Leben herausgeschaffen wurden und mit dem praktischen Bedürfnis in engster Fühlung stehen, ist die nordamerikanische Sozialstatistik für die europäische vorbildlich geworden. Charakteristisch sind diese Ämter, welche unleugbar, wenigstens was ihre Arbeitsleistung anbetrifft, noch nicht fest konsolidiert sind, durch die gesetzlichen Grundlagen, auf denen sie basieren, die in diesen gewährten strengen Strafsanktionen, die Verquickung mit dem Arbeitsinspektorat ev. dem Friedensrichteramte, die losen Methoden, welche sie anwenden.

Die Einrichtung der Büreaus ist ziemlich gleichförmig: an der Spitze eines jeden steht der vom Gouverneur oder mit dessen Zustimmung vom Sekretär für innere Angelegenheiten für 2—4 Jahre ernannte Chef oder Kommissär; die ersten, in Massachusets, waren General H. K. Oliver und Oberst Caroll D. Wright (beiläufig bemerkt sei die Vielseitigkeit dieses sehr fähigen Chefs: Schullehrer, Offizier, Fabrikdirektor, Bürgermeister, Finanzminister, Fabrikinspektor), den Chefs sind nach Bedarf 3—5 Hilfsbeamte unterstellt. Nur das Büreau von Illinois unterscheidet sich in seiner Organisation wesentlich von den übrigen und hat einige Ähnlichkeit mit den unten zu erwähnenden Arbeitskammern der deutschen Sozialdemokraten von 1885: es besteht aus 5 für 2 Jahre gewählten Kommissären, von welchen 3 Arbeitnehmer, 2 Arbeitgeber sein müssen. Diese wählen einen Sekretär, welcher als Angestellter der Kommission die statistischen Arbeiten zu vollziehen und jährlich einen Bericht zu erstatten hat. Die Aufgaben

sind überall wesentlich die gleichen; das Gesetz vom 22. Juni 1869 betr. das Büreau in Massachusets bestimmt sie dahin: die Aufgaben dieses Büreaus sollen in der Sammlung, Zusammenstellung, wissenschaftlichen Ordnung und Vorlage von jährlichen an oder vor dem 1. März an die Legislatur einzureichenden statistischen Berichten bestehen, die auf alle Arbeitszweige im Staate und insbesondere auf kommerzielle, industrielle, soziale, erziehliche und gesundheitliche Lage der arbeitenden Klassen und auf ein dauerndes Gedeihen im Staat Bezug haben. Diese Bestimmung wiederholt sich mit einzelnen Modifikationen in den Bestimmungen der andern Staaten. Daneben haben andere Büreaus die Funktion der Industriestatistik, so in Pennsylvanien. Das Büreau soll ferner die Produktionsstatistik für Acker- und Bergbau, Handel und Gewerbe und andere geschäftliche Interessen des Staates sammeln und jährlich veröffentlichen, andere auch die der Fabrikinspektion. Das Büreau von Jowa soll sogar jederzeit auf Anfragen Auskunft über die industriellen Verhältnisse des Staates erteilen, das von Illinois die Bergwerksinspektoren ernennen und zugleich deren Gericht bilden. Die sonderbarste Vereinigung vollständig heterogener Aufgaben zeigt jedoch das Departement of statistics and Geology in Indiana: die Pflichten dieses Amtes bestehen darin, statistische Information über Ackerbau, Gewerbe, Bergbau, Handel, Bildung, Arbeit, soziale und gesundheitliche Verhältnisse, Bevölkerungsstatistik, Heiraten und Todesfälle und das dauernde Gedeihen der Industrie des Staates zu sammeln, zu systematisieren, in Tabellen zu bringen und in jährlichen Berichten zu überreichen. Sein Chef mußte Geologe von Fach sein, seine Arbeiten waren auch darnach, die ersten Berichte behandelten alles Mögliche, nur keine Arbeiterverhältnisse. 1882 wurde übrigens diese unhaltbare Verbindung aufgehoben. Die Dotation der Bureaus ist sehr verschieden, von 15000 Dollars pro Jahr — Massachusets — bis 500 — Ohio; nicht weniger infolgedessen die Fähigkeit der Beamten. Bei den mit geringen Mitteln ausgestatteten Bureaus kann nicht einmal die leitende Stelle, geschweige denn die der Unterbeamten mit tüchtigen Fachmännern besetzt werden, an denen in Amerika, wo der Statistik noch vor kurzer Zeit an keiner Universität eine

Lehrkanzel eingeräumt war, überhaupt Mangel ist (jetzt, nebenbei bemerkt, wird Statistik vorgetragen, an der John Hopkin's Universität in Baltimore, am Institut für Technologie in Massachusets und am Columbia-College).

Alle diese Umstände thun selbstverständlich der Ausführung einer guten Arbeitsstatistik Eintrag: diese allein fordert die ungeteilte Aufmerksamkeit eines eigenen Beamtenkörpers, dessen Glieder sich ganz dem Studium der besonders komplizierten Arbeitsverhältnisse hingeben müssen. Eine Industriestatistik wäre bei entsprechender Anzahl und Tüchtigkeit der Hilfskräfte gerade noch durchzuführen: absolut zu verwerfen ist jedoch die Übertragung der Gewerbeinspektion an das arbeitsstatistische Amt und zwar nicht nur wegen dessen Überbürdung, sondern auch deshalb, weil das zur Durchführung einer Arbeitsstatistik unbedingt erforderliche Vertrauen durch die Verbindung der statistischen Funktionen mit denen des Inspektors empfindlich leiden muß. Je nach dem Verhalten des Bureaus werden Arbeitgeber oder -nehmer fürchten, dem Fabrikinspektionsamte, wenn es als arbeitsstatistisches Amt auftritt, rückhaltlos wahre Angaben über die sie betreffenden Verhältnisse zu machen. Auch kann das Fabrikinspektionsamt leicht in Konflikt mit einer der beiden Parteien kommen, von welchen es für die Erlangung von Aufschlüssen abhängig ist, wobei die Thätigkeit des arbeitsstatistischen Amtes leicht dadurch geschädigt wird, daß es in seiner anderen Gestalt die für seine statistischen Funktionen notwendige Objektivität verloren hat. Das arbeitsstatistische Amt andrerseits mag bei seinen Massebeobachtungen auf Erscheinungen gestoßen sein, die sich nur bei der großen Zahl offenbaren, im einzelnen Falle fehlen können. Eine unmittelbare Anwendung der aus der Masse der Beobachtungen gezogenen Schlüsse auf konkrete Einzelfälle in der Praxis kann zu den größten Unzukömmlichkeiten führen. Aus diesen beispielsweise angeführten Gründen, die sich leicht noch vermehren ließen, erhellt, daß die Übertragung zweier einander beeinträchtigender Aufgaben an das arbeitsstatistische Bureau entschieden zu verwerfen ist. Wenn es seine Aufgabe ernst nimmt, so hat es mit der Arbeits-, ev. noch Industriestatistik vollauf zu thun. Seine Auf-

gabe ist zu beobachten und zu berichten, die Wirksamkeit bestehender Gesetze zu konstatieren, nicht sie zu erzwingen: was darüber ist, ist vom Übel und rächt sich bitter. Es muß schon fraglich erscheinen, ob es bei aller Ehrlichkeit in der Berichterstattung dem Vertrauen in diese nicht schaden kann, daß die Bureaus gesetzgeberische Vorschläge machen, wie einigen aufgetragen wurde, von anderen ohne Aufforderung geschehen ist. Der Statistiker soll nicht Anwalt sein, er kann nicht wissenschaftlich arbeiten, wenn er mit Zweckbestimmung arbeitet. Bei darauf bezüglichen Vorschlägen müßte das arbeitsstatistische Bureau Stellung nehmen, und das soll es eben vermeiden. Dem Fabrikinspektorat ist ohnehin von Anfang an seine Stellung angewiesen: es ist zum Schutze der Arbeitnehmer gegen Gesetzesübertretungen der Arbeitgeber da und kann daher, ev. gestützt auf die vom arbeitsstatistischen Bureau gelieferten Daten, für die Verbesserung der Lage der arbeitnehmenden Klassen eintreten: daß die Unternehmer dabei nicht zu kurz kommen, dafür werden schon die gesetzgebenden Körperschaften, in denen sie und ihre Freunde ja stets die Majorität haben, durch arbeitsstatistische, sich auf Massenbeobachtung gründende Daten, die durch Detailbetrachtung gewonnenen Angaben des Fabrikinspektorats korrigierend, sorgen.

Die Methode liegt sehr im Argen: Methoden, welche von der Theorie längst als für die Zwecke der Arbeitsstatistik unzureichend erkannt wurden, werden von einem Teil der amerikanischen Bureaus angewendet. Nach 3 Methoden kann die Untersuchung der Arbeiterverhältnisse gepflogen werden, deren Verhältnis zu einander und deren steigenden Wert das folgende Schema angiebt:

1) Untersuchung mit Fragebogen (Zirkularplan), 2) Enquete a) in engerem Sinn	schriftliches Verfahren.
b) Durch eine Kommission. 3) Untersuchung durch Spezialagenten (Personalinspektionsplan).	mündliches Verfahren.

Sämtliche Bureaus versuchten zunächst ihr Glück mit dem Zirkularplan, erkannten jedoch bald, daß sie durch diesen nie zu ausreichenden Resultaten gelangen könnten, weshalb auch die Vor-

standsversammlung vom Jahre 1884 sich einstimmig gegen ihn erklärte. Gleich schlechte Resultate wurden mit der schriftlichen Enquete erzielt; die mündiche trat nur wenig in Verwendung. Die besten, meisten, gründlichsten und genauesten Ergebnisse lieferte die 3. Methode, die Untersuchung durch Spezialagenten. Freilich erfordert sie ein tüchtig geschultes, großes Korps von solchen Agenten und bedeutende Geldmittel, was beides wieder bei den wenigsten Bureaus vorhanden ist. Massachusets allerdings arbeitete bei seiner Zensusaufnahme mit 70 Hilfsbeamten. Um den ihnen gestellten Aufgaben gerecht zu werden, müssen die Bureaus mit Vollmachten ausgerüstet sein, die sich aus ihrem Wesen von selbst ergeben. Erwähnt seien folgende. In Pennsylvanien bestimmte das Gesetz ausdrücklich, daß, um die Aufgabe des Bureaus zu erleichtern, alle Korporationen, Gesellschaften oder Individuen, welche an Bergwerken, Fabriken oder anderen gewerblichen Unternehmungen beschäftigt sind, ferner alle vom Staat beschäftigten Lohnarbeiter verpflichtet sind, die vom Bureau geforderte Auskunft bei Strafe von 100 Dollars zu erteilen. In Michigan verpflichtet das Gesetz die Assessoren der Grafschaften, dem Vorstand des Bureaus jede gewünschte Auskunft in Bezug auf die Arbeiterverhältnisse ihrer Bezirke zu erteilen, und giebt den Bureaubeamten die Befugnis, in allen Arbeitsstätten Untersuchungen vorzunehmen, alle Dokumente und Papiere einzusehen und Zeugen-ungleicher Zeit von den einzelnen Bureaus gewonnenen Zahlen zu klein sind, um zu irgendwelchen Schlüssen zu berechtigen. Das Fehlen jeglichen Zusammenhangs erschien auch den Chefs der arbeitsstatistischen Bureaus nachteilig, zumal da die andere Hälfte der nordamerikanischen Unionsstaaten sich überhaupt dieser Errungenschaft noch nicht erfreut, und veranlaßte sie, sich jährlich einmal zu gemeinsamer Beratung zu vereinigen — immerhin ein ernstes und anerkennenswertes Streben nach einer Verbesserung der Arbeitsstatistik. Staaten mit stärkerer administrativer Organisation als die United States können die Zentralisation durch die Staatsgewalt selbst bewirken. Auch Amerika hoffte in Gestalt eines dem Departement für innere Angelegenheiten untergeordneten bundesstaatlichen Bureaus diese Idee zu verwirklichen, und nach vielen gescheiterten

Versuchen kam das Gesetz vom 25. Juni 1884 zustande, 10 Jahre nach dem ersten darauf bezüglichen Antrag, ein Nationalbureau für Arbeitsstatistik zu errichten. Caroll D. Wright, der bewährte Chef des Bureaus von Massachusets, wurde zu seinem Komissar ernannt, Mr. Oven W. Weaver ihm als Oberbeamter beigegeben. Der erste Report vom 17. März 1886 giebt eine höchst eingehende Untersuchung der herrschenden industriellen Krisis in 5 Kapiteln, zugleich deren internationale Seiten behandelnd. Diese Publikation, das Resultat der Originaluntersuchungen von 20 Spezialagenten, aussagen zu erzwingen: jede wissentlich falsche Aussage wird als Felonie betrachtet und mit Gefängnis bis zu 5 Jahren bestraft (Gesetz vom 6. Juni 1883). Ähnliche Bestimmungen wurden in Kalifornien erlassen, während die bis 1882 gegründeten Bureaus in der Regel nicht das Recht zum Auskunftszwang hatten.

Was aber gesetzlich nicht eingeschränkt ist, das ist das statistische Chaos, das als Folge der gegenseitigen Isoliertheit die Reports der einzelnen Bureaus ausfüllt. Kaum daß zwei gleichzeitig dasselbe Thema behandeln; jeder Bureauchef kann Untersuchungen über jeden beliebigen Gegenstand anstellen, ohne sich um die Arbeiten der übrigen zu kümmern. Wenn sich daher in der Masse der Reports Daten über sämtliche Arbeiterverhältnisse finden, so entbehren sie der zur wissenschaftlichen Vergleichung nötigen Gleichzeitigkeit oder doch nur geringen Zeitdifferenz, während die zu 5 im Ausland, 15 in Amerika, ist das bedeutendste über diesen Gegenstand je Geschriebene und bietet eine nicht zu unterschätzende Vermehrung unserer volkswirtschaftlichen Kenntnisse. Der zweite, am 28. Februar 1887 publizierte Bericht handelt von der Strafhausarbeit, der dritte, vom 24. Dezember 1887, bringt ausführliche Nachrichten über 3902 in den Jahren 1881—86 stattgehabte Strikes und Lockouts, der vierte Report, Ende 1889 veröffentlicht, befaßt sich in meisterhafter Bearbeitung mit der Lage der Arbeiterinnen in den großen Städten. Die hierzu erforderlichen Untersuchungen wurden meistens von weiblichen Agenten vollzogen, die, wie Wright lobend erwähnt, hinter ihren männlichen Kollegen nicht zurückstanden. Weitere Themata des Bureaus sind die Untersuchung der Arbeiterverhältnisse beim Eisenbahnwesen, über die Vertriebskosten großer

Stapelprodukte, Eheschließungen und -scheidungen in Amerika während der letzten 20 Jahre (für diesen Report sind 10000 Dollars ausgeworfen). Die erfolgreiche Thätigkeit des Bundesbureaus wurde noch belohnt durch die Erweiterung seiner Befugnisse, wie sie das Gesetz vom 13. Juni 1888 festsetzt. Das bis dahin einem Ressort untergeordnete Bureau wurde zu einem selbstständigen Arbeitsdepartement erhoben, auf welches sämtliche Funktionen, Rechte und Pflichten des Bureaus übergehen und welches dessen Arbeit fortzusetzen hat. Nicht nur arbeitsstatistische, sondern allgemein wirtschaftsstatistische Untersuchungen sind dem Departement übertragen: dies muß uns wundern, wenn wir bedenken, daß jedes Ressort über die seiner Verwaltung unterworfenen Angelegenheiten statistische Berichte erstatten muß. Die Lösung dürfte, wie auch während der Debatten betont wurde, darin liegen, daß eine gründliche Arbeitsstatistik nur unter Berücksichtigung aller übrigen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse möglich ist und deshalb dem Arbeitsdepartement die Untersuchung dieser, aber nur sofern sie mit den Arbeiterverhältnissen in Beziehung stehen, übertragen ist. Ihre Beschreibung soll der Schilderung der sozialen Verhältnisse gleichsam als Folie dienen. Die Arbeitskräfte des früheren Bureaus wurden, den erhöhten Anforderungen entsprechend, numerisch und pekuniär erhöht. 1889 zählte das Departement 64 Personen mit 84540 Dollar Gehalt, die Dotierung für die Arbeitsausführungen stieg von 25000 Dollar (1884) auf 150040 (1889). Mängel bleiben jedoch nach wie vor das Fehlen jeglicher Vollmachten des Departements, sowie der legalen Autorität des bundesstaatlichen Bureaus über die einzelstaatlichen. Bis auch diesem Manko abgeholfen ist, können die einzelnen Bureaus lokal, das Departement für den ganzen Staat Vorzügliches leisten, ihre Arbeiten können sich zufällig fördern oder durchkreuzen, verbinden oder verwirren — wirklich vollendet wird die Organisation der Arbeitsstatistik in den Vereinigten Staaten erst sein, wenn ein großes, bundesstaatliches, mit den weitgehendsten Vollmachten und den größten sachlichen wie persönlichen Mitteln ausgestattetes Departement alle einzelstaatlichen Bureaus ohne das Hemmnis einander beeinträchtigender Aufgaben in sich aufgenommen hat, und diese die Observationsstellen des Departements bilden.

Weiter sind veröffentlicht:

1. 1886 März, Industrial depressions.
2. „ Convict labor.
3. 1887. Strikes and lockouts.
4. 1888. Working women in large cities.
5. 1889. Railroad labor.
6. 1890. Cost of production: iron, steel, coal etc.
7. 1891. Cost of the textiles and glass Bd. I.
8. 1891. „ „ Bd. II. of living.
9. 1892. Industrial education.
10. 1893. Building and loan associations.
11. 1894. Strikes and lockouts analysis of general tables.
12. 1894. „ „ Forts.
13. 1895. II. Summaries of strikes and lockouts.
14. 1895. The housing of the working people.
15. 95/96. Work and wages of men, women and children.

daneben:

16. Februar 1889 Marriage and divorce in the Unit. St. 1867/86.
17. 1892. Labor laws in the Un. St.
18. 1895. Compulsory insurance in Germany.
19. 1894. The slums of Baltimore, Chicago, Newyork and Philadelphia.
20. 1894. Analysis and index of all reports issued by bureaus of labor statistics in the Un. St.

II.

England, das durch eine frühzeitige Entwickelung der modernen Produktionsweise und der ihr folgenden Übelstände für die Arbeiter, bei einer aufstrebenden, fest organisierten Arbeiterklasse und bei weiterem, für das politisch Notwendige geschulterem Blicke seiner Staatsmänner, allen andern Staaten in der Sozialstatistik und in der sozialen Gesetzgebung vorangegangen ist, ist auch zuerst unter den europäischen Staaten dem amerikanischen Beispiel gefolgt. Teils durch eine große Zahl umfangreicher und vortrefflicher Enqueten, teils durch die Vermittlungen der Fabrikinspektoren,

hat England als der einzige der europäischen Staaten eine umfangreiche Arbeitsstatistik aufzuweisen. In England besteht seit Anfang des Jahrhunderts die sehr vernünftige Praxis, vor Erlaß jedes sozialreformatorischen Gesetzes die bezüglichen Verhältnisse durch eine mit allen Vollmachten ausgerüstete parlamentarische Kommission gründlich studieren zu lassen; ihre Berichte zeigen den Ernst und die Unparteilichkeit, mit welchen diese ihrer Aufgabe nachkamen und rücksichtslos die Wahrheit aufdeckten. In diesen Berichten ist wohl ein großartiges Material zur Beurteilung der englischen Arbeiterverhältnisse angesammelt, aber leider auch vergraben. Es erstreckt sich über einen Zeitraum von 3/4 Jahrhunderten, vom Jahre 1816, in welchem der erste Bericht des zur Untersuchung der Kinderarbeit in den Fabriken eingesetzten Komitees erschien, bis zum Jahre 1889, in dem die Berichte über das Sweating-System publiziert wurden, und umfaßt die verschiedensten Materien. Abgesehen von den älteren Enqueten, 1816, 1831, 1832, sind berühmt die von 1840 und 1862 (**children employment commission**), sowie 1867, welche die Grundlage der neueren englischen Fabrikgesetzgebung bilden. Diesen mit Recht hochgefeierten englischen Enqueten ist abgesehen von den umfassenden Zeugenvernehmungen eigentümlich: 1. der Mangel umfassender statistischer Aufgaben, der sie z. B. zwingt, bezüglich der Zahl der einzelnen Gewerbe und der in ihnen beschäftigten Arbeiter regelmäßig auf Schätzungen zurückzugehen, die sich an die zehnjährigen Volkszählungen anschließen; 2. überhaupt der Mangel planmäßiger, das ganze Staatsgebiet gleichmäßig umfassender Aufnahmen und endlich 3. die ganz besondere Vertrauensstellung, die bei ihnen wenige Privatpersonen zugewiesen erhalten. Den **commissioners**, oft nur 2 oder 3 an der Zahl, wird der Zweck der Aufnahme gewöhnlich nur im allgemeinen in kurzen Worten kundgegeben und ihnen alles Übrige überlassen. Sie wählen sich selbst ihre Organe, die von der Krone zu bestätigenden **assistants commissioners**, geben diesen ihre Instruktionen, fertigen die Frageschemata und Zirkulare aus und bestimmen überhaupt selbständig die Einrichtung der Enquete. Aus diesen Berichten das Bild sämtlicher Arbeitsverhältnisse einer bestimmten Zeit zu

konstruieren oder die Entwickelung eines Verhältnisses durch einige Zeit in einigen vergleichbaren Daten darzustellen, erscheint unmöglich. Jede einzelne Untersuchung wurde durch den Notschrei über den jeweilig am meisten empfundenen Übelstand hervorgerufen und suchte nur diesen aufzudecken, seine nächstliegenden Ursachen zu einer bestimmten Zeit zu erforschen. Andere Quellen, welche diesen Fehler nicht aufweisen, sind die Berichte der Fabrikinspektoren; diese stimmen zeitlich überein, während für die Erforschung der gleichen Verhältnisse dadurch gesorgt ist, daß der Chief-Inspektor einige Themata bezeichnet, deren gründliche Behandlung er in den folgenden Berichten wünscht. Diese selbst können jedoch nur als ein Surrogat einer Arbeitsstatistik betrachtet werden, höchstens als Resultate einer ständigen sozialen Enquete: sie bieten nur selten und unregelmäßig Zahlenangaben und kranken außerdem an den bereits bei Nordamerika gerügten Fehlen, die durch Verquickung zweier unvereinbarer Aufgaben entstehen; ein arbeitsstatistisches Amt konnten sie nicht ersetzen. Die besonders in England zu Tage tretende Notwendigkeit einer regelmäßigen, fortlaufenden Beobachtung aller Arbeitsverhältnisse, die im Volke wie im Parlament ihren Ausdruck fand und von der Regierung anerkannt ward, führte endlich zur Gründung eines speziellen Amtes für Arbeitsstatistik als Abteilung des Handelsministeriums. Nachdem George Howell, der verdiente Sekretär des parlamentarischen Komitees über Trade-Unions, und der bekannte Eisenbahnunternehmer und Arbeitsstatistiker Sir Thomas Brassey schriftlich und mündlich, letzterer bei Gelegenheit eines Meetings, für die Notwendigkeit einer Arbeitsstatistik eingetreten waren, wurde auf Antrag Mr. Bradlaughs in der Unterhaussitzung vom 2. März 1886 ein board of trade errichtet, unter der Oberaufsicht von Sir Robert Giffen, dem Vorstand der statistischen Abteilung. Im Memorandum über die zur Ausführung des Beschlusses über Arbeitsstatistik getroffenen Maßnahmen hieß es über den Zweck:

1) Die in den Parlaments-papers während der letzten 50 oder 60 Jahre publizierten Daten über Arbeitsstatistik zu sammeln und zu sichten, in Verbindung mit einigen hervorragenden und authentischen, nicht offiziellen Angaben, die von Zeit zu Zeit

publiziert wurden oder leicht zu verschaffen sind, um ein einigermaßen vollständiges Bild des gesellschaftlichen Fortschrittes in Bezug auf die lohnempfangenden Klassen während dieser Periode zu bieten.

2. Diese Statistik durch eine ähnliche über das Ausland zu ergänzen, welche zeitweilig in den Berichten der Kgl. Legations-Sekretäre und Konsuln publiziert wurde, oder welche das Handelsamt aus etwa in seinem Besitze befindlichen offiziellen Publikationen fremder Regierungen kompilieren kann, unter teilweiser Zuhilfenahme nicht-offizieller, aber authentischer Daten.

3. Ähnliche Angaben über Ersparnisse und die allgemeine Lage derselben Klasse, über Lebensmittelpreise und andere Materien, welche die Volksmasse besonders betreffen, zu sammeln und zu sichten.

4. Sofort Maßnahmen zu treffen, um in Zukunft zeitweilig vollständigere Berichte über Löhne, Arbeitszeit, Nachfrage nach Arbeitskraft und das Zahlenverhältnis der Beschäftigten in den einzelnen Lohnklassen als bisher zu erhalten und diese Berichte regelmäßig zu sammeln und zu publizieren.

5. Statistische Daten über Preise, Produktion, Lebensmittelpreise und andere Materien zusammenzustellen und sie in jährlichen Berichten oder statistischen Werken zu publizieren.

Auch hier machte sich das Fehlen der Zwangsgewalt, bezüglich der Einforderung statistischer Daten, unangenehm fühlbar, ein Mangel, dem man durch Anstellung des Sekretärs des Gewerkvereins der vereinigten Maschinenbauer, John Burnett, nicht ohne Erfolg abzuhelfen suchte. Auch wurde in England der in Amerika oft begangene Fehler vermieden, dem arbeitsstatistischen Amt andere, seine Hauptaufgabe beeinträchtigende Themata zuzuteilen; dies konnte um so leichter geschehen, als für diese meist schon besondere Ämter bestanden. Indem im Dezember 1888 dem Unterhaus erstatteten Memorandum wurden folgende Publikationen angeführt:

1. Memorandum über die Einwanderung von Ausländern in dem vereinigten Königreich.

2. I. Bericht über die Trade-Unions.

3. Die in den Jahren 1830—80 publizierten Lohnlisten.

4. Bericht über die Bewegung zu gunsten einer kurzen Arbeitszeit im Wollgewerbe von Lancashire.

5. Bericht über das Sweating-System im Ostende von London.

6. Löhne und Ausgaben der belgischen Arbeiter.

7. Bericht über das Sweating-System in Leeds.

8. II. Bericht über die Trade-Unions.

9. Bericht über die Lage der Nagelschmiede und Kleinkettenerzeuger.

10. Bericht über Strikes und Lockouts im Jahre 1888.

11. III. Bericht über die Trade-Unions.

Hervorzuheben ist dabei, daß die offen eingestandene Sympathie Burnetts für die Gewerkvereine in keiner Weise die Objektivität dieser größtenteils tabellarischen Darstellung beeinträchtigt, diese selbst aber ein bisher in seiner Vollständigkeit unerreichtes Bild der vorsorglichen Thätigkeit dieser Vereine gewährt, aber auch ein aufklärendes Licht auf die Lage der englischen Arbeiter überhaupt wirft. Kompliziert war das Verfahren beim Report 10 durch Sammeln von Zeitungsnotizen &c., konstatiert wurden für 1888 509 Strikes und Lockouts, nämlich

	Baugewerbe	21
	Bekleidungsgewerbe	7
	Metallgewerbe	137
	(Schiffbau	62)
	Bergbau	139
	(Kohlenarbeiter	137)
	Textilbranche	184
	(Baumwollarbeiter	155)
	übrige Gewerbe	21
davon	England	392
	Wales	22
	Schottland	94
	Irland	1

In Vorbereitung ist ein Blaubuch über die Resultate der größten vom Amt unternommenen Arbeit, des Lohnzensus. Zu diesem Zwecke sind Fragebogen für 172 Gewerbe ausgearbeitet, eine enorme Arbeit. Neben diesen großen Publikationen veröffentlicht

das Departement in der von Giffen redigierten Zeitschrift des Handelsamtes (Journal of board of trade) oft größere Notizen, meist über ausländische Arbeiterverhältnisse, die es offiziellen Publikationen auswärtiger Staaten entnimmt, und läßt fast allmonatlich einen aus den Mitteilungen verschiedener Trade-Unions gezogenen kurzen Bericht über den Markt für gelernte Arbeit erscheinen.

Wenn wir bei Betrachtung des Geleisteten anerkennen müssen, daß es im Verhältnis zum Beamtenstatus und zur Zeit des Bestandes viel ist, was das board of trade geleistet hat, so ist andrerseits zu bemerken, daß die Zwecke eines arbeitsstatistischen Amtes für das große englische Königreich dadurch doch nicht erreicht werden können. Es kann den mit der Untersuchung der Zustände betrauten parlamentarischen Kommissionen nur behilflich sein, nicht aber sie ersetzen oder übertreffen, wie es dies durch eine gründliche umfassende Untersuchung sämtlicher Arbeitsverhältnisse sollte, welche es in den Stand setzen würde, unsere Kenntnis hiervon auf statistische Basis zu stellen, und dem Gesetzgeber in allen einschlägigen Fragen statistisches Material in die Hand geben würde. Um dies zu bewirken, wäre eine bessere Ausrüstung nach allen Seiten hin nötig, Vergrößerung des Personals, Entlastung und Unterstützung des so sehr in Anspruch genommenen Arbeitskorrespondenten, endlich Ausrüstung mit den weitestgehenden Vollmachten, um ihrer Eigenschaft als ständige, große Untersuchungskommission nachzukommen. Der englische Typus kennt eben den Gedanken der Einheit der Verwaltungsstatistik gar nicht; deren Aufgaben werden dort, wo sie gerade in größerem Maßstabe auftreten, durch von einander ganz unabhängige offices oder boards ausgeführt, die überdies auch mit dem Ressort, in welches sie eingegliedert sind, in einem losen Zusammenhang stehen. Im Vordergrunde steht hier das einzelne statistische Problem, welches für sich vereinzelt zur Lösung gebracht werden soll, wozu in größerem Umfang die Form der Enquete gewählt wird. Die Anregung und Durchführung solcher Erhebungen geht in großem Umfange vom Parlament aus, welches zu diesem Zwecke Komitees einsetzt, denen in Gemäßheit der englischen Verfassung wichtige Verwaltungsbefugnisse zustehen. Auf dem Kontinent hat dieser Typus keine Nachahmung gefunden.

III.

Während in den Vereinigten Staaten und in England die auf eine gründliche Arbeitsstatistik gerichteten Wünsche der Arbeiter und Sozialreformer von den Vertretungskörpern aufgegriffen und in ersterem Lande durch gesetzliche Schöpfung eines neuen Instituts, in letzterem auf administrativem Wege durch Errichtung einer Ministerialabteilung erfüllt worden waren, wurde in der Schweiz die Ausführung den nächsten Interessenten, den Arbeitern, überlassen. Für kontinentale Verhältnisse ist die Entwickelung, wie sie in der Schweiz vor sich ging, besonders interessant, weil wir auf dem ganzen Kontinent überall ziemlich die gleichen Produktionsbedingungen, die gleichen wirtschaftlichen Verhältnisse überhaupt wiederfinden; dagegen hat die rapide ökonomische Entwickelung in Nord-Amerika, die eigenartige in England, Verhältnisse gezeitigt, die den unseren nicht mehr so ähnlich sind.

Von früheren Enqueten der Schweiz sind beachtenswert:

1. die eidgenössische Aufnahme von 1868/9, über die der besondere Bericht der eidgenössischen statistischen Bureaus vom 15. Juli 1869 vorliegt (Kinderarbeit in Fabriken).

2. die Thurgauer Aufnahme von 1866 (eingehende Fabrikstatistik).

3. die beiden Berichte über die 1. und 2. Fabrikinspektion an Landammann und Rath von Glarus 1865 und 1869.

Die demokratischen Einrichtungen der Schweiz, die Besetzung der höchsten Verwaltungsämter durch Wahl, welche keine Gewähr dafür bietet, daß immer Fachleute an die Spitze der einzelnen Departements kommen, der häufige Leitungswechsel, der eine länger andauernde gründliche Pflege und damit vollkommene Beherrschung der übertragenen Aufgaben unmöglich macht, die kantonalen Verschiedenheiten der Wirtschaftsverhältnisse, auf welche ein Zentralamt nicht in genügender Weise Rücksicht nehmen kann, endlich der Umstand, daß die wirtschaftliche Gesetzgebung zum Teil den einzelnen Kantonen zusteht, nötigten dazu, der freien wirtschaftlichen Interessenvertretung einen größeren Spielraum zu lassen, sie, wenn es notwendig wurde, zu staatlichen Zwecken heranzuziehen und ihr als Entgelt, wo ihre Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke

nicht ausreichten, mit staatlichen Mitteln zu Hilfe zu kommen. Es haben sich daher in der Schweiz für die einzelnen Wirtschaftszweige große zentralisierte Verbände gebildet, deren Sekretariate der Staat unterstützt, aber auch zur Erfüllung mancher Aufgaben anhält, welche in anderen Staaten von den Behörden durchgeführt werden. Den Arbeitern hatte bisher eine solche Vertretung gefehlt; verschiedene Versuche, sich in einem großen Verbande zu organisieren, waren mißlungen, ihrem mehrfach, u. a. auch vom allgemeinen schweizerischen Arbeitertag in Zürich 1883 ausgesprochenen Wunsche, in Bern ein eidgenössisches Bureau für Arbeitsstatistik nach amerikanischem Muster zu gründen, war nicht entsprochen worden. Da entschloß sich der größte schweizerische Verein zur Vertretung der Arbeiter-Interessen zu einem entscheidenden Schritt: mit Schreiben vom 28. August 1886 suchte das Zentralkomite des Grütlivereins bei dem eidgenössischen Handels- und Landwirtschafts-Departement um Subventionierung eines zu gründenden Arbeitersekretariates an, welches dem Grütliverein als rein nationalem Verbande zugeteilt werden, jedoch weder für die Vereinsverwaltung, noch für politische Arbeiten, „sondern lediglich zum Studium und zur Förderung der wirtschaftlichen Interessen der Arbeiterschaft" benutzt, und demgemäß auch einer besonderen, politischen Parteizwecken fernstehenden Aufsicht unterstellt werden sollte. Das Departement verhielt sich diesem Gesuche gegenüber entgegenkommend; doch sprach man sich mehr für ein allgemeines Arbeitersekretariat aus, als für einen bloßen Appendix des allerdings ca. 14 000 Mitglieder zählenden Grütlivereins. Die Budgetkommission des Ständerates empfahl denn auch die Petition zur Annahme und der Bundesrat selbst, der sich mit dem ganzen Plane einverstanden erklärte, sicherte dem Arbeitersekretariate eine jährliche Unterstützung von 5000 Fr. (die übrigens später auf 10000 erhöht wurde) aus seinem freien Kredit zu. Nach einigen belanglosen Zwischenfällen kam endlich am Ostersonntag 1887 eine Versammlung in Aarau zustande, auf welcher 22 Zentralverbände und 120 größere oder kleinere Lokalvereine, Gewerkschaften, Krankenkassen aus allen Kantonen mit einer Mitgliederzahl von über 100000 durch 157 stimmberechtigte und 37 beratende Dele-

gierte vertreten waren. Sie beschloß die Gründung eines neuen Arbeiterbundes (der alte hatte sich 1880 aufgelöst), welcher womöglich alle Arbeitervereine ohne Unterschied der politischen oder der religiösen Richtung vereinigen sollte, und nahm folgende prinzipielle Bestimmungen für den Bund an: „Die schweizerischen Arbeitervereine schließen sich zur gemeinsamen Vertretung ihrer ökonomischen Interessen zu einem schweizerischen Arbeiterbund zusammen und verpflichten sich durch ihre Mitgliedschaft, bei allen Untersuchungen und statistischen Erhebungen über Arbeiterverhältnisse mitzuwirken und Auskunft zu erteilen. Die Bundesorgane sind:

a. die Delegiertenversammlung (die alle 3 Jahre stattfindet);

b. der Bundesvorstand (der aus Schweizerbürgern und zwar $^2/_3$ Arbeitern besteht);

c. der leitende Ausschuß (Vertretung des Arbeiterbundes nach außen, vollziehende und verwaltende Behörde des Bundes);

d. der Arbeitersekretär.

Dieser hat sich insbesondere mit Erhebungen über schweizerische Arbeiterverhältnisse und mit sozialen Studien zu beschäftigen und darauf bezügliche Arbeiten und Gutachten zu fertigen. (Reglement vom 11. April 1887: § 2). Er wird auf je 3 Jahre vom Vorstande des Arbeiterbundes gewählt und muß Schweizerbürger sein; nach dem Bundestagsbeschluß vom 7. April 1890 in Olten wird er nunmehr von der Delegiertenversammlung gewählt. Er steht auch dem Schweizer Bundesrate zu allen angeordneten Untersuchungen, die Arbeiterfrage betreffend, statistischen Erhebungen, Bearbeitungen, sowie Begutachtungen zur Verfügung (Statuten des Schweizerischen Arbeiterbundes vom 10. April 1887 § 6). Aber da diese Arbeiten immer nur innerhalb des vom Arbeiterbund genehmigten Thätigkeitsbereiches fallen können, so steht der Arbeitersekretär doch in keinem solchen Abhängigkeitsverhältnis zum Bundesrat, daß dieser etwa einen Einfluß auf die wissenschaftliche Auswertung seiner Forschungen haben könnte. Damit sind aber die Funktionen des Arbeitersekretariats noch nicht erschöpft. „Das Arbeitersekretariat hat die Interessen der Arbeiterschaft auf dem ganzen Gebiet der Volkswirtschaft zu wahren und zu fördern; es ist ein Organ, durch das die Arbeiterverhältnisse

in jeder Richtung untersucht, die Wünsche und Begehren der Arbeiter, soweit sie wirtschaftlicher Natur sind und sich auf die Gesetzgebung beziehen, gesammelt und je in die Form gebracht werden sollen, die eine Realisierung ermöglicht. Natürlich können hierbei nicht immer die Wünsche Einzelner oder einzelner Arbeitergruppen zur Erfüllung gebracht werden, sondern das Arbeitersekretariat hat nur solche Begehren an die Hand zu nehmen, welche sich auf gemein eidgenössische Gesetzgebung oder Verwaltungsmaßregeln beziehen. Zu warnen ist vor einem Standpunkte, den nach der Meinung Einzelner das Arbeitersekretariat einnehmen sollte, daß es nämlich bei jedem Konfliktfalle gleichsam amtlich als Vertreter des Arbeiters eintrete. Ein solches Auftreten müsse das Sekretariat in durchaus schiefe Stellung bringen; das schweizerische Arbeitersekretariat kann nur die ganze schweizerische Arbeiterschaft vertreten, nicht aber eine einzelne Gruppe. Eine andere Aufgabe aber wird das Arbeitersekretariat nicht von der Hand weisen können: die Auskunftserteilung in wirtschaftlichen Angelegenheiten." Das Recht steht ihm danach zu, sich behufs Auskunftserlangung unmittelbar an Behörden, Verbände, Vereine und Private zu wenden. Gleich von seinem Amtsantritt an hat sich Herr Greulich, der 1. Arbeitersekretär, in direkte Beziehung gesetzt zu allen Kantonalregierungen, zu den Sekretariaten des schweizerischen Handels- und Industrievereins, des schweizerischen Gewerbevereins, des landwirtschaftlichen Vereins, zu dem Bundesbureau in Washington u. s. w. In den ersten sechs Monaten seiner beruflichen Thätigkeit haben 14678 Dokumente die Schwelle des Bureaus passiert; die Gesamtzahl der 1889 expedierten Korrespondenzen und Schriftstücke betrug 33595. Eine wichtige, praktische Bedeutung des Sekretariats beruht darin, daß es die notwendige Ergänzung des neugeschaffenen Instituts der „Allgemeinen Reservekasse" war; dem Genossenschaftsausschuß, dem leitenden Organ bei Strikes, müssen ja zur Beurteilung der Frage, ob eine Arbeitseinstellung in jedem einzelnen Falle gerechtfertigt und zweckentsprechend sei, genaue statistische Voraussetzungen über die Lohnhöhe, die Lebenspreise, die Geschäftsgewinne der Unternehmer zc. zur Verfügung stehen. Nach seiner ganzen Natur und Zusammen-

setzung aber ist der Genossenschaftsausschuß selbst nur wenig zur selbständigen Beschaffung dieser statistischen Unterlagen befähigt. Ebenso fehlt in den meisten Verbänden, aus denen sich die Genossenschaft zusammensetzt, die Fachkenntnis für die Beschaffung derartigen Materials. Daher bedurfte der Genossenschaftsausschuß zur Prüfung der bei den Ausständen in Betracht kommenden Vorfragen der Beihilfe eines sowohl demokratisch organisierten, wie sachverständigen Institutes, wie es das Arbeitersekretariat darstellt. 1888 wurde ihm noch ein ständiger Hilfsarbeiter beigegeben, der erste in Gestalt des Professors am Polytechnikum zu Zürich Dr. Kosack. Die Hauptthemata des Sekretariats waren Unfallstatistik und eine Arbeiterenquete, bezüglich des Entwurfes eines schweizerischen Gewerbegesetzes, deren Vorstudien dem hoch entwickelten Institute des Gewerbe-Schiedsgerichtes und Einigungsamtes das Leben schenkten.

Werfen wir einen kurzen Rückblick auf das bisher über das schweizerische Arbeitersekretariat Gesagte, so erkennen wir in ihm eine ganz eigenartige Einrichtung, wie sie nur auf dem Boden der Schweiz entstehen konnte und in kein anderes Land übertragbar ist. Wir haben ein Institut, das von Arbeitern errichtet, von ihnen besetzt wurde und abhängig ist, das aber von der Regierung mit den nötigen Mitteln ausgestattet ist und ihren bindenden Aufträgen Folge leisten muß. Dies entspricht einerseits den schweizerischen Gewohnheiten und hat den Vorteil, die Arbeiter daran zu interessieren, ihnen eine Vertrauensstelle zu bieten, der sie wahre Angaben machen, ohne Nachteile oder Indiskretion zu befürchten, die also Arbeiten leisten kann, welche die amtlichen Organe nicht zu leisten vermögen, die aber für die sozialpolitische Gesetzgebung durchaus erforderlich sind. Anderseits ergeben sich aus dieser Stellung wieder mannigfache Übelstände: der mangelhaften Ausstattung des Sekretariats haben wir schon oben gedacht: diese könnte freilich auch bei der heutigen Organisation bis zu einer gewissen Grenze gehoben werden — unmöglich ist dies jedoch mit den fehlenden Vollmachten; der Mangel an dieser hat sich zwar noch nicht sehr fühlbar gemacht, da Behörden, Korporationen und Individuen, Unternehmer und Arbeiter sich dem

Sekretariat zur Verfügung stellen: doch zeigt es genügsam, daß es nur auf die freiwillige Dienstleistung angewiesen ist und diese kann es vielleicht gerade bei den wichtigsten sozialpolitischen Untersuchungen, bei denen die Klassengegensätze am schärfsten hervortreten, im Stiche lassen. Bedenken wir außerdem, daß bei der objektiven Berichterstattung das Arbeitersekretariat doch leicht durch seine sonstige Thätigkeit zur Förderung der wirtschaftlichen Interessen der Arbeiterschaft, das Vertrauen in seine Unparteilichkeit bei den Unternehmern sowohl als bei den Behörden, ja sogar bei dem zuständigen Departement, auf dessen jährliche Budgetbewilligung es angewiesen ist, verlieren könnte, so sehen wir uns zu der Behauptung berechtigt, es werde eine regelrechte, umfassende Arbeitsstatistik in der Schweiz erst dann gesichert sein, wenn das Arbeitsamt von Staatswegen in ein reichlich ausgestattetes, mit allen Vollmachten versehenes unabhängiges Arbeitsamt erweitert und umgestaltet ist. Immerhin hat das schweizerische Arbeitersekretariat insofern typische Bedeutung, als es durch sein Bestehen allein und weiter durch die Art seines Arbeitens der gesamten schweizerischen Bevölkerung den Beweis liefert, auf welchem Wege und mit welchen Mitteln die Arbeiter ihre sozialen Reformen durchzuführen gedenken. Es ist sicher einer von denjenigen Faktoren, welche dazu mitwirken können, daß die größten sozialpolitischen Wandlungen sich vollziehen, ohne daß durch Blut und Eisen der Kampf zwischen den feindlichen Parteien entschieden wird.

Es erschienen weiter:

1. 1888. Secrétariat ouvrier Suisse, dossier des actes.
2. Jahresbericht des leitenden Ausschusses des schweizerischen Arbeiterbundes und des schweizerischen Arbeitersekretariats für 1887.
3. Ebenso für 1888.
4. „ „ 1889 mit den „Arbeiterschutzeinrichtungen des Gemeinderats“ zu Paris.
5. Ebenso 1890/91.
6. Ebenso 1892 mit Berichten über den Arbeitertag zu Biel 1893.
7. „Monographie“ Volksinitiative und unentgeltliche Krankenpflege.

8. Jahresbericht des leitenden Ausschusses des schweizerischen Arbeiterbundes und des schweizerischen Arbeitersekretariats für 1893. Enquete über die Stellungnahme der Arbeiterschaft zur Bundesgesetzgebung, betr. Kranken- und Unfallversicherung.

9. Ebenso 1894 mit: Lohnbewegungen und Streiks in der Schweiz seit 1860.

10. Ebenso 1895 mit: Lohnbewegungen und Streiks im Jahr 1895.

IV.

Was bis vor wenig Jahren auf dem Gebiete der Sozialstatistik in Frankreich geleistet war, war herzlich wenig und schlecht. Man hat sich dort im wesentlichen darauf beschränkt, durch Zirkularerlaß von obenher bestimmte Fragen an Körperschaften zu richten, in denen der Stand der Unternehmer allein oder vorzüglich vertreten war. Dergleichen Fragen ergingen

1837 an die chambres de commerce, die chambres consultatives des arts et manufactures, die conseils de prud'hommes;

1867 an dieselben und daneben die conseils généraux; der Methode entsprechend fielen die Resultate sehr wenig befriedigend aus.

Im Januar 1891 nun hat Frankreich einen obersten Arbeitsrat erhalten, welcher aus 50 Mitgliedern besteht, die den Mitgliedern der Deputiertenkammer, den Industriellen, den Arbeitern, den Mitgliedern der Syndikatskammern der Unternehmer, der Arbeiterassoziationen, der korporativen Gruppen, der gewerblichen Schiedsgerichte entnommen, überhaupt unter in ökonomischen und sozialen Fragen praktischen oder theoretischen Kapazitäten ausgewählt werden. Da aber, entgegen dem ursprünglichen Plane, die Majorität nicht den Vertretern der Arbeiter gesichert war, war die Aufnahme auf deren Seite keine günstige. Kaum $^1/_3$ der Conseilmitglieder besteht aus Arbeitern; deshalb erhob der Oberste Rat bereits in seiner ersten Sitzung einstimmig die Forderung der sofortigen Errichtung eines Arbeitsamtes mit der Aufgabe, alle Ermittelungen über die Verhältnisse der Arbeiter in dem weitesten Sinne des

Wortes, zu sammeln und zu veröffentlichen. Derselbe Wunsch war auch zu verschiedenen Malen im Parlamente laut geworden, das einen Ausschuß mit der Prüfung eines Arbeitsamtsentwurfes betraute. In der Sitzung vom 4. Juli 1891 referierte der Deputierte Maruéjouls über das Thema und besprach in der Einleitung die bereits vorhandenen ähnlichen Institutionen in Nordamerika, England und der Schweiz, worauf er zur Beantwortung dreier Fragen überging: Rentiert sich für Frankreich die Gründung eines Arbeitsamtes? Welches wird die Natur der ihm zukommenden Arbeiten sein? Wie seine Organisation und Funktion? Der Mangel an statistischem Material giebt die Antwort auf die erste, das Vorbild Amerikas auf die zweite Frage: das Arbeitsamt hat die Aufgabe, alle auf die Arbeit bezüglichen Dokumente und Informationen in ihrer Beziehung zum Kapital, Stundenzahl, Lohn, Geschlecht und Alter zu sammeln und nutzbar zu machen. Die 3. Frage endlich beantwortet der Berichterstatter dahin, daß er einmal zur Unterhaltung von steten Beziehungen mit den einzelnen Ressortministerien, Landes- und Lokalbehörden, Korporationen, Handelskammern u. s. w. rät, sodann aber die Schaffung dauernder und zeitweiliger Beamtenstellen befürwortet. Dem Antrag entsprechend brachten die Minister des Handels und der Finanzen in der Sitzung vom 13. Juni 1891 eine Vorlage ein, die zum Gesetz erhoben wurde. Die geplante Statistik der Arbeit soll, so sagen die Motive, alles umfassen, was Bezug hat auf den Stand und die Entwickelung der Produktion, die Organisation und den Lohn der Arbeit, ihre Beziehungen zum Kapital, auf die wirtschaftliche, moralische und soziale Lage der Arbeiter, die Arbeitsverhältnisse Frankreichs in ihrer Vergleichung mit jenen des Auslandes. Auf diese Weise wird das Arbeitsamt soweit als möglich festzustellen haben die Ursachen des schnelleren und langsameren Fortschreitens der Produktion in den verschiedenen Gewerbezweigen, die Wirkungen der Vereinigung und der Zerstreuung des Kapitals, die Erfolge der Unternehmer- und Arbeitsverbindungen, die Gründe und Folgen der wirtschaftlichen Krisen und des Widerstreites zwischen Unternehmern und Angestellten, die Verschiedenheit in Arbeits-Angebot und -Nachfrage, die wirkliche Bewegung der Löhne durch

Vergleichung mit den Kosten des Arbeiterlebens, die Entwickelung des Sparkassenkredits, der Konsum- und Produktivgenossenschaften u. s. w.; kurz, es soll alles Material vereinen, welches für zweckmäßige Vorbereitung der Reformen unbedingt erforderlich ist und gewissermaßen ein Observatorium der Verhältnisse der Arbeit bilden. Der Gesetzentwurf betr. die Errichtung eines Arbeitsamtes wurde von der Kammer der Abgeordneten ohne Diskussion einstimmig angenommen; ob allerdings die dem Amte laut Verordnung vom 19. August 1891 gegebene Verfassung diesem gestatten wird, alle Ergebnisse zu erzielen, die man von ihm erwarten darf, wird die Zukunft lehren.

Dem Wortlaut des Gesetzes seien folgende Daten entlehnt.

Art. 1. Es wird im Ministerium des Handels, der Gewerbe und der Kolonieen ein Arbeitsamt errichtet, welches die Aufgabe hat, sämtliche auf die Arbeitsstatistik bezügliche Daten zu sammeln, zu ordnen und zu veröffentlichen.

Art. 3. Dem Ministerium des Handels, der Gewerbe und der Kolonieen wird für das Rechnungsjahr 1891 die Summe von Fr. 48000 überlassen zur Deckung der Kosten der Errichtung und der Ausgaben des Arbeitsamtes im letzten Vierteljahr laufenden Jahres.

Dem Ausführungsgesetz vom 19. August 1891 sei Folgendes entnommen:

Art. 1. Das Arbeitsamt hat die Aufgabe, sämtliche Ausweise über die Arbeit, insbesondere über den Stand und die Entwickelung der Produktion, die Organisation, die Löhnung der Arbeit, ihr Verhältnis zum Kapital, die Lage der Arbeiter, den Zustand der Arbeit in Frankreich verglichen mit dem Ausland innerhalb der durch die gegenwärtige Ordnung bestimmten Grenzen und Bedingungen zu sammeln, zu ordnen und zu veröffentlichen und alle in dieses Gebiet einschlagenden Arbeiten, welche der Minister für Handel, Gewerbe und Kolonieen von ihm verlangen sollte, zu bewirken.

Art. 2. Das Arbeitsamt bildet im Ministerium für Handel, Gewerbe und die Kolonieen eine besondere Behörde, welche direkt unter dem Minister steht. Es wird eingeteilt in die Zentralstelle und den Außendienst.

Art. 7. Die Zentralstelle sammelt, sowohl durch schriftlichen Verkehr mit Zweigen der Staatsregierung, mit Beamten, mit Körperschaften oder Privatpersonen, als durch Ermittelungen in französischen und ausländischen Veröffentlichungen die für die Arbeiten des Amtes verwertbaren Auskünfte. Sie stellt diese mit jenen zusammen, welche ihr von dem Außendienst geliefert werden und benutzt dies alles zur Abfassung der für die Öffentlichkeit oder für den Minister bestimmten Schriftstücke.

Art. 9. Die von dem Arbeitsamt gesammelten und bearbeiteten Ermittelungen dienen einer unter dem Titel Bulletin de l'office du travail erscheinenden periodischen Veröffentlichung als Stoff. Auch können sie besondere Veröffentlichungen über bestimmte Fragen veranlassen.

Der Bestand und die Besoldung des Personals des Arbeitsamtes sind folgendermaßen festgesetzt:

1 Dirigent mit einer Besoldung von 12000—18000 Fr.

Personal der Zentralstelle:		
2 Abteilungsvorstände	6000—9000	Fr.
2 Vorstände der Unterabteilungen	3500—5500	„
1 Aktuar	4000—7000	„
2 Redakteure	2000—4000	„
1 Archivar	2200—4000	„
3 Expedienten	1800—3600	„
3 Bureaudiener	1200—1600	„
Personal des Außendienstes:		
3 dauernd angestellte Delegierte	4000—7000	„

V.

v. Schönberg war der Erste in Deutschland, welcher das Wort „Arbeitsämter" in die Diskussion einführte. Was dieser hervorragende Sozialpolitiker erstrebte, ging indessen nach ganz anderer Richtung als spätere Projekte. In seiner Broschüre befürwortet er keine Organisation der Arbeiter, sondern eine Institution besonderer ständiger Reichsbeamter, etwa nach Art der später eingeführten Fabrikinspektoren bezw. Gewerberäte. Nur sollte ihre Kompetenz eine etwas weiterreichende sein; auch wurden die Amt-

männer als Vorsitzende der überall obligatorisch einzuführenden gewerblichen Schiedsgerichte nach dem Muster der Mundellaschen Arbeitskammern in England gedacht. Auch bei Gelegenheit der Eisenacher Verhandlungen sprach sich Schönberg in gedachter Weise aus. Ihm ist die Lösung der sozialen Frage die richtige Anwendung der zweckentsprechenden Mittel auf die konkreten Verhältnisse. Die Erfüllung dieser Aufgabe, welche ebenso der Staatsidee wie der Staatsklugheit entspricht, erfordert besondere und ständige Reichsorgane, die Einrichtung besonderer, ständiger Reichsämter. Wir müssen, so führt er aus, vom Reiche kategorisch fordern, daß es erfülle, was die Staatsverwaltungen bisher noch nicht gethan haben, daß es dem deutschen Volke endlich sage, welches die Lage seiner Lohnarbeiter ist. Die allgemeinen statistischen Bureaus mit ihren Sitzen an den Zentralpunkten der Staatsverwaltungen reichen schon ihrer Organisation nach zu diesem Zwecke nicht aus. Das Reich muß zu diesem Zwecke in bestimmte Bezirke geteilt und in jedem ein besonderes Amt als Organ des Reiches in der sozialen Frage eingerichtet werden. Ein Arbeitsamt nicht in dem Sinne, daß es den Arbeitern Arbeit verschaffe, sondern ein Amt zur Erfüllung der Pflichten, die dem Reich als solchem der Arbeit gegenüber, der Lohnarbeit wie der Unternehmerarbeit gegenüber, obliegen. Nimmt man den Bezirk mit dem Arbeitsamt für eine Bevölkerung von ca. 250000 Seelen und den Oberbezirk mit einem Oberamt als 8 Bezirke umfassend, so würde man bei der (damaligen) Gesamtbevölkerung von ca. 40 Millionen Seelen 160 Arbeitsämter und 20 Oberämter, außerdem das Centralamt als Abteilung des Reichskanzleramtes zu organisieren haben. Die Funktionen des Arbeiteramtes, dessen Personal aus 1 Dirigenten (Amtmann), 2 Sekretären und den nötigen Schreibern bestehen müßte, würden folgende sein:

1. Die genaue Feststellung aller auf die materielle und soziale Lage der Lohnarbeiter des Bezirkes bezüglichen Verhältnisse.

2. Das Arbeitsamt muß alle Veränderungen dieser Verhältnisse im Laufe der Zeit beobachten, aufzeichnen und die Ursachen der Veränderungen aufklären.

3. Ergebnis sicheren Materials.

4. Statistik der Konsumtion der arbeitenden Klassen, Statistik der Produktions- und Absatzverhältnisse der einzelnen Unternehmungen.

5. Anregung der Selbst- und der Gesellschaftshilfe.

6. Überwachung der Ausführung der Arbeiterschutzgesetze.

Die Staatshilfe in der Form von Arbeitsämtern ist nach Schönberg für heute zugleich die absolute Sistierung jeder erheblichen Gesetzgebung und eingreifenden Verwaltung auf dem Gebiet der sozialen Frage. Denkt man über den Vorschlag tiefer nach, so erscheinen die Arbeitsämter nur als die zweckmäßige Anwendung englischer Verhältnisse und Erfahrungen auf die eigentümlichen Verhältnisse Deutschlands.

Für die Staatskunst der Gegenwart und der nächsten Zukunft wird es im Bereiche der Sozialpolitik wenige so wichtige, in ihrer möglichen Wirkung so entscheidende Bestrebungen geben, wie es die geplant gewesene repräsentative und exekutive Demokratisierung der Organe des Arbeiterschutzes ist in der Gestaltung des Antrages der sozialdemokratischen Fraktion 1885 und 1890 (Auer und Genossen). Der Antrag enthielt etwas sehr Richtiges: den Wink zu besserer Schutzorganisation, und er enthielt etwas sehr Wichtiges: den groß angelegten Plan zur Hinüberbugsierung der kapitalistischen in die sozialistische Gesellschaftsordnung. Der betreffende Teil des ganzen Gesetzentwurfes sollte den Titel IV der Gewerbeordnung ersetzen und führte die Überschrift „Reichsarbeitsamt, Arbeitsämter, Arbeitskammern und Schiedsgerichte“ — ins Leben getreten ist er nie.

VI.

Ein Vierteljahrhundert ist verflossen seit dem ersten parlamentarischen Versuch zur Organisation einer systematischen Erforschung der sozialen Zustände Deutschlands. Im Jahre 1868 war im Reichstag des norddeutschen Bundes von sozialdemokratischer Seite ein Antrag auf Schaffung von parlamentarischen Untersuchungskommissionen eingebracht worden, welche vornehmlich nach den in England bestehenden Mustern die Lage der arbeitenden Klassen untersuchen und der sozialen Reform als Weg-

weiser vorangehen sollten. Hatte der Antrag damals auch im Prinzip fast aller Parteien Billigung gefunden, so gelangte er trotzdem nicht zur Annahme, weil man mit Rücksicht auf den kurzen Bestand des norddeutschen Bundes eine Aenderung derselben im Interesse ihrer Konsolidierung für verfrüht hielt. Als dann die beiden sozialdemokratischen Anträge von 1885 und 1890 ihr frühes Grab im Aktenschoße gefunden hatten, folgten ziemlich gleichzeitig seitens der sozialdemokratischen Fraktion und des Abgeordneten Siegle zwei in der Tendenz verwandte Anträge auf einander. Die erstere brachte am 18. Mai 1890 den Entwurf eines Gesetzes betr. die Einsetzung von Reichstagskommissionen zur Untersuchung von Thatsachen ein, der letztere am 21. Mai einen Antrag betr. Aufnahmen über die Lage der arbeitenden Klasse.

1. Antrag der sozialdemokratischen Fraktion zur Schaffung eines Gesetzes betr. parlamentarische Enqueten:

„Der Reichstag hat das Recht, behufs seiner Information Kommissionen zur Untersuchung von Thatsachen zu ernennen. Diese Kommissionen sind berechtigt Zeugen und Sachverständige — auch eidlich — zu vernehmen und überhaupt alle diejenigen Erhebungen zu veranstalten, die sie zur Klarstellung der Thatsachen für nötig erachten. Die Behörden sind gehalten, diesen Kommissionen bei Ausübung ihrer Amtspflicht innerhalb der Grenzen ihrer Aufgaben die geforderte Unterstützung zu gewähren. Die Mitglieder dieser Kommission erhalten für ihre Zeitversäumnisse und Auslagen Entschädigung, deren Höhe reichsgesetzlich festgestellt wird."

2. Antrag Siegle:

„Der Reichstag wolle beschließen, den Reichskanzler zu ersuchen, statistische Aufnahmen über die Lage der arbeitenden Klassen, insbesondere über Arbeitszeit, die Lehrverhältnisse, Kosten der Lebenshaltung der Arbeiter in den verschiedenen Berufszweigen vornehmen zu lassen."

Der sozialdemokratische Gesetzentwurf gelangte nicht zur Verabschiedung: er kam in der Reichstagssitzung vom 9. Dezember 1891 zur ersten Lesung und fand in der Diskussion auf allen Seiten — mit Ausnahme der Regierung, die sich passiv verhielt — beifällige

Aufnahme und in der Abstimmung die Majorität; allein der Schluß des Reichstages verhinderte die weiteren Lesungen. Dagegen erfolgte die Annahme des Antrages Siegle in der Reichstagssitzung vom 20. Januar 1892, seine Ausführung in der Errichtung einer Kommission für Arbeiterstatistik, welche vom Bundesrat geschaffen wurde und in welcher wir nun das Ergebnis all der Anstrengungen zu erblicken haben, welche die politischen Parteien, der Reichstag und insbesondere die arbeitende Klasse seit Jahr und Tag im Verein und in unablässigem Bemühen um die Erlangung einer Sozialstatistik aufgewendet haben. In dem am 24. März an den Reichstag gelangten Regulativ für die Errichtung einer Kommission für Arbeiterstatistik wird die Aufgabe der letzteren dahin bestimmt, daß die Kommission auf die Anordnung des Bundesrats oder des Reichskanzlers die Vornahme statistischer Erhebungen, ihre Durchführung und Verarbeitung, sowie ihre Ergebnisse zu begutachten habe und andrerseits dem Reichskanzler Vorschläge für die Vornahme oder Durchführung solcher Erhebungen machen könne. Es handelt sich hierbei um Erhebungen, welche bei der Vorbereitung und Ausführung der die Verhältnisse der gewerblichen Arbeiter (Titel VII der G.=O.) betreffenden Gesetzgebung erforderlich werden. Die Kommission besteht aus 13 Mitgliedern, von diesen werden 2 (der Vorsitzende und ein zum Mitglied designierter Beamter des Kaiserlich Statistischen Amtes) vom Reichskanzler, 5 vom Bundesrat und 6 vom Reichstag gewählt. Die Kommission tritt zusammen, wenn der Reichskanzler die Einberufung anordnet oder die Genehmigung dazu erteilt. Die Kommission ist befugt, Unternehmer und Arbeiter in gleicher Zahl mit beratender Stimme zu ihren Sitzungen zuzuziehen und kann auch Auskunftspersonen vernehmen. Zur Zuziehung von Unternehmern und Arbeitern ist sie verpflichtet, wenn der Bundesrat oder der Reichskanzler dies anordnen. Die Einberufung der zu den Sitzungen einzuladenden Unternehmer, Arbeiter und Auskunftspersonen ist dem Vorsitzenden vorbehalten.

Die erste Wahl zu der Kommission wurde am 31. März 1892 vorgenommen; es wurden damals gewählt die Abgeordneten Biehl (Zentrum), Dr. Hartmann (konservativ), Dr. Hirsch (frei-

sinnig), Hitze (Zentrum), Schippel (Sozialist) und Siegle (nat-lib.) An Stelle des aus der Kommission ausgeschiedenen Abg. Schippel wurde am 13. Dezember 1892 der Abg. Molkenbuhr (Sozialist) gewählt; die Neuwahl für diese Legislaturperiode ist angeordnet. Die übrigen Mitglieder waren Dr. v. Rottenburg, Unterstaatssekretär Lohmann, der bayrische Oberregierungsrat Rasp, der sächsische Regierungsrat v. Morgenstern, der württembergische Oberregierungsrat v. Schicker, der badische Oberregierungsrat Woerishoffer, der preußische Geheimrat v. Scheel. Die Kommission hat mit schriftlichen Erhebungen nach der Stichprobenmethode begonnen; es liegen von ihr vor:

1. Erhebung über die Arbeitszeit in Bäckereien und Konditoreien. Sept. 1892.

2. Erhebung über Arbeitszeit, Kündigungsfristen und Lehrlingsverhältnisse im Handelsgewerbe. Sept.-Okt. 1892.

3. Erhebung über die Handlungsgehilfen Juni-Juli 1893.

Der der Kommission ausgesetzte Etat beziffert sich auf Mk. 39000.—; sie setzt sich z. Zt. aus folgenden Mitgliedern zusammen:

Vorsitzende: Unterstaatssekretär Lohmann; Direktor v. Woedtke. Mitglieder: Geheimer Oberregierungsrat Dr. v. Scheel; bayrischer Ministerialdirektor Ritter v. Herrmann; sächsischer Oberregierungsrat v. Morgenstern; württembergischer Regierungsdirektor v. Schicker; badischer Oberregierungsrat Dr. Woerishoffer; hessischer Kreisrat Dr. Freiherr v. Gemmingen-Hornberg; Professor Dr. Hitze; Schneidermeister Jacobskötter; Apellationsgerichts-Rat Letoche; sächsischer Geheimer Bergrat Merbach; Zigarrenarbeiter Molkenbuhr-Ottensen; Fabrikbesitzer Schmidt; württembergischer Geheimer Kommerzienrat Siegle.

* * *

Ungelöst noch zur lebensvollen Klarheit steht das Problem da, dessen Geschichte wir auf diesen Blättern kurz verfolgten. Vor allem andern, das Resultat können wir festhalten, handelt es sich heute darum, die betreffenden wichtigen Volksschichten zur Selbsterkenntnis und Selbstverwaltung ihrer Sache zu erziehen. Andern-

falls bleiben alle diese Versuche vergebens, wenn sie nicht gar gegen die Absicht ihrer Urheber umschlagen.

Eine Erziehung aber in solcher Richtung erfordert neben anderen integrierenden Momenten auch Zeit und kann nicht von heute auf morgen erzielt werden, so wichtig und dringend die Aufgabe an sich auch sein mag. Und das ist sie! Der gemeinverständliche Unterricht der Massen in den Elementen der politischen und der ökonomischen Wissenschaften ist die wichtigste erziehliche Aufgabe der Gegenwart. Das Arbeitsamt soll die Erreichung dieses großen Zieles durch zuverlässige Untersuchung aller jener Verhältnisse, deren thatsächlichen Zustand zu kennen von Wichtigkeit ist, durch Ergründung der Ursachen, aus denen die bestehenden traurigen Verhältnisse hervorgehen, und durch die rückhaltlose Darstellung der Resultate ihrer Forschung fordern und fördern. Der Versuch, derartige Arbeiten niedrigen Zwecken dienlich zu machen, ist ein Verbrechen, welches allerdings durch das positive Gesetz nicht leicht bestraft werden kann, wohl aber durch ein ungeschriebenes, welches den Übelthäter mit einem Urteil trifft, welches mehr vernichtet denn ein richterliches: mit dem Wahrspruch der öffentlichen Meinung, welcher über denjenigen ergeht, der die Sache der Menschheit schändet.

Doch keineswegs ist dieser Erziehungsversuch bis zur Stunde ganz vergeblich gewesen, wenn er auch nur ein Baustein, nicht das fertige Gebäude ist. Das überzeugende Bewußtsein von der Notwendigkeit ist entschieden vorhanden; ob das Problem jemals in annähernd befriedigender Weise gelöst werden wird, ist und bleibt eine offene Frage. Aber jedenfalls buchstabieren wir noch zur Zeit das ABC der sozialen und wirtschaftlichen Faktoren, auf deren langsam reformatorische Umgestaltung es hierbei ankommt. Das Maß jeder Kultur mißt sich daran, über welche Dissonanzen sie Herr wird. Dazu wird eine maßvolle Reform der Sozialgesetzgebung nötig sein, und daß wir sie bekommen, daß wir sie in vollendeterer Weise bekommen als jedes andere Volk, dafür ist mir zweierlei Bürge, der deutsche Idealismus und der festgefügte Staatsbau der Hohenzollern, wie er in der Hauptsache auf das Reich übergegangen ist. Mancher wird vielleicht den

aufgestellten Mahnungen mit der Forderung begegnen, man dürfe nicht zu viel auf einmal wollen, wenn man mehr als wollen will. Insbesondere wird man sich auch skeptisch gegenüber der großen Zahl von Organisationen verhalten, die neu ins Leben treten sollen. Indessen nicht nur im Reiche der Natur, sondern auch im sozialen Leben gilt das Gesetz der Überproduktion der Keime. Unserer Zeit ist die schwere Mission zugefallen, eine neue wirtschaftliche und soziale Organisation zu schaffen. Sie wird sich dieser Aufgabe kaum anders entledigen können, als daß dort, wo besondere Bedürfnisse vorliegen, auch besondere Organisationen zu deren Befriedigung ins Leben zu rufen sind. Ob diese sich alle lebensfähig und zur Lösung der ihnen zugedachten Aufgaben geeignet erweisen werden, muß vorerst dahingestellt bleiben. Geschaffen aber müssen sie werden, sonst können sie nicht den Kampf ums Dasein kämpfen, der alle ihre Lebenskraft entwickeln wird. Je früher und umfassender dieser Aufgabe genügt wird, desto eher darf man hoffen, noch die Zeit des ‚survival of the fittest‘ zu erleben und so einen Blick ins Reich der Zukunft zu gewinnen. Wenn aber gerade jetzt die Aufgaben unverhältnismäßig angeschwollen sind, so ist die Ursache doch nur in den großen Versäumnissen zu suchen, die auf dem Gebiete der Arbeiterschutzgesetzgebung in den letzten Jahrzehnten begangen worden sind. Verspätungen aber können nur durch entsprechende Beschleunigungen ausgeglichen werden. Daß aber unsere Verspätungen eingeholt werden sollen, dafür besitzen wir zum Glück mehr als eine wertvolle Bürgschaft. Auch finanzielle Bedenken dürfen hier nicht hindernd in den Weg treten. Ein Volk, das stets bereit ist, zum Schutz gegen äußere Feinde jedes Opfer zu ertragen, wird nicht zögern wollen, wenn es endlich gilt, gegen den noch viel gefährlicheren Feind im Innern, gegen das Elend breiter Massen von Volksgenossen und die daraus hervorragende Unzufriedenheit den Kampf mutig aufzunehmen. Wird in diesem Kampfe dieselbe Energie und Opferwilligkeit entfaltet, welche der Ausbildung der deutschen Streitkräfte zugewendet zu werden pflegt, dann wird auch hier Deutschlands Fahnen der Sieg begleiten, als dessen Preis uns die Annäherung an das ideale Ziel der menschheitlichen Entwickelung winkt. Nicht im Wege

der Revolution soll die soziale Frage, dem einen eine Furiengestalt, dem andern die Panazee, gelöst werden, sondern im Wege friedlicher Reform, sachlich gemeinsamen Handelns. Der ist ein besserer Freund von Kaiser und Reich, der versucht, schrittweise im Wege der Reform das Gemeininteresse zu fördern, als der, welcher die ganze Sache so hinstellt, daß zuletzt nur die rohe Gewalt und die Brandfackel des Bürgerkrieges über Sein und Nichtsein entscheidet. Gerade für des Lebens Hochwogen, im Vollgetriebe seiner Elemente gelten die Dichterworte:

„Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß."

4.

Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft. (K.)

Dieser Abteilung wurde in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis zum 31. Dezember 1897 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen

ohne Wahlrecht:

Herr Dr. J. Cahn, hier.

Die im Oktober vorgenommene Vorstandswahl ergab als I. Vorsitzenden Herrn Prof. Dr. Valentin, als II. Vorsitzenden Herrn O. Donner-von Richter und als Schriftführer Herrn M. Sondheim.

In dieser Abteilung sprachen am

25. Oktober Herr M. Sondheim über „William Morris."

13. Dezember Herr Professor Dr. Valentin über „Die Medicäergräber, das jüngste Gericht und die Pieta des Michelangelo.

20. Dezember Herr O. Donner-von Richter über „Deckengemälde in Frankfurt a. M."

* * *

**

Die eingesandten Berichte lauten:

William Morris und der moderne Stil von Moriz Sondheim.

Im Aprilhefte der Zeitschrift für Bücherfreunde habe ich zu schildern gesucht, was William Morris auf dem Gebiete des Buchgewerbes geschaffen hat; hier sei in wenigen Zügen die Stellung angedeutet, welche diesem vielseitigen Manne in der Geschichte des gesamten Kunstgewerbes gebührt.

Die technischen Künste haben in unserem Jahrhundert mit Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, welche frühere Perioden nicht kannten. Im Mittelalter hatten sie sich in Zünften entwickelt, welche Erfahrungen alter Künstlerfamilien aufspeicherten und Handgriffe und Geheimnisse von Geschlecht auf Geschlecht vererbten, so daß sich ein volkstümlicher Stil und eine ehrliche, gediegene Technik ausbilden konnten. Die italienische Renaissance, welche über die Alpen herüberflutete, durchbrach zwar die Stiltraditionen, aber sie änderte nicht die Technik, und die neue Ideen- und Formenwelt, die sie brachte, wurde den Kunstanschauungen eines jeden Volkes gemäß verarbeitet und umgestaltet. Im Laufe der Zeit verwilderte dieser Renaissancestil, er wurde schwerer, überladen; aus ihm entstand unter Ludwig XIV., als „des Franzmanns Moda" Europa zu beherrschen begann, jener hochtrabende Stil, welcher den Namen dieses Königs führt. Unter Ludwig XV. wurde alles zierlich, geschmeidig, kraftlos, und zum ersten Male machte die Dekorationskunst Ostasiens ihren Einfluß fühlbar. Der Stil Louis XVI. entstand aus dem Stile Louis XV., wenn er auch seine Motive meistens der antiken Welt entnahm, welche durch die Ausgrabung Herkulanums ihre Auferstehung gefeiert hatte; diese antiken Motive wurden von der für das alte Römertum schwärmenden Revolutionszeit beibehalten, aber in's Derbe und Massive übertragen, und unter dem ersten Kaiserreiche wurden sie zu jenem kalten, geistlosen Stile verarbeitet, den wir Empire nennen. Bis hierher hatte sich ein Stil aus dem andern entwickelt, der Sinnesart und den Bedürfnissen der auf einander folgenden Generationen sich anpassend; hier bricht der Faden ab. Die alten Zünfte hat die Revolution weggefegt, Tradition und Technik gehen verloren; die weit sich ausbreitende

Bildung hebt große Volksmassen empor, aber mit dem rasch angeeigneten Wissen hält der langsam sich entwickelnde Geschmack nicht Schritt. Der Stil geht unter und die Mode herrscht allein, und unter ihrem Einflusse kämpfen mit wechselndem Glücke das ganze neunzehnte Jahrhundert hindurch zwei Richtungen mit einander: Nachahmung vergangener Stile und ausländischer Moden, und stilloser Naturalismus.

Von bedeutendem Einflusse waren hierbei die Litteraturströmungen, und im Anfange des Jahrhunderts, zur Zeit der Romantik, wurde die Kunst überall mittelalterlich, gotisch. Bei uns wurden jene „altdeutschen Zimmer" eingerichtet, welche Goethe Eckermann gegenüber so streng verurteilt; in Frankreich „entdeckte" Victor Hugo Notre Dame von Paris, und man machte Alles im genre gothique; in England lebte man mehr noch als auf dem Festlande im Banne des Mittelalters, welches Walter Scott heraufbeschworen hatte. Es war eine kindliche, für uns lächerliche Gotik, die, ohne Studium, ohne Verständnis für die organische Bildung und den inneren Gehalt dieses Stiles, seine Äußerlichkeiten mit ungeübtem Auge nachahmte. Bei uns faßte sie nicht festen Fuß, in England dagegen, wo die ersten Anfänge des neugotischen Stiles tief in das achtzehnte Jahrhundert zurückreichen, entwickelte sie sich zu einer mächtigen nationalen Bewegung, the Gothic Revival. Der Engländer A. W. Pugin (1812—52) stellte zuerst die Behandlung der mittelalterlichen Stile auf archäologisch fest fundierte Basis. „Das Dilettantenhafte, das bis dahin der Bewegung noch anklebte, wurde durch ihn seit Beginn der vierziger Jahre abgeworfen. Er ist es, welcher die Ornamentik des Stiles in jene Wege lenkte, die noch heute für das englische Kunstgewerbe charakteristisch sind." [1])

In jener Zeit wuchs William Morris auf. Er war im Jahre 1834 in Walthamstow als der Sohn eines reichen Kaufmannes geboren; von Kunst war in seinem väterlichen Hause wenig zu sehen, aber eine Bibliothek war vorhanden, und mit sieben Jahren verschlang der Knabe schon die Werke Walter Scotts. In seinem

[1]) Dohme, das englische Haus. Braunschw. 1886.

achtzehnten Jahre kam er als Student der Theologie nach dem alten Oxford, das mit seinen gotischen Gebäuden auf den Jüngling denselben Eindruck machte, den Scotts Romane auf das Kind ausgeübt hatten. Einen gleichgesinnten Freund fand er in Burne-Jones, der an demselben Tage wie er immatrikuliert wurde und sich mit ihm in das Studium der mittelalterlichen Litteratur stürzte.

Damals hatte sich in der englischen Malerwelt jene kleine Schule gebildet, welche den Namen der Präraphaeliten angenommen. Sie war aus der Begeisterung für die primitiven Italiener entstanden und legte ihren Schwerpunkt darauf, die konventionelle Nachahmung Raffaels und aller Klassiker aufzugeben, die Effekte der Technik zu vermeiden und eine ursprüngliche, wahre, einfache Kunst zu schaffen. Dante Gabriel Rossetti war der bedeutendste Künstler dieser Schule. Werke von ihm, welche die beiden Freunde in Oxford sahen, machten auf sie einen tiefen Eindruck und wurden die Veranlassung, daß Burne-Jones sein Studium abbrach und Maler wurde, und daß auch Morris, von dem Drange nach künstlerischem Schaffen getrieben, der Theologie entsagte. Aber der Vielbegabte brauchte lange Zeit, bis er entdeckte, wozu ihn die Natur geschaffen hatte; er malte bei Rossetti, arbeitete bei dem Architekten G. E. Street, dem Erbauer des mächtigen gotischen Justizpalastes in Fleetstreet in London, veröffentlichte einen Band Gedichte, beteiligte sich an der Herausgabe einer Monatsschrift, bis er schließlich, wie durch Zufall, das eigentliche Feld seiner Thätigkeit, das Kunstgewerbe, offen vor sich sah. Wie dies kam, hat Rossetti in launiger Weise erzählt. „Eines Abends", sagt er, „saßen wir Freunde zusammen und unterhielten uns über die Art, wie in alten Zeiten die Künstler allerhand Dinge verfertigten, wie sie Ornamente zeichneten und Möbel entwarfen, und einer von uns schlug vor — es war mehr Scherz als Ernst — jeder von uns solle fünf Pfund hergeben, um eine Assoziation zu bilden. Fünfpfundnoten waren damals bei uns seltene Gewächse, und ich möchte nicht darauf schwören, daß der Tisch sofort von Fünfpfundnoten starrte; wie dem auch sei, die Gesellschaft wurde gegründet, aber es wurde natürlich kein Vertrag oder dergleichen gemacht. Morris wurde zum Leiter erwählt, nicht etwa weil wir uns auch nur im Traume

vorstellten, er würde ein Geschäftsmann werden, sondern weil er der einzige unter uns war, der Zeit und Geld übrig hatte."

So entstand die Firma Morris & Co.; ihre Teilhaber waren außer William Morris die Maler Rossetti, Burne-Jones, Madox Brown, Arthur Hughes, der Architekt Ph. Webb und einige andere. In einem Zirkular zeigte sie an, eine Gesellschaft von Künstlern habe sich gebildet, um kunstgewerbliche Arbeiten billig auszuführen und Zeichnungen für jede Art von gewerblichen Erzeugnissen zu entwerfen.

Dies geschah im Jahre 1861. Kurz vorher hatte in Deutschland Gottfried Semper geschrieben: „Von Zeit zu Zeit war es der Fall, daß solche, die sich zur hohen Kunst bekennen, Maler, Architekten und Bildhauer von Namen, berufen wurden, sich bei der Kunstindustrie zu betheiligen. Allein diesem Einflusse von der Höhe der akademischen Kunst herab fehlt nicht selten der praktische Boden, denn der geschickte Zeichner und Modelleur ist weder Erzarbeiter, noch Töpfer, noch Teppichwirker, noch Goldschmied, wie dies öfter der Fall war, ehe die Akademien die Künste isolirten. So werden denn oft die nach den Angaben dieser Männer ausgeführten Erzeugnisse, weil die Leistung hinter der Intention zurückbleibt und dem Stoffe Gewalt geschieht, damit des Künstlers Absicht, die ihm Unausführbares zumuthet, halbweg erfüllt werde, ihrem anspruchsvollen Auftreten nicht entsprechen, wenig zu der Hebung der industriellen Künste beitragen."[1]) Daß das Unternehmen jener englischen Künstler an dieser Klippe nicht scheiterte, war das Werk von William Morris. Vom ersten Tage an wurde er die Seele des Geschäftes, das er von 1874 an ganz allein weiterführte und zu einer solchen Höhe brachte, daß es tonangebend wurde und eine vollständige Umwälzung des englischen Kunstgewerbes herbeiführte. Was ihm zu diesem Siege verhalf, war, daß er, der Künstler, zum Handwerker wurde. Mit Stolz nannte er sich einen handicraft's man und arbeitete unermüdlich im Laboratorium und in der Werkstatt. Vergessene Künste entdeckte er von neuem: das Emaillieren von Kacheln, das Weben und Färben der Stoffe, die Teppichfabrikation und die Stickkunst wurden durch ihn neu belebt; die Glasmalerei,

[1]) Semper, Der Stil in den techn. Künsten. 1860. I. S. XIII.

die in England ganz untergegangen war, so daß die Kirchen ihre Fenster aus München bezogen, erlebte durch ihn ihre Wiedergeburt, und in den letzten Jahren seines Lebens widmete er den besten Teil seiner Kraft dem Buchgewerbe. Auf allen diesen Gebieten erstrebte er vor allem Beherrschung des Rohmaterials und vollständiges Ausnützen der Vorteile, welche dieses Rohmaterial dem Künstler bietet, so daß mit den einfachsten Mitteln der größte Effekt erzielt werde. Bei der Gestaltung eines Gegenstandes blieb ihm stets dessen Zweck grundlegend; war die Form gefunden, bequem und doch architektonisch richtig gebaut, so wuchs das Ornament wie von selbst aus ihr heraus. Und während seine Vorgänger die Werke der Gotik schematisch nachgeahmt und mit archäologischer Peinlichkeit nachgebildet hatten, drang er mit künstlerischem Verständnis in das Wesen der mittelalterlichen Kunst ein, lauschte ihr ihre Geheimnisse ab, schulte an ihr seine unerschöpfliche Phantasie und bildete mit ihrer Hilfe einen stark ausgeprägten individuellen Stil aus.

So entstand durch William Morris auf dem Boden der Gotik aus der präraphaelitischen Schule heraus jene Richtung, welche man die „ästhetische" genannt hat, eine Richtung, über deren Auswüchse viel gespottet worden ist, die aber durch ihren feinfühligen Kunstsinn und ihre vornehme Einfachheit dem englischen Kunstgewerbe zu der leitenden Stellung verholfen hat, die es jetzt in Europa einnimmt.

Man hätte hieraus folgern sollen, daß William Morris das Haupt einer Schule werden würde, die viele Generationen hindurch seine Grundsätze und Kunstanschauungen praktisch verwenden würde; aber kaum ist ein Jahr vergangen, seitdem er die Augen geschlossen, und seine Theorien und seine Werke scheinen bereits einer abgeschlossenen Vergangenheit anzugehören. Ein neues Geschlecht ist aufgewachsen, welches zwar Morris als den „Erwecker der modernen gewerblichen Bewegung" verehrt, aber den „Archaismus seiner Werke"[1]) verurteilt, und Morris, der Erwecker der modernen Bewegung, scheint zugleich der letzte Vertreter der alten Richtung zu sein.

---

[1]) Dekorative Kunst, München 1897. No. 1, S. 3.

Dies ist so zu erklären: neben der von Morris ausgehenden Bewegung, welche das Studium der Natur und der großen Meister für die Grundlage eines jeden Kunstwerkes hielt, hat sich in England eine Schule gebildet, welche Anregung und Motive nur aus der Natur entnehmen will. Einer ihrer vornehmsten Vertreter ist C. F. A. Voysey. Der Unterschied zwischen Morris und ihm wird am besten durch zwei Zitate klar werden. Morris hatte gesagt: „Eure Lehrer müssen sein Natur und Geschichte. Was erstere betrifft, so ist es so selbstverständlich, daß ihr von ihr lernen müßt, daß ich nicht dabei zu verweilen brauche; und was die zweite anbelangt, so glaube ich nicht, daß irgend jemand, außer den höchsten Geistern, heutzutage ohne eifriges Studium der alten Kunst irgend etwas vollbringen kann. Wenn ihr glaubt, dies widerspreche dem, was ich euch über den Tod dieser alten Kunst gesagt, und der Notwendigkeit, die ich daraus folgerte, eine Kunst zu schaffen, welche für unsere Zeit charakteristisch sei, so kann ich nur Folgendes sagen: wenn wir nicht die alten Werke studieren und verstehen lernen, so werden wir durch die schwachen Werke, welche uns umgeben, beeinflußt werden . . . Laßt uns daher die alten Werke mit Verständnis studieren, laßt uns durch sie belehrt, erleuchtet werden, stets den Entschluß festhaltend, sie nicht nachzuahmen oder zu wiederholen, entweder gar keine Kunst zu haben oder eine Kunst, welche wir zu unserem Eigen gemacht haben."[1]) Voysey dagegen sagt: „Es ist nicht nötig, daß die Künstler an Tradition und Vorbilder gebunden seien oder sich mit der Kenntnis der Arbeiten fremder Nationen vollpfropfen. Jeder sollte die ihm von Gott geschenkten Fähigkeiten gebrauchen, und wenn einer Gedanken hat, die wert sind ausgedrückt zu werden, so sind und werden immer genügend Mittel vorhanden sein, sie auszudrücken. Nicht daß wir unsere Augen ganz dem Wirken der Menschen verschließen sollen, aber um Anregung und Führung sollten wir direkt die Natur angehen, dann sind wir sofort erlöst von den Fesseln des Stils und der Kunstepochen und können in der Gegenwart leben und arbeiten, mit Gesetzen, welche immer Neues ermöglichen."[2])

[1]) W. Morris, The decorative arts. 1878. S. 18.

[2]) An interview with Mr. Voysey. Studio 1893. I 234.

Diese Anschauungen wurden durch das „Studio“ verbreitet, eine englische Monatsschrift, die im Jahre 1893 gegründet wurde, auch in Deutschland von Künstlern und Kunsthandwerkern eifrig studiert wird und einen unberechenbaren Einfluß auf unser Kunstgewerbe gewonnen hat. Dazu kommt die Einwirkung der japanischen Kunst und vor allem das Beispiel Amerikas, das keine Traditionen besitzt und einen eigenen, seinen Bedürfnissen angepaßten Stil geschaffen hat. Aus diesen verschiedenen Elementen hat sich in Deutschland jene Richtung gebildet, welche von den einen mit Begeisterung, von den andern ironisch „der moderne Stil“ genannt wird.

„Der neue Stil“, kündigt das jüngste seiner Organe an, „der neue Stil, der seine Ornamente frei aus der Natur schöpft, der seine Konstruktionen dem Bedürfnisse anpaßt, braucht sich nicht ängstlich umzusehen, wie die Griechen in alter Zeit einen Topf bemalten, wie die Italiener des 16. Jahrhunderts ihre Stühle bauten, oder wie die Perser und Inder ihre Wände belegten. Er ist selbst ein historisches Produkt, wie es die Antike war, wie die Gotik oder die Renaissance, aus den Bedingungen des modernen Lebens, aus der Entwicklung der modernen Kunst erwachsen und völlig auf sich selbst gestellt“.[1]) Das klingt sehr stolz, und der „völlig auf sich selbst gestellte Stil“ könnte imponieren, wenn er nicht so sehr an das Goethische Epigramm erinnerte:

Ein Quidam sagt: „Ich bin von keiner Schule!
Kein Meister lebt, mit dem ich buhle;
Auch bin ich weit davon entfernt,
Daß ich von Todten was gelernt.“
Das heißt, wenn ich ihn recht verstand:
„Ich bin ein Narr auf eigne Hand.“

Auch wird der Eindruck solcher Phrasen abgeschwächt, wenn man sieht, daß der neue Stil sich ängstlich umsieht, wie die Japaner ihre Töpfe bemalen, wie die Amerikaner ihre Stühle bauen und wie die Engländer ihre Wände belegen. Aber seien wir gerecht: der moderne Stil ist eine Reaktion gegen den Dekorationsunfug der letzten fünfundzwanzig Jahre, der seine Formel in der albernen Reklamephrase „Schmücke dein Heim“ gefunden hat. Wenn wir

[1]) Kunst und Kunsthandwerk. Wien 1897. Heft 1, S. 15.

durch den neuen Stil den Sinn für schöne Linien und einfache Formen wieder erlangen, wenn er die Veranlassung wird, daß in dem deutschen Hause die vornehme Einfachheit, der gediegene Komfort der Engländer sich einbürgert, so wollen wir ihm gerne seine Überhebung und seine Geschmacklosigkeiten verzeihen. Aber wir dürfen nicht blind sein für die Gefahren, die er birgt, und welche die Wohlthaten dieser gesunden Reaktion leicht überwiegen können. Durch die treue Nachbildung der Werke vergangener Zeiten haben wir eine hochentwickelte Technik wiedererlangt; der moderne Stil, der einem fröhlichen Dilettantismus weit die Thore öffnet, ist auf dem besten Wege diese Technik zu untergraben, und die Sucht, natürlich und doch originell zu sein, führt unsere Künstler direkt zur Unnatur und erzeugt Werke, welche einfach scheinen wollen und maniriert sind.

Unsere jungen Künstler mögen für den modernen Stil schwärmen, ihn für eine unerhörte Neuerung halten und in ihm die erhabenste Kunstformel des Jahrhunderts erblicken; wer den Gang der Geschichte überblickt, weiß, daß er nur eine Episode in dem großen Kampfe ist, den seit hundert Jahren mit wechselndem Glücke Tradition und Naturalismus mit einander kämpfen. Man höre, was vor vierzig Jahren der Franzose Laborde der Jugend seiner Zeit zurief: „Da ich an alle großen Überlieferungen anknüpfe," sagte er damals, „so werde ich alle diejenigen gegen mich haben, welche sie für unnützen Trödel halten; da ich aufrichtig glaube, daß die begabtesten und fortgeschrittensten Völker vom Niedergang bedroht werden, wenn sie nicht entschlossen auf dem Wege des Fortschrittes weiter schreiten, so werde ich gegen jene Jugend zu kämpfen haben, welche glaubt, die jetzige Generation sei für die großen Kunstschöpfungen ausersehen, weil sie es verstanden hat, allen Zwang des Studiums abzuschütteln; aber meine Überzeugung wird nicht erschüttert durch diese hochmütige Geringschätzung, durch dieses blinde Vertrauen. Ich habe überall in der Geschichte der Künste gesehen, daß Renaissancen sich langsam, aus der geschickten Verbindung alter und neuer Elemente durch harte Arbeit, durch tausend Anstrengungen bilden

und ich glaube, daß die Renaissance des neunzehnten Jahrhunderts ebenfalls erstehen wird aus der ernsten und tiefen Vergleichung aller Vorbilder der Kunst und der Natur, durch ehrliche, gewissenhafte, ausdauernde und bescheidene Studien." [1])

Diese Worte schrieb Laborde im Jahre 1856. Wo sind die Werke der damaligen Jugend, welche sich zu den großen Kunstschöpfungen auserkoren glaubte, weil sie die Traditionen verachtete? Sie sind dahin gewandert, wohin die Werke unserer Modernen wandern werden, wenn sie sich von dem Schlachtrufe „Fort mit allem Alten" auf der gefährlichen Bahn fortreißen lassen. Ehrlicher William Morris! Deine „archaistischen Werke" mag die neue Generation zum alten Eisen werfen, die späteren Geschlechter werden sie wieder hervorholen; und die Kunstgesetze, nach welchen du sie ersonnen und ausgeführt, werden noch gelten, lange nachdem der auf sich selbst gestellte moderne Stil in sich selbst zusammengebrochen sein wird.

* * *

Über die Deckengemälde in dem Thurn- und Taxis'schen Palais zu Frankfurt a. M. von O. Donner-v. Richter.

Wir verdanken es einesteils dem Prachtbau des Fürstlich Thurn- und Taxisschen Palais auf der Eschenheimer Gasse, andernteils dem Wunsche unsers Rates, den Kurfürsten und Kaisern bei Wahltagen und Krönungsfeierlichkeiten ihrer Würde entsprechende Räumlichkeiten zu bieten, daß wir in Frankfurt auch Proben jener in Schlössern und Kirchen in dem beginnenden achtzehnten Jahrhundert mit Vorliebe entwickelten reichen und überreichen Deckenmalereien besitzen, in welchen mit Barock- und Rokoko-Architekturformen, mit kühnster Verwendung ihrer perspektivischen Ausgestaltung, mit üppigster Ausnutzung herkömmlicher und neugeschaffener Allegorien, mit gewagtesten und übertriebensten Bewegungen und Verkürzungen der menschlichen Figur Werke geschaffen wurden, welche oft durch die Größe und Gewalt ihrer Konzeption, ebenso oft aber auch durch ihren, mit innerer Hohlheit verbundenen äußeren

[1]) Laborde, De l'union des arts et de l'industrie. Paris 1856. I S. 4

Aufwand berechtigter Weise unser Staunen erregen, zugleich aber auch unser Interesse dnrch die Leistungsfähigkeit ihrer Urheber und durch deren ganz hervorragende Beherrschung aller technischen Mittel mächtig in Anspruch nehmen.

Merkwürdiger Weise sind die ersten Anfänge dieser oft ebenso flüchtigen als schrankenlosen dekorativen Malereien auf einen der ernstesten und gewissenhaftesten Künstler, den die Kunstgeschichte kennt, zurückzuführen, nämlich auf Andrea Mantegna (1431—1506). Sein lebhaftes Interesse an dem Studium der Perspektive veranlaßte ihn, bei seiner Ausschmückung der Camera degli sposi im alten Kastell von Mantua inmitten der Decke eine scheinbare Durchbrechung von ihr in Kreisform, umgeben von einer trommelartigen Brüstung zu malen: diese letztere stellte er perspektivisch verkürzt dar, um die Illusion eines wirklich vorhandenen Aufbaues hervorzubringen, durch den man in den Himmel hinein zu blicken glaubt. Zur Vermehrung der Täuschung malte er scheinbar über und hinter ihr noch Amoretten in entsprechender perspektivischer Verkürzung und einige Mädchenköpfe, welche über die Brüstung neugierig hinab in den Saal lugen. In bescheidener Weise schloß sich Melozzo da Forli um 1472 durch die Darstellung verkürzter Gestalten in seinem Deckengemälde einer Kapelle von Santi Apostoli in Rom diesem Vorgehen Mantegnas an. Corregio jedoch, auf jenen Anfängen fußend, ergriff enthusiastisch diese in die Kunst hineingetragene neue Ausdrucksweise und entwickelte sie bis in die höchsten Übertreibungen hinein in seinen Kuppelmalereien im Dome von Parma, die er in den Jahren 1526—1530 ausführte. Aber weder seine hervorragenden Zeitgenossen oder Nachfolger, weder Raffael und Michelangelo, noch unter ihren Nachfolgern beispielsweise Guido Reni (1575—1642) in seiner Aurora, ließen sich zu einer weiteren Ausbildung jenes Mantegna'schen Versuches bei ihren Deckengemälden verleiten und blieben bei dem ästethisch richtigen Prinzipe, daß auch ein Deckengemälde keinen anderen Anspruch machen sollte als den, *dasselbe zu sein wie ein auf eine senkrechte Wand gemaltes oder ein als Gobelin auf sie aufgespanntes, gewirktes Gemälde.* Guercino (1590—1666) hatte jedoch schon bei seinem Deckenbilde in Villa

Ludovisi die Aurora so dargestellt, als sähe sie der im Saale befindliche Beschauer in perspektivischer Verkürzung über seinem Kopfe durch die Lüfte dahin fahren. Er hatte damit den Versuch gemacht, eine Täuschung, eine Illusion hervorzubringen, welche als solche dem feineren ästethischen Gefühl widerstreben muß, die man sich trotzdem jedoch immer gerne gefallen lassen wird, wenn hervorragende künstlerische Eigenschaften in der Ausführung dabei zu Tage treten.

Das Gewagte, Kühne, Neue in der weiteren Entwickelung einer solchen phantastischen Darstellungsweise verfehlte nicht einen stets wachsenden Reiz auf die Künstler wie auf das Publikum auszuüben. Die zahlreichen Kirchen- und Palastbauten, welche nach dem dreißigjährigen Kriege allerorten und ganz besonders auch in Deutschland erstanden, boten in Kuppeln und flachen Decken reichliche Gelegenheit, dem Geschmacke an Illusionsmalereien die Zügel schießen zu lassen, und die Prachtliebe, die, namentlich durch Louis XIV inauguriert, sich allenthalben an den Bauten und ihrer inneren Dekorierung gerade wie bei der luxuriösen Kleidung der Männer und der Frauen bemerkbar machte, trug noch wesentlich dazu bei, jene Richtung in das Maßlose wachsen zu lassen.

Ein besonders bemerkenswertes Beispiel solcher illusionistischer Deckenmalereien, und zwar der besseren Gattung, das sich möglichst frei von geschmackloser Übertreibung und Ausartung hält, ist uns über der Prachttreppe des Thurn- und Taxisschen Palais erhalten und erfreulicher Weise fast ganz verschont von den Unbilden der Zeit und von Vernachlässigung. Der Palast wurde in dem Jahre 1730[1]) von dem italienischen Architekten dell 'Opera begonnen. Für die Ausführung des Treppen-Deckengemäldes war, mutmaßlich durch seines Landsmannes Einfluß, der italienische Künstler Bernardini gewonnen worden,[2]) der sich uns in diesem Werke als den hochbegabten Erben der guten italienischen Meister aus dem Ende des 17. Jahrhunderts, des Pietro Berettini und insbesondere des Luca Giordano zeigt. Mit wenigen aber gut erdachten und

---

[1]) Nach Hüsgen art. Mag. S. 609 und Dr. Jung, Baudenkmäler.

[2]) Hüsgen art. Mag. S. 611.

sowohl in konstruktiver wie koloristischer Beziehung tüchtig ausgeführten Figuren, die teils auf landschaftlichem Hintergrunde, teils auf den großen Flächen fein variierter Wolken- und Himmelstöne angeordnet sind, erzielt er bei diesem Bilde eine höchst interessante und koloristisch ganz vorzügliche Gesammtwirkung.

Der Gegenstand der Darstellung ist die Zerschmetterung der himmelstürmenden Titanen durch die Blitze Jupiters bei dem Bau ihres Riesenwerkes. Die absolute Glanzlosigkeit der Farbe läßt darauf schließen, daß die Malerei a tempera ausgeführt ist; namentlich spricht hierfür die weiche Durchführung der Fleischteile, die al fresco nur sehr schwer zu erreichen sein dürfte, und die leuchtende Helligkeit und Feinheit der Himmelstöne; aber die große Kraft, die in den unteren Teilen des Bildes entwickelt ist, kommt der tiefen Wirkung der Ölfarbe sehr nahe.

Die Form des Gemäldes (s. Abb.) ist die eines sehr gestreckten Oblonges, dessen nach Norden gelegene Schmalseite die Basis bildet. Hier sehen wir auf einem Bergesgipfel große Felsblöcke geschichtet, mit deren Herbeischleppung und Auftürmung die Titanen beschäftigt sind, dabei aber von den Blitzen Jupiters erreicht werden. Niedergestürzt liegt unten rechts im Vordergrunde ein Titan vom Rücken gesehen mit nacktem Oberkörper, in meisterlicher Wiedergabe der Muskulatur und in leuchtender, lebensvoller Farbengebung. Ebenso trefflich ist die zweite Hauptfigur zur Linken behandelt, ein stehender, gleichfalls vom Rücken gesehener, sich nach vorwärts bückender Titane mit geschickt verkürztem Oberkörper. Neben ihm zur Linken sehen wir einen andern in Schreckensbewegung nach oben blickend, zu seinen Füßen einen vom Blitze dahingestreckten, etwas mehr nach dem Mittelpunkte zu fliehend ein Titanenweib, welches, wie die beiden zuvor erwähnten und zwei zur Rechten noch arbeitende Titanen, in leichte Wolkenschatten gehüllt ist, so daß die beiden Hauptfiguren des Vordergrundes wirkungsvoll hervortreten. Hoch oben auf den Felsblöcken im Mittelgrunde des Bildes erhebt ein Titane drohend seinen Stab gegen Zeus, auch er schon in ferneren, weicheren Tönen gehalten; er ragt in die dunklen Wolken hinein, die sich auf den Berg hinabsenken. Ungefähr in der Mitte des ganzen Bildes tritt Jupiter, begleitet von seinem Adler, der das

Fulmen in den Krallen zu halten scheint, aus den Wolken heraus und schleudert seine Blitze auf die Himmelsstürmer. Er ist, als in beträchtlicher Entfernung gedacht, dementsprechend sehr viel kleiner gehalten als die Titanen und in ferneren, luftigeren Tönen koloriert. Noch duftiger und kleiner erscheinen einige männliche und weibliche Götterfiguren, die nur mit ihren Oberkörpern aus den helleren Wolken herausragen und über die Ränder der nach dem oberen Ende des Bildes stets lichter werdenden Wolken hinabblicken. Ganz oben lösen sich die Wolken in rosiggelben Morgenschimmer auf, in welchem Aurora mit weißleuchtender Fackel schwebt, fast ganz nackt, doch von rosigem Gewand umflattert, im Nackten ein wahres Meisterwerk anmutigen und stilvollen Kolorites.

Am obersten Ende des Gemäldes sehen wir die beschattete Figur des Kronos, der mit zürnender Gebärde ob des Unterganges seiner Brüder seinen Sensenstab zerbricht. Mit großen, ausgebreiteten Flügeln ragt er aus dunkleren Wolkengebilden, die den hellen Morgenhimmel überschneiden, in das Bild hinein, wodurch auch an dieser Stelle der Übergang aus der Himmelshelligkeit in die tieferen Töne der umgebenden gemalten Marmorarchitektur weich vermittelt wird. Diese zeigt die Übergangsformen aus dem Barock in das Rokoko und rahmt mit nur maßvoll bewegten Umrißlinien das Gemälde ein; sie ahmt grünlichen Marmor mit weißen Einlagen nach und erstreckt sich auf der flachen Decke bis zu dem jetzt ganz weiß angestrichenen plastischen Gesimse der Treppenhauswände.

Bernardini hat hier einer Liebhaberei seiner Zeit Raum gegeben, indem er aus dem Bilde in die architektonische Umfassung die zwei Beine eines erschlagenen Titanen hineinragen ließ, die über diesen gemalten Marmorfries illusionistisch herabhängen, und außerdem sehen wir noch ebenso behandelt den Kopf und den Oberkörper eines Getroffenen, der sich an dem Gesimse zu halten scheint. Indessen zeigt auch hier der Künstler eine feinere Geschmacksrichtung als manche seiner Zeitgenossen, indem er diese Kunststücke auf der schattigen Fensterseite anbrachte, wo sie den Totaleindruck des schönen Gemäldes nicht beeinträchtigen.

Durchschreiten wir nun von der Treppe aus die Vorhalle in der Mitte des Hauptbaues, treten in den großen runden Mittel-

saal ein, der ein wahres Meisterwerk freier, geschmackvoller Rokokodekorierung ist, und blicken hinauf in die mit zahlreichen Figuren bemalte hohe Kuppel, die ihn überwölbt, so empfinden wir alsbald, daß wir hier einem jener schon angedeuteten Beispiele von arger Übertreibung der herrschenden Moderichtung gegenüberstehen, bei welchem uns auch die unleugbare Gewandtheit des Autors nicht günstig zu stimmen vermag, der hier nicht Bernardini ist, sondern Lucas Anton Colomba, geboren 1661 zu Arogno im Kanton Tessin, gestorben 1737 als Hofmaler des Herzogs Eberhardt Ludwig von Württemberg. Wir vermögen uns weder für die Erfindung der großen Hauptgruppen noch für die Ausführung der Einzelfiguren in ihnen zu erwärmen: die gewählten Motive sind selten künstlerisch interessant, die Ausführung des Nackten oft sehr ungenügend. Ein besonders anziehender Gedankengang ist in dem Werke nicht nachzuweisen, denn Colomba beschränkt sich darauf, den ganzen Olymp mit allen unteren, höheren und höchsten Herrschaften, die in den Wolken lagern und schweben, in einer Unzahl von Gestalten darzustellen, die er zwar in eine Mittel- und zwei Seitengruppen in den gewaltigen Kuppelraum geschickt zu verteilen weiß, doch nicht so, daß wir dabei zu dem notwendigen Eindruck der Ruhe und der harmonisch abgewogenen Raumeinteilung zu gelangen vermöchten. Dabei beobachtet er das etwas befremdliche System, die obersten Götter, Jupiter mit dem Adler, Juno mit ihren Pfauen, dem Götterboten Merkur wird gleiche Ehre zu teil, auch am höchsten oben im Bilde (auf der Fensterseite) in leichter Glorienumgebung fast verschwimmend und zugleich perspektivisch am kleinsten erscheinen zu lassen, die niederen Gottheiten dagegen in kräftigster vordergrundlicher Wirkung in die untersten Teile des Bildes zu versetzen.

In der Mittelgruppe finden wir als Hauptpersonen Minerva, Mars, Herkules und Apollo mit der Lyra, durch seine Nacktheit die hervortretendste, hellste Figur dieser Gruppe. So bildet auch der nackte Körper der Venus in der rechten Seitengruppe den leuchtendsten Punkt, während über ihr die drei Parzen sich dunkel von einer weißen Wolke loslösen, die zu diesem Zwecke zwischen sie und die Schattenpartien der Apollogruppe einge-

schoben ist. Ein ganzer Puttenknäuel bewegt sich zu den Füßen der Liebesgöttin und unter ihr sitzt Flora, welcher ein Putto einen großen Korb voll Blumen darreicht.

In der linken Seitengruppe nimmt Bacchus mit einigen Bacchantinnen die oberste Stelle ein; etwas tiefer hinab erscheinen die drei Grazien, deren eine in ganzer Figur, schwebend und unbekleidet vom Rücken gesehen ist, die beiden andern aber nur in halber Figur aus den Wolken auftauchen. Unter ihnen sitzt Ceres mit dem Ährenbündel, vor ihr tiefer hinab eine ganz nackte weibliche Rückenfigur, durch Äpfel in ihrer Hand als Pomona bezeichnet. Vor ihr scheint Silen einen Korb mit Früchten auszuleeren, auch Pan kommt herbei, und hinter ihm drängt sich Perseus mit dem Medusenhaupt auf dem Speere ein.

In der Mitte des untersten Bildteiles sehen wir die Gruppe eines liegenden Faunes und einer Bacchantin, und noch gar mancherlei in dem Olymp zugelassene obskurere Persönlichkeiten sind da und dorten weniger auffällig angebracht. Saturn steigt ganz von unten herauf; von links her schwebt der Ruhm, die Gloria als nacktes Weib mit der Posaune und weitfliegendem Gewand in die Götterversammlung hinein und zwar mit der deutlichen Absicht, ihr den Ruhm des Fürsten Thurn und Taxis zu verkünden, von dessen Medaillonporträt in der umgebenden gemalten Architektur sie ihren Flug nimmt. Auf dieser kräftigen Schmeichelei beruht im Grunde der ganze Aufbau des Bildes, und so sehr war man an dergleichen starke Dosen gewöhnt, daß auch der Fürst sie offenbar ganz gut vertragen konnte. Seinem Porträt gegenüber ist jenes der Fürstin, einer hübschen jungen Frau, angebracht. Über der Haupteingangsthüre der Galerie, welche den Kuppelraum umgiebt, sehen wir in dem gemaltem Thüraufsatz die Figuren der Stärke mit dem Löwen und der Tapferkeit in kriegerischer Rüstung, und diesen gegenüber noch Neptun und Pluto, die in der großen Göttergesellschaft sonst nicht vertreten sind. Unter diesen Gruppen zieht sich ein in starker perspektivischer Verkürzung gemalter Fries hin, der von gleichfalls gemalten Marmorsäulen getragen erscheint. Auch hier bewahrt, wie in dem Deckengemälde Bernardini's, die gemalte Architektur

mehr den Charakter des Barocks, als jenen des an den Stückwänden des Saales vollständig zur Entwickelung gelangten Rokoko.

Das ganze umfangreiche Werk ist in Ölfarbe auf den glatten Verputz ausgeführt, aber durchaus nicht so klar und warm wie das Temperagemälde Bernardinis. Die Wolkentöne sind, namentlich nach der Basis zu, schwer und trübe, die nackten Körper im Tone meist kalt und wenig ansprechend, auch lassen sie künstlerische Behandlung der Form vielfach vermissen. Ziehen wir aber in Betracht, daß Colomba damals schon ein Mann von mindestens 70 Jahren war, so erscheint seine Leistungsfähigkeit jedenfalls als eine ganz außerordentliche.

Ein zweites Deckengemälde, über dessen Autor uns keine Nachricht erhalten ist, dem Anscheine nach auch von Colomba, an der flachen Decke des zunächst der Eingangshalle nach Süden gelegenen Sales im ersten Stockwerke, gleichfalls in Öl gemalt, führt uns ein in das Gebiet jener Modeallegorien, die, in ihren Motiven fast typisch geworden, sich in den Hauptgedanken so häufig wiederholt finden und meist zu einer schmeichelhaften Phrase für den Auftraggebenden benutzt wurden. Hier soll der Liebreiz und die Tugend der Fürstin und die Tapferkeit des Fürsten gefeiert werden; wir sehen zur Linken, auf Wolken sitzend, die Figur der Tapferkeit, behelmt und mit der Lorika gerüstet, in der Rechten einen Schild haltend, auf welchem ein Löwe und ein Bär sich anknurren; vor ihr zwei Putten, von welchen das eine eine große Fahne mit dem Thurn und Taxisschen Wappen trägt, das andere eine weiße Fahne, auf welcher ein geflügelter Jüngling in die Posaune stößt (ob das Wappen der Fürstin, bleibe dahingestellt). Die Fürstin dürfen wir uns wohl als unter der inmitten des Bildes auf Wolken sitzenden Venus gedacht vorstellen. Saturn schwebt über ihr und breitet ein weit in die Lüfte flatterndes, rotes Gewand hoch erhoben über ihr aus, durch welches der ganze Oberkörper der Unbekleideten beschattet wird. Sie blickt erfreut hinauf nach zwei schwebenden Putten, nicht nur weil diese ihr als Lohn der Tugend Lorbeerkranz und Palme bereit halten, sondern wohl auch erfreut darüber, daß Kronos selbst sie so gefällig in seinen Schutz nimmt. Seine Sense hat er zwei Putten überlassen,

die mit ihr die Laster bestürmen, sie niederwerfen und in die Hölle stoßen, deren Flammen die dunklen Wolken an diesem Ende des Bildes (rechts) rötlich erhellen. Niedergestürzt liegt eine nackte weibliche Figur in den Wolken, in der rechten vorgestreckten Hand eine Maske haltend, das Bild der Heuchelei oder der Lüge; vor ihr, rücklings fallend, die Falschheit, deren Arm eine Schlange umwindet, und unter ihr, sich dunkel von einer hellbeleuchteten Wolke abhebend, die Zwietracht, welche, vom Rücken gesehen, mit erhobener Fackel kopflings hinab in den Tartarus versinkt.

Die Verteilung dieser Gruppen in das oblonge Gemälde, dessen Basis die östliche Langseite bildet, ist im allgemeinen eine wohl abgewogene, aber die Ausführung aller Figuren erreicht kaum das Mittelmäßige, ist roh und ungenügend. Dies mag vielleicht seinen Grund darin haben, daß die Ausführung einem wenig begabten Gehilfen überlassen wurde.

In der sich anschließenden Besprechung wurde darauf hingewiesen, daß voraussichtlich bald allen diesen Werken durch den bevorstehenden Abbruch des Palastes der Untergang drohe, weshalb diese Schilderung und die vorgelegten Abbildungen, von der Hand des Herrn Vortragenden angefertigt, um so freudiger begrüßt werden; die eine wird hier zum ersten Male veröffentlicht. Der Vorsitzende der Abteilung regte an, es möchte durch eine Vereinigung der kunstgesinnten Vereine eine Bewegung zu Gunsten der Erhaltung des Palastes ins Werk gesetzt werden, wie seiner Zeit bei dem Schweizerischen Palaste auf der Zeil und hoffentlich mit besserem Erfolge. Eine solche Bewegung ist jetzt im Gange.

5.

Abteilung für Mathematik und Naturwissenschaften (N).

Die im Oktober 1897 vorgenommene Neuwahl des Vorstandes ergab als I. Vorsitzenden Herrn Prof. Dr. Rausenberger, als II. Vorsitzenden Herrn Dr. Dobriner und als Schriftführer Herrn Dr. G. Knieß.

In dieser Abteilung sprachen am

16. November Herr Prof. Dr. Rausenberger über „Stellung der Analysis situs in der Geometrie."

7. Dezember Herr Prof. Dr. med. Flesch über „Beziehungen zwischen Bau und Funktion der Nervenzellen, Beobachtungen und Hypothesen."

6.

Abteilung für Deutsche Sprache und Litteratur (DL).

Dieser Abteilung wurde in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis zum 31. Dezember 1897 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr Dr. phil. Robert Hering, hier.



III. Litterarische Mitteilungen.

Neuere Goethe- und Schillerlitteratur XV.

Von Professor Dr. Max Koch zu Breslau.

Auch wenn Ernst Elster nicht weitaus die Mehrzahl der erläuternden Beispiele aus den Werken und der persönlichen Eigenart Schillers und Goethes gewählt hätte, würde sein umfassend angelegtes und mit freiem Blicke durchgeführtes Werk „Prinzipien der Litteraturgeschichte"[1]) in einer Übersicht der Goethe-Schillerlitteratur erwähnt werden müssen. Kommen doch die leitenden Gesichtspunkte, welche er für den Betrieb der litterarhistorischen Forschung aufstellt, auch auf diesem Sondergebiete voll, ja manche von ihnen gerade hier ganz besonders zur Geltung. Elster fordert die Philologie als sicherste Grundlage litterargeschichtlicher Forschung. Aber eine förderliche Entwickelung der Litteraturwissenschaft und Vermeidung des gerade in der Goethephilologie wuchernden „kleinlichen litterarhistorischen Betriebes" erwartet er „nur durch eine Vereinigung der verschiedenen oft einseitig betonten Betrachtungsweisen". Bereits Scherer hatte in dem Streite zwischen Philologie und Ästhetik nur ein Zeichen dafür gesehen, „daß die eine oder die andere, oder daß sie beide auf falschen Wegen wandeln". Man muß aber eingestehen, daß gerade Scherers „Poetik" der Ausgangspunkt für manche irreführende, den Betrieb und das Ansehen der Litteraturgeschichte schädigende Einseitigkeit geworden ist. Wenn Elster es einerseits für selbstverständlich ansieht, daß in der Poesie einer jeden Zeit nichts anderes als ein Spiegelbild des die Wirklichkeit beherrschenden geistigen Lebens erscheine und

---

[1]) Erster Band. Halle a. S. 1897 (Max Niemeyer).

die Litteratur immer nur auf dem Hintergrunde der allgemeinen Kultur zu behandeln sei (S. 35), so verlangt er andererseits mit Recht stärkere Heranziehung der Philosophie. Aber entsprechend der Vorherrschaft, welche innerhalb des Gesamtgebiets der Philosophie heute die Psychologie einnimmt, räumt auch Elster unter den Hilfsmitteln der Litteraturwissenschaft ihr die erste Stelle ein; die ästhetische Analyse trete erst als Ergänzung der psychologischen zur Seite. Die Psychologie befähige, die Thatsachen des poetischen Denkens vielseitiger zu zergliedern und den inneren Verbindungen nachzuspüren, die überkommenen Begriffe schärfer klarzustellen. Die Psychologie ermögliche, „die Grenzen wissenschaftlicher Forschung scharf und bestimmt, aber zugleich ohne einseitige Beschränkung festzusetzen". Elster verfährt selbständig in Benützung der herkömmlichen Handbücher der Poetik und Ästhetik wie der Sprachlehren. Es handelt sich ihm darum, aus diesen gesonderten Fachbüchern nun die Elemente herauszulösen und neu zu gruppieren, welche ihm geeignet erscheinen als Hilfsmittel beim weiteren Ausbau der Litteraturgeschichte als einer selbständigen Wissenschaft zu dienen. Die bisherigen Arbeiten aus der neueren Litteraturgeschichte geben ihm dabei den Maßstab für das Notwendige und Wünschenswerte, für Warnungen und Zielrichtung. Wenn man auch bei einer allgemeinen Beurteilung von Elsters Werk einen schlimmen Mangel des Buches darin finden muß, daß es einerseits den Anspruch erhebt allgemein giltige Grundsätze der Litteraturgeschichte aufzustellen, andrerseits thatsächlich nur die neuere deutsche Litteraturgeschichte vor Augen hat, so müssen wir in dem Zusammenhange dieser Übersichten es rühmend hervorheben, daß Elster mit Vorliebe aus den Werken und dem Leben Goethes und Schillers die Aufgaben der Litteraturwissenschaft deutlich zu machen bestrebt ist.

Der grundsätzlichen Einschätzung der Psychologie entspricht es, daß die drei ersten Kapitel „die poetische Auffassung des Lebens", die Phantasie- und Verstandesthätigkeit, Gefühl und Lebensanschauungen der Dichter behandeln. Erst dann geht Elster zur Erörterung der „Ästhetischen Begriffe" (subjektive und objektive ästhetische Begriffe, ästhetische Apperzeptionsformen) über, um im fünften Kapitel „Sprachstil" (Laut- und Formenlehre) aus der

deutschen Grammatik im allgemeinen die besonderen Gesichtspunkte hervorzuheben, welche für die Sprachanalyse des Litterarhistorikers und die ästhetische Beurteilung des Schriftdenkmals in Betracht kommen. Auch hierbei werden vor allem Goethes und Schillers Sprache, die Eigenheiten der Sturm- und Drangzeit wie die schwäbische Sprachfärbung des jungen Schiller ins Auge gefaßt. Daß Schiller durch seine ästhetischen Schriften auch bei Feststellung der ästhetischen Begriffe (naiv und sentimentalisch, schön und erhaben, tragische Schuld und Schicksal) entscheidend mitwirkt, sollte eigentlich selbstverständlich sein. Entgegen der heutigen Moderichtung verdient es indessen eigens hervorgehoben zu werden, wie gerecht abwägend sich Elster verhält, obwohl er fortwährend durch Vergleichung von Goethes und Schillers Eigenart die allgemeinen Grundsätze anschaulich zu machen strebt. Nicht nur im zweiten Kapitel wird in drei aufeinander folgenden Abschnitten die Phantasie- und Verstandesbegabung Goethes, Schillers, Lessings gesondert abgehandelt, um dann aus ihrer Vergleichung einen Maßstab für die Ermittlung der Entstehungsgeschichte ihrer Werke zu gewinnen, sondern durch das ganze Buch ziehen sich größere und kleinere Betrachtungen, welche als Beiträge zur Schiller-Goethelitteratur zu bezeichnen sind. Ich will nur einzelnes daraus herausgreifen. In Besprechung des Verhältnisses der poetischen zur moralischen Auffassung bemerkt Elster, daß der junge Schiller noch völlig Lessings Lehre anhing, nach welcher die Poesie den moralischen Zwecken des Lebens dienstbar wäre, während Goethe von Anfang an, lang ehe Kant die Formel vom „interesselosen Wohlgefallen“ aufgestellt hatte, „sich mit dem sicheren Takt des Genies von allen moralischen Tendenzen freihielt“. Ein Beispiel dagegen, wie der Dichter ohne Beeinträchtigung der Kunstautonomie das moralische Element zur Geltung bringen könne, habe Schiller in der Gegenüberstellung von Wallenstein und Max gezeigt. Elster erkennt, wie freilich jeder denkende Leser des Schiller-Goethischen Briefwechsels thun muß, in der vielgetadelten Einführung von Max die weise künstlerische Absicht des Dichters an, mit der er das Hilfsmittel der Kontrastierung verwertet (S. 40). Er stellt aber zugleich die Frage, ob diese Gegenüberstellung eines typischen

Vertreters der realistischen und der idealistischen Weltanschauung nicht auf ein zu starkes Vorwiegen der Verstandeselemente in vielen Meisterwerken Schillers hinweise (S. 133). In dem Abschnitt über „Normen der Poesie“ betont Elster indessen, daß Schiller wie kein anderer verstanden habe, „auch die abstrakten Gedanken durch dithyrambisches Pathos zu beseelen“. Die Behandlung des Wunderbaren dagegen wollte Schiller nicht recht glücken; Elster findet, daß Schiller in der Jungfrau die „Norm der Lebenswahrheit“ verletzt habe, die vom Dichter fordert, daß er sich an die „Grundlage des logischen Denkens seiner Zeit zu binden habe“. Goethe nur verstand, in seinen Balladen Gebilde des Volksaberglaubens und mythologische Anschauungen so zu gestalten, daß wir ihm ins Reich des Wunders willig folgen; Schiller zeige die Vorzüge seiner Balladendichtung, wo er Vorgänge der Wirklichkeit heranzieht, in denen sich die Abhängigkeit des Menschen vom Schicksal bedeutsam kundgiebt (S. 81). Bei der stets erneuten Behandlung des unergründlichen Rätsels des Schicksals, mit dessen Übermacht der Mensch sich abfinden muß, habe sich Schillers „weltüberwindender Idealismus“ am glänzendsten bewährt (S. 226). Bei Goethe überwiege das Willensgefühl, er hält die Vorstellung widriger Geschicke ferne, während Schiller mit Vorliebe bei diesen Schicksalsgefühlen verweilt. Damit hängt es zusammen, daß das Schuldgefühl in Goethes Dichtung zurücktrete, während Schiller des Glaubens war, daß es ohne Schuld keine Tragik geben könne, und er an dem Begriff der poetischen Gerechtigkeit festhielt, den Elster entschieden zurückweist. Ob Elster auch so unbedingt im Rechte ist, wenn er annimmt, das düstere Harfnerlied offenbare durchaus nicht Goethes eigne Meinung? Zum mindesten entsprach es dann einer augenblicklichen Stimmung des Dichters. Nicht beistimmen kann ich Elster, wenn er in „Don Karlos“, auf dessen Entstehungsgeschichte er im Rahmen des vorliegenden Buches doch zu ausführlich eingegangen ist, die Schuld des Prinzen überhaupt in Abrede stellt. Für uns ist es allerdings keine Schuld, aber Schiller beging doch keine willkürliche Konstruktion zu Liebe seiner Schuldtheorie, wenn er Posa im Sinne Don Philipps von einer lautsprechenden Schuld reden läßt. Sehr hübsch und treffend hat

Elster in dem Abschnitt über „die Gemeinschaftsgefühle" den politischen Zug in Schillers Dichtung mit dem individuellen bei Goethe verglichen. Mit einer ans Wunderbare streifenden Prophetie habe Schiller durch sein tiefes Erfassen der Gemeinschaftsgefühle die Gestaltungen des wirklichen Lebens in seinen Dichtungen vorausgeahnt (S. 195). Im Gegensatze dazu erscheinen ihm die Modernsten tadelnswert, welche statt des rücksichtslosen Begehrens des souveränen Ichs die schlechte Einrichtung der Welt anklagen. Ihnen gilt „die Gesellschaft, der Staat, ja das Schicksal als Ursache alles Elends, während sich der Einzelne, alles Schuldbewußtseins ledig, zum verrücktesten Wahn der Unfehlbarkeit hinaufschraubt". Die Freunde der jüngsten Litteraturrichtung werden diese durchaus treffenden Worte freilich nicht gerne hören. Allseitige Zustimmung wird Elster dagegen finden für seine Polemik gegen Freytags Behauptung, das Grundmotiv von „Kabale und Liebe" sei Eifersucht, die einen jungen Adligen zur Tötung seiner bürgerlichen Geliebten aufrege. Die Entartung des sozialen Lebens und die herrschenden Standesvorurteile sind es, welche den Tod der Liebenden herbeiführen. Die Auffassung der Liebe in Dichtung und Leben hat Elster wieder bei beiden Dichtern einander gegenübergestellt (S. 176 f.), wie er auch ihre Affekte im allgemeinen vergleichend charakterisiert. Die Selbsterziehung Goethes unter Einwirkung Spinozas giebt einen Überblick von den Tagen der Götz- bis zu jenen der Divansdichtung (S. 166). Da Elster die Ausscheidung der ursprünglichen Entwürfe der Walpurgisnacht auf die Forderungen des Anstands zurückführt, so muß ich doch ein Bedenken gegen die Formulierung seines Begehrens (S. 24) erheben, jedes Kunstwerk habe die Gesetze des Anstandes zu beobachten, die in jeder gebildeten Gesellschaft für unverbrüchlich gelten. Zum mindesten hätte er hinzufügen müssen: der gebildeten Gesellschaft in der Zeit ihrer Entstehung. Man braucht nur an Aristophanes, Macchiavell, Shakespeare, Rabelais zu erinnern, um allgemeine Anstandsregeln als Maßstab eines Kunstwerks zurückweisen zu müssen. Byrons und Shelleys Dichtungen überschritten die bestimmten Schranken des englischen Anstandsgefühls, dennoch werden wir mit Goethe ihr Recht gegen die Anstandsforderungen wahren. Das ist gewiß auch Elsters Meinung, aber die Fassung

seiner Sätze läßt dem Irrtum Raum, um so mehr als Elster auch bei Besprechung der Komik (S. 326) zwar hervorgehoben hat, daß ein dummer Mensch komisch finden mag, was einem gescheiten sehr albern erscheinen muß. Er hat aber unterlassen hinzuzufügen, daß die gleiche Unterscheidung für verschiedene Zeiten gilt. Die Gemeinheiten und Grausamkeiten in den alten Fastnachtspielen erschienen den Zuhörern wirklich komisch. Der Einzelne macht dabei eine ähnliche Entwickelung durch wie die Gesamtheit in längeren Zeitabschnitten. Der Schiller, der die Rezension der Bürgerischen Gedichte schrieb, wandte sich widerwillig ab von dem Humor des „Venuswagen", an dem der Schiller der „Anthologie" seine Freude gehabt hatte. Daß Elster die Grundsätze, welche Schiller in seinen beiden Kritiken gegen Bürger aufstellte, ohne Einschränkung als zutreffend anerkannt hat und zum Maßstab nimmt, erscheint mir besonders erfreulich.

Man kann ja zweifeln, ob alle die theoretischen Erörterungen über Behandlung der Litteraturgeschichte besondere Wirkung ausüben werden. Nachdem aber im letzten Jahrzehnt eine ganze Reihe von Untersuchungen über das Studium der Litteraturgeschichte erschienen waren und gerade in der Goethelitteratur durch Braitmaiers Streitschrift („Göthekult und Göthephilologie" vgl. VIII, 476) und ihre Besprechung durch Weltrich und Falkenheim methodische Fragen mit Heftigkeit erörtert worden sind, war es jedenfalls wünschenswert, daß einmal ein Versuch gemacht wurde, alles Werkzeug unserer Wissenschaft aus den verschiedensten Vorratskammern zusammenzutragen, auf seine Tauglichkeit und die Art seiner Verwendung hin gründlich zu prüfen und in systematischer Ordnung alle nutzbringenden Waffen handlich in eigenem selbständigem Rüsthause aufzustellen. Das hat Elster mit sicherer und vorsichtig prüfender Kritik, allseitigem Wissen und Erwägen vollbracht, wenn auch selbstverständlich gegen manche Einzelheiten Einwendungen zu machen bleiben.

Um dem Ernste das Satyrspiel zu vereinen, ging mir zugleich mit Elsters Versuche, die Methode litterargeschichtlicher Forschung erschöpfend zu ergründen, eine kleine Schrift zu mit dem stolzen Titel „Eine methodisch-ästhetische Skizze im Anschluß an Goethes

Iphigenie."[2]). Daß der in Agram an einer Mädchenschule wirkende Verfasser Herr N. Wickerhauser nur einzelne litterargeschichtliche Arbeiten zu Gesicht bekommen hat, wird ihm gewiß Niemand zum Vorwurf machen. Daß er trotz solcher mangelhaften Kenntnis — selbst Düntzers Kommentare wurden ihm erst nach dem Druck seiner Studie bekannt — sein Urteil über die ihm in die Hand gefallenen Bücher drucken ließ, war recht unnötig. Bedenklicher ist schon, daß er bei so beschränkter eigener Kenntnis behauptet, die zu große Gründlichkeit in speziellen Richtungen der Wissenszweige habe eine relative Oberflächlichkeit im Gefolge, und geradezu komisch wirkt sein Vorwurf, die Produkte unserer Zeit verdoppelten die Arbeit überbürdeter Lehrer anstatt sie zu erleichtern. Man könnte antworten, die Drucklegung von so völlig wertlosen Expektorationen über deutsche Dichtungen vermehre auch in recht überflüssiger Weise die Leselasten der Litterarhistoriker. Freilich müssen diese dem Verfasser dankbar sein, daß er erklärt, wer Zola oder ähnliches lese, sei in seinen Augen deshalb nicht verwerflich, obwohl zahllose junge Seelen darüber Schiffbruch gelitten. Seine eigene Kenntnis der neuesten Litteratur hat er aus der nicht eben empfehlenswerten Lesung von Sigmar Schulzes Buch über den Zeitgeist der modernen Litteraturen geschöpft. In Goethes „Iphigenie" sieht er die schönsten Formen und Ideen von Altertum, Mittelalter und Neuzeit in wunderbarer Harmonie vereinigt. Ich muß gestehen, daß ich vom Mittelalter in der „Iphigenie" nichts zu finden weiß. Die von Wickershauser gefundene Grundidee der Iphigenie: „die Entsühnung ihres Geschlechtes durch eigene Reinheit", zu enthüllen, bedurfte es keiner neuen Studie, und seine neue Auslegung, unter „reiner Menschlichkeit" habe Goethe das Christentum verstanden, ist eben nicht zutreffend. Wo nun eigentlich das „methodische" seiner Behandlung liegen soll, ist schwer zu sagen. Der Forderung, daß man beim Unterricht den künstlerischen Aufbau der Dramen mehr als bisher geschehen ist berücksichtigen solle, ist ja durchaus zuzustimmen. Aber diese Forderung wird auch bereits seit mehreren Jahren durch die „Deutschen Schulausgaben" von

[2]) Marburg i. H. 1897 (N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung).

Schiller und Valentin grundsätzlich erfüllt und Valentins Zergliederung des Aufbaus von „Iphigenie“ und „Jungfrau von Orleans“ ist belehrender als die Zeichnungen, in denen Wickerhauser die verschiedenen Höhepunkte der Iphigenienhandlung anschaulich machen will.

In der Einleitung von Valentins Schulausgabe der Goethischen „Iphigenie auf Tauris“ ist auch die Frage nach der Sühne Orests klargestellt, die Georg Tauber im zweiten seiner Programme über das antike und das moderne Iphigenien-Drama[3]) in wenig glücklicher Weise zu lösen sucht. Seiner Verteidigung und Erklärung der Euripideischen Iphigenie vermag man durchaus zuzustimmen und nicht minder seiner Zurückweisung der Goethischen Dichtung als eines „antiken Dramas“. Jedes der beiden Dramen wurzelt in einer grundverschiedenen Lebensauffassung: trotz des gleichen Stoffes, den sie behandeln, stehen sie einander fremd gegenüber, wie Tauber in sehr hübscher Weise für die Auffassung der „Barbaren“ auseinandersetzt. Von dieser Anschauung ist bereits Schiller ausgegangen, als er seine leider nicht vollendete Besprechung von Goethes Drama mit einer ausführlichen Inhaltsangabe des Euripideischen Werkes eröffnete. In seinem Eifer für Euripides läuft Tauber die Äußerung mitunter, man könne doch Euripides ebensowenig die Kenntnis der Äschyleischen Orestie wie Schiller die des ersten Teils von Goethes Faust absprechen. Das letztere kann, ja muß man in der That, denn es ist sehr fraglich, ob Goethe seiner Gewohnheit entgegen Schiller die neugedichteten Szenen vorgelesen hat. Noch unhaltbarer erscheint Taubers Bezeichnung Tauriens als eines „jeglicher Göttereinwirkung entrückten Bodens“; auf diesen Boden schwebt ja Athene herab, und Apollos Schutz hat auch dort Orestes nicht verlassen. Aber ungleich ernster als diese nebensächlichen Bemerkungen ist Taubers Auffassung des Goethischen Werkes zu bekämpfen. „Wir haben uns,“ sagt er, „unter Iphigenie die idealisierte Frau von Stein und unter Orestes einen schwer-

[3]) Über die grundverschiedene dramatische Verwertung des Iphigenienstoffes durch Euripides und Goethe. Prag 1896 und 1897 (Jahresbericht des k. k. Neustädter deutschen Staats-Ober-Gymnasiums).

mütigen, aber von der heißesten und uneigennützigsten Liebe zu dem vor ihm stehenden Weibe beseelten Jüngling, den Dichter selbst vorzustellen, zugleich aber festzuhalten, daß die äußerliche Situation die im Drama selbst gegebene ist." Einen wirklichen Muttermörder hätten wir unter dem Goethischen Orest gar nicht zu verstehen (S. 18). Tauber will bei seiner Betrachtung ausgehen „von der Persönlichkeit des Dichters und der ihm eigentümlichen Art nur Selbsterlebtes in seinen dichterischen Gestaltungen zu verkörpern". Das Bedenkliche dabei liegt in dem „nur". „Soviel Selbsterlebtes Werther, Tasso, Wahlverwandtschaften enthalten, sie alle verbinden auch andere Bestandteile mit diesem Selbsterlebten. Vollends in einer Dichtungs-Gestalt wie Iphigenie das bestimmte Abbild einer einzelnen Persönlichkeit finden zu wollen, das widerstreitet Goethes ganzer Dichtungsart; stets entlehnt er seine Züge von verschiedenen Vorbildern. Gewiß ist Goethe „aus seinem Gemütszustande" heraus zur Ergreifung des Iphigenienstoffes getrieben worden, hat nach seinem persönlichen Bedürfnis die antike Sage „verteufelt human" umgestaltet. Aber rein äußerlich oder symbolisch, wie Tauber will, hat er den Stoff doch nicht aufgefaßt. Tauber unterschätzt das selbständige Leben das in einem solchen Stoffe steckt und wirkt. Die Widersprüche aber, die Tauber in Goethes Behandlung findet und aus seiner Geringschätzung des Sagenvorgangs ableitet, sind zum Teile gar nicht in solcher Schärfe vorhanden. Wenn z. B. Orestes sagt „Von Dir berührt war ich geheilt", so entspricht dies allerdings nicht dem thatsächlichen Vorgang, da gerade in Iphigeniens Armen das Übel ihn noch einmal ergriff. Aber weil Orestes den Vorgang so auffaßt, hat sich ja noch nicht der Dichter selbst eines Widerspruchs schuldig gemacht. Taubers Untersuchung verdient trotz der Unzahl der bereits vorhandenen Programme über das gleiche Thema Beachtung; aber nur mit seiner Erklärung der Euripideischen, nicht seiner (noch nicht abgeschlossenen) Auslegung der Goethischen Iphigenie kann ich mich befreunden.

Von den oben erwähnten „Deutschen Schulausgaben" Veit Valentins sind seit dem letzten Berichte zwei neue Hefte erschienen, eine Ausgabe von Goethes „Hermann und Dorothea"

und „Erläuterung zu Goethes Faust“.[4]) Auch bei dem Neudruck des Epos wie früher bei der Ausgabe der Dramen ist eine genaue, nach der Verszahl gegliederte Übersicht des künstlerischen Aufbaues dem Texte vorangestellt, das künstlerische Problem, die künstlerische und die dichterische Gestaltung des Stoffes werden in der klar orientierenden Einleitung erörtert, die sehr hübsch auch die Wahl der Musen für die einzelnen Gesänge erläutert. Bedauern muß ich das Weglassen der Elegie „Hermann und Dorothea“. Wie Goethe sie ursprünglich als Einleitung zu dem Epos bestimmt hatte und wie Cholevius seinen Kommentar mit ihrer Besprechung eröffnet hat, so sollte sie auch in jeder Ausgabe dem ersten Gesange vorangehen. Der Lehrer wird ohne die Gefahr einer litterarhistorischen Überlastung des Lehrstoffs bei der Erklärung des Gedichtes doch auf diese Selbsterklärung des Dichters zurückgreifen müssen. Die einzelnen Charaktere betrachtet Valentin als „Bewegungsmittel der Handlung“ und leitet ihren Aufbau aus den Charakteren ab. Einer dieser Charaktere ist jüngst auch in anderm Zusammenhang mit besonderem Lobe bedacht worden. In seiner Zusammenstellung der verschiedenen dichterischen Ausmalungen des Apothekerberufs hat Hugo Maubach[5]) es als „ein schönes Kapitel“ bezeichnet, wie Goethe in seinem Epos den Apotheker geschildert als „Kenner der Menschen, liebevoll als ruhigen, vorsichtigen, sparsamen, wenn auch etwas egoistischen Mann von Ehre“, so daß die Fachgenossen — das Buch ist von dem Leiter der „Pharmazeutischen Zeitung“ angeregt worden — sich an dem Bilde dieses Vertreters erfreuen können. Bezeichnet doch L. Cholevius den Apotheker, dem es zufalle, uns die Sitten der ältern Zeit zu schildern, als die nach ihrer ethischen Seite zwar am tiefsten stehende, „in Hinsicht der ästhetischen Idealität“ aber alle anderen übertreffende Person des ganzen Epos. Seit Cholevius zuerst seine

[4]) No. 23 und No. 25/26. Dresden 1897 (Verlag von L. Ehlermann); vgl. hierzu Valentins Flugblatt: „Über Ziel und Methode der deutschen Schulausgaben“.

[5]) Das Charakterbild des Apothekers in der Litteratur. Berlin 1898 (Verlag von Julius Springer).

Einleitung zu Goethes Epos veröffentlichte (1863), ist die Litteratur über „Hermann und Dorothea“ nicht blos der Zahl nach reich vermehrt worden, sondern ihr auch durch Viktor Hehns nachgelassene Studienblätter (vgl. X, 234) ein alle anderen Arbeiten übertreffendes Werk beschert worden. Trotzdem kann das Buch von Cholevius noch immer seinen Platz behaupten, zumal in der Neubearbeitung, die Gotthold Klee mit ebenso sorgfältiger Schonung der Eigenart von Cholevius' Arbeit wie Berücksichtigung der neueren Litteratur und methodischer Forderungen, vortrefflich ausgeführt hat.[6]) Den Wegfall der langgedehnten theoretischen Untersuchung über den Unterschied zwischen Idylle und idyllischem Epos wird niemand bedauern. In ein Schulbuch, wie Cholevius' Arbeit doch sein will, gehörte die polemische Auseinandersetzung mit Wilhelm von Humboldt gewiß nicht hinein. Der praktische Nutzen des Buches ist durch Klees Streichungen wie Zusätze jedenfalls nur gefördert worden, und an allgemeinerem Wert hat die ältere Arbeit durch die Bearbeitung gewiß nicht verloren. Eine irrige Behauptung ist indessen auch in der neuen Auflage (S. 247) stehen geblieben: Hermann selber und Dorotheas erster Verlobter werden als die Repräsentanten der deutschen und der französischen Nation bezeichnet, der letztere ein französischer Jüngling genannt. Zu dieser Behauptung liefert aber Goethes Wortlaut keinen Anlaß. Gleich den Auswanderern ist auch Dorotheas Bräutigam ein linksrheinischer Deutscher, der sich nur vertrauensvoll der französischen Freiheitsbewegung anschließt, wie dies z. B. auch Forster und Görres gethan haben. Wohl hat er einen ganz anderen Charakter als der auf der heimischen Scholle festwurzelnde Hermann, aber an einen nationalen Gegensatz ist dabei nicht zu denken. Ebenso vermag ich nicht Cholevius-Klee zuzustimmen, wenn sie aus den Einleitungsversen der Elegie „Hermann und Dorothea“ herauslesen, die Romantik habe Goethes treuen Verkehr mit dem Altertum nicht gern gesehen. Für Ende 1796 darf man einen Gegensatz zwischen Antike und Romantik

---

[6]) Ästhetische und historische Einleitung nebst fortlaufender Erläuterung zu Goethes Hermann und Dorothea. Dritte verbesserte Auflage. Leipzig 1897 (Druck und Verlag von B. G. Teubner).

überhaupt noch nicht voraussetzen. Bielschowskys Annahme, „daß Dorothea im wesentlichen nichts anderes als die in Bauernkleider gesteckte Lili sei", hat Klee mit Recht zurückgewiesen; daß Goethe für seine Heldin persönliche Züge von Verschiedenen entlehnt habe, ist selbstverständlich. Wenn man sich erinnert, wie Goethes Mutter zwischen Sohn und Vater klug zu vermitteln bestrebt war, so enthält dieser einfach sachliche Hinweis wohl Zutreffenderes, als wenn man im Löwenwirt und seinem Sohne den Anspruch der väterlichen Autorität und das Recht der Selbstbestimmung verkörpert finden will, wie dies Georg Neudecker darzulegen sucht. Seine Studie „die innere Komposition in Goethes epischer Dichtung Hermann und Dorothea" [7]) will vor allem jüngeren Lehrern den Betrieb der Schullektüre erleichtern. Ich glaube aber, daß sie besser thun werden, Cholevius und Hehn zur Hand zu nehmen, denn weder Neudeckers Zerlegung des Gedichtes in drei Teile noch seine Erörterung dieser einzelnen Teile kann als besonders geglückt bezeichnet werden.

Ebensowenig wie Neudeckers Schrift über „Hermann und Dorothea" läßt sich August Althaus' Programmarbeit über den „zweiten und dritten Aufzug von Goethes Iphigenie" [8]) eine besondere Empfehlung mit auf den Weg geben. Althaus löst die beiden Akte als das eigentliche Orestes-Drama aus der Iphigeniendichtung heraus, um sie ganz gesondert nach ihrem ästhetischen Aufbau zu betrachten. Der „Gang der Handlung" ist im ersten Teil des Programms sehr hübsch erzählt, während im zweiten, „Gliederung der Handlung und Darstellungsform" manches wiederholt wird, ohne daß für besseres Verständnis der Dichtung damit irgend etwas gewonnen würde. „Iphigenie" bildet als „jene Dichtung, in der sich die Verschmelzung des Antiken und des Modernsten am deutlichsten und vollkommensten zeigt" auch den Mittelpunkt von Franz Thalmayrs Studie „Goethe und das

---

[7]) Zur ersten Zentennarfeier ihrer Entstehung. Würzburg 1896 (Verlag und Druck der Stahelschen k. Hof- und Universitätsbuch- und Kunsthandlung).

[8]) Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der Friedrichs-Werderschen Oberrealschule. Berlin 1896 (R. Gärtners Verlagsbuchhandlung).

klassische Altertum" [9]). Das Buch ist bei seinem Erscheinen in den von der Verlagshandlung ausgehenden Ankündigungen als Ausfüllung einer Lücke in der Goethelitteratur mit großem Nachdruck angepriesen worden. In Wirklichkeit ist es aber eine äußerst mäßige Leistung. Daß Thalmayr Goethes Verhältnis zum klassischen Altertum durch Goethes verschiedene Lebensabschnitte hindurch verfolgt, ist wohl zu billigen, aber die Oberflächlichkeit in der ganzen Behandlung der Aufgabe ist zu tadeln. Der Verfasser scheint Bernays' Einleitung zu Goethes Briefen an Fr. Aug. Wolf gar nicht zu kennen, obwohl sie die weitaus wichtigste Vorarbeit für das von ihm gewählte Thema bildet. Man braucht nur an Nerrlichs Versuch, Goethe als Gegner des Dogmas vom klassischen Altertum hinzustellen (vgl. V, 237), zu erinnern, um Thalmayrs Außerachtlassen der die Gegenwart berührenden Streitfragen rügen zu müssen. Goethes Verhältnis zur Bildkunst, dem gerade in Bezug auf antike Einflüsse die größte Wichtigkeit zukommt, ist nur ganz leise gestreift. Schon die Lesung des Abschnittes, „der Gedankenkreis der Propyläen" in Harnacks Buch „die klassische Ästhetik der Deutschen" würde hinreichen, um diese ganz äußerliche, unselbständige Aufzählung, mit der Thalmayr sich begnügt hat, als einen gutgemeinten, aber mit völlig unzureichenden Kräften unternommenen Versuch erkennen zu lassen. Auf einzelne Unrichtigkeiten und Übersehen kommt es, verglichen mit dem Hauptmangel des ganzen Buches, weniger an. Doch möchte man immerhin gerne wissen, wie Thalmayr zu der Behauptung gekommen ist, Goethe habe etwa 1780 den 1774 entstandenen Plan der „Helena" ausgeführt (S. 162)? Von Bürgers Homerübersetzungen, und zwar von der jambischen Übertragung wie von der in Hexametern, sind größere Teile von ihm selbst veröffentlicht worden, so daß man doch nicht sagen kann (S. 42), seine Arbeit sei niemals zur Veröffentlichung gelangt. Wie die Entstehungsgeschichte der „Iphigenie" jetzt vor uns liegt, läßt sich nicht mehr behaupten, daß Lessings

[9]) Die Einwirkung der Antike auf Goethes Dichtungen im Zusammenhange mit dem Lebensgange des Dichters dargestellt. Leipzig 1897 (Verlag von Gustav Fock).

„Nathan“ Goethe zum Gebrauch des Blankverses veranlaßt habe (S. 55). Der Plan zum befreiten Prometheus von 1795 kann keineswegs als Wiederaufnahme des Jugendplanes von Prometheus bezeichnet werden (S. 124). Den thatsächlichen Irrtümern möchte man fast auch Thalmayrs sonderbare Entdeckung zurechnen, daß in die Persönlichkeit der Prinzessin Leonore „griechische Elemente aufgenommen“ seien (S. 108) und die Herren und Damen am Hofe zu Ferrara mitunter die Sprache der griechischen Bühnendichter redeten. Wenn der in der Goethelitteratur überhaupt ungenügend vertraute Verfasser Karl Olbrichs Untersuchungen über den Einfluß der klassischen Sprachen auf Goethes poetischen Stil studiert hätte, so würde er daraus gelernt haben, wo und wie Goethes Personen die Sprache der antiken Dichter redeten. Aber Thalmayr hat diese Frage wie alle, die sein Thema mit sich brachte, eben nur in der oberflächlichsten Weise gestreift.

Von Olbrichs Arbeit war dagegen Paul Knauth schon in seiner Dissertation (vgl. X, 504) ausgegangen, und Olbrichs Vorarbeit bleibt er auch noch in der Erweiterung seiner Dissertation zu dem Buche „Goethes Sprache und Stil im Alter“ [10]) verpflichtet. Statt der fünf Gruppen, nach denen Knauth in der Dissertation das Material geordnet hatte, stellt er in seinem Buche deren neun auf: Wortform und -bildung; Lieblingsworte; Auflösung der Komposition, Hendiadyoin, Zeugma und Geminativ; Kürze des Ausdrucks; freier Gebrauch des Genitiv und Dativ; Freiheiten im Gebrauch der Adjektive und ihrer Steigerung; Gebrauch des Verbalnomens; Wortstellung. In längerer Einleitung wird ein Überblick über Goethes dichterische Thätigkeit seit 1814 gegeben und werden die Angriffe auf Goethes Alterssprache, deren am meisten charakteristischen Zug Knauth in der „Kompression des Stiles“ erblickt, zurückgewiesen. Knauths mit Umsicht und genauer Erforschung von Goethes Spracheigenheiten ausgeführte Arbeit ist ein wirklich wertvoller Beitrag zur Erkenntnis von Goethes Stilistik und poetischen Ausdrucksmitteln. Nur in einem Punkte möchte ich doch einen Zweifel gegen seine Aufstellungen äußern. Im Anschluß an

---

[10]) Leipzig 1898 (Verlag von Eduard Avenarius).

Loeper meint Knauth, Goethe habe mit Bewußtsein die Ergebnisse der Sprachvergleichung und vor allem der geschichtlichen Erschließung der älteren deutschen Sprache für Ausbildung seiner Alterssprache verwertet. Für diese Annahme kann ich weder unter den von Knauth zahlreich und sorgfältig gesammelten Beispielen einen Beleg finden, noch entspricht sie dem, was wir von Goethes Gesinnung gegen die germanische Philologie wissen. Wie zurückhaltend er sich ihren besten Leistungen gegenüber verhielt, lehrt uns Steigs schönes Buch über seine Beziehungen zu den Brüdern Grimm ebenso, wie die verständnisinnige Liebe, mit der die Grimms trotzdem an Goethe festhielten (vgl. IX, 209). Gerade die Arbeit fürs deutsche Wörterbuch gab den Brüdern Anlaß, Zeugnis für Goethe abzulegen. „Es ist," rief Wilhelm 1846 in einer Rede auf der Frankfurter Germanistenversammlung, „nicht zu erschöpfen, was Goethe für die Erhebung und Läuterung der Sprache gethan hat, nicht mühsam suchend, sondern dem unmittelbaren Drange folgend." Und dreizehn Jahre später rühmt Jakob in einem Briefe an den Verleger des deutschen Wörterbuchs, Salomon Hirzel, es als einen besonderen Vorzug des Wörterbuchs, daß es tiefer als andere aus Goethes Fülle schöpfe.

Ich entnehme beide Anführungen dem Aufsatze „Zur Kenntnis Jakob Grimms", mit dem der zweite und leider auch letzte Band von Michael Bernays Studien „Zur neueren Litteraturgeschichte" schließt.[11]) Da der Briefwechsel zwischen Jakab Grimm und Salomon Hirzel, dem Verleger des deutschen Wörterbuchs, den Ausgangspunkt von Bernays Aufsatz bildet, so erhalten wir in ihm zugleich auch eine Charakteristik des Bernays befreundeten Leipziger Goethesammlers. Und Hirzels Verdienste um die Goethelitteratur sind so große, daß wir dieser Charakteristik wegen dem Aufsatz schon auch in der Goethelitteratur einen Platz einräumen müssen. Die Durchsicht des dem Bande angehängten „Schriftenverzeichnis", das sich von 1857 bis 1897 erstreckt, läßt lebhaft bedauern, daß die Sammlung nach Bernays' zu frühem Tode

---

[11]) Schriften zur Kritik der Litteraturgeschichte. Zweiter Band. Leipzig 1898. (G. J. Göschen'sche Verlagshandlung).

nicht fortgesetzt wird. Es finden sich eine Reihe von Arbeiten, die in ihrer jetzigen Fassung wohl die Aufnahme in die Sammlung verdienten; ich nenne nur beispielsweise die für Bernays ganze Art so äußerst charakteristische Untersuchung „Zur Lehre von den Citaten und Noten", die auf weitem Gebiete ausführt, was der in den zweiten Band aufgenommene Aufsatz über Goethes Motto zur Farbenlehre („Multi transibunt et augebitur scientia") in einem einzelnen Falle leistet. Das Motto stammt ursprünglich aus dem Propheten Daniel, Goethe jedoch entnahm es der lateinischen Umarbeitung von Lord Bacons Schrift „Advancement of learning." Die anziehend geführte kleine Untersuchung war 1878 „Im Neuen Reich" erschienen, während aus den „Grenzboten" (1869) die größere Arbeit „Friedrich Schlegel und die Xenien" wieder abgedruckt ist. Nicht blos war eine Reihe von Xenien durch Heranziehung der ursprünglichen Fassung von Schlegels frühesten Kritiken und Herders Gedicht „Parthenope" hier zum erstenmal richtig gedeutet worden, sondern auch die persönliche Stellung Schillers zur romantischen Schule auf Grund der Dokumente erörtert. Wenn Bernays noch glauben konnte, August Wilhelm sei ohne seine Schuld von Schiller für das taktlose Gebahren seines Bruders verantwortlich gemacht worden, so wissen wir jetzt aus Friedrichs Briefen an seinen Bruder, daß der ältere Schlegel den Unbeteiligten nur spielte, in Wirklichkeit aber mitschuldig war (vgl. VII, 404). Bernays' Studie, die bei ihrem ersten Erscheinen vielfache Anregung gegeben hatte, darf auch jetzt noch als der gehaltvollste Aufsatz des zweiten Bandes bezeichnet werden. An die Xenienstudie reiht sich als weiterer Beitrag zur Geschichte der romantischen Schule die Rezension von Waitz' Buch über „Karoline", die, wie es bei Bernays selbstverständlich war, zu einer umfassenden, eigenartigen Charakteristik erwuchs. Aus den Beilagen zur „Allgemeinen Zeitung" ist wieder abgedruckt der kurze Nachweis, daß Goethes „unpatriotischer Vers": „Der Deutsche ist gelehrt, wenn er sein Deutsch versteht" nicht von Goethe sondern von Canitz herrührt. Goethe hat nur „solch Deutsch" in „sein Deutsch" abgeändert. Ebenfalls zuerst in der Allgemeinen Zeitung erschienen ist der umfangreiche Aufsatz „Zur Erinnerung an Herzog Leopold von Braunschweig". Goethe und Herder haben dem bei

einer Oderüberschwemmung zu Frankfurt (27. April 1785) ertrunkenen Bruder der Herzogin Anna Amalia Epigramme gewidmet. Bernays weiß nun diesen beiden Gedichten einen weitgedehnten kulturgeschichtlichen Hintergrund zu geben, indem er einerseits das Leben des mutigen Prinzen erzählt, der sich als Begleiter auf seiner italienischen Reise den Verfasser des „Laokoon“ gesellt hatte, andererseits die deutschen (Bürgers „Lied vom braven Mann“) und die zahlreichen französischen Gedichte, Reden und Bilder charakterisiert, welche die That des fürstlichen Menschenfreundes verherrlichten.

An Ungedrucktem enthält der zweite Band der von Erich Schmidt bevorworteten Sammlung Bemerkungen, die durch Jakob Bächtolds Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz veranlaßt wurden. Sie fallen außerhalb des Litteraturkreises, der an dieser Stelle die Betrachtung begrenzen soll. Die Notizen aber, welche Bernays infolge von Suphans Mitteilung einer von Goethe begonnenen Übersetzung von Maturins „Bertram“ (vgl. VII, 429) niederschrieb, haben viel weniger als manche frühere Arbeit von Bernays den Vorzug der Aufnahme verdient. Ihr Hauptinhalt besteht in dem Nachweis, daß Goethe durch Medwins Journal seiner Gespräche mit Lord Byron zu dem Irrtum verleitet wurde, Wolfes Gedicht auf General Moore für ein Werk Byrons selbst zu halten. Die ungeheure Belesenheit, über die Bernays in der französischen, englischen, italienischen wie in den antiken Litteraturen verfügte und die Ausnützung dieses unerschöpflichen Wissens im Dienste der deutschen Litteratur wie die liebevolle Art, man darf sagen das Behagen, mit dem er an der Lösung auch der kleinsten Fragen mit unverdrossener Mühe arbeitete, alle diese glänzenden Vorzüge von Bernays' Untersuchung und Darstellung zeigt auch der zweite Band seiner Sammlung. Die mit diesen Vorzügen verbundenen Schwächen seiner Arbeitsart haben manche Beurteiler des ersten Bandes scharf hervorgehoben. In dem Bedauern, daß es Bernays nicht mehr vergönnt gewesen ist, die geplanten vier Bände seiner kleinen Schriften zusammenzustellen, werden aber seine Kritiker, Freunde und Schüler übereinstimmen.

Während Michael Bernays zu spät den lang gehegten Entschluß der Vereinigung seiner zerstreuten Aufsätze auszuführen begann, hat

Herman Grimm den bereits vorhandenen Sammlungen seiner Essays kurz vor seinem siebzigsten Geburtstag einen neuen Band folgen lassen. Wie in den früheren Gruppen, so sind auch unter den Aufsätzen seines jüngsten Sammelbands, den „Beiträgen zur deutschen Kulturgeschichte“ [12]), mehrere Goethe gewidmet. In den „Erinnerungen und Ausblicken“ erzählt Grimm von den persönlichen Verhältnissen, unter denen seine Vorlesungen über Goethe 1876 erschienen sind. Er charakterisiert die Verschiedenheit von Julian Schmidt, Scherer und Loeper, deren jeder von einem andern Ausgangspunkt und mit andern Absichten an die Beschäftigung mit Goethe herangetreten war und mit denen allen er selbst sich doch gut zu verständigen wußte. Er berichtet von der freundlichen Teilnahme, die der alte Kaiser Wilhelm und Kaiserin Augusta, die Enkelin Karl Augusts, seinem Buche bezeugten, um das Verhältnis des Herrscherpaares zu Goethe zu besprechen. „Sogar seinem Wesen nach war dem Kaiser in den letzten Jahren etwas eigen, das Goethes olympischer Ruhe und, im Urteil über Menschen und Dinge, Goethes Weisheit verwandt war.“ (?) Das Herrscherpaar habe noch das Wesen der Goethischen Epoche vertreten, die nun aufgehört habe; im nächsten Jahrhundert werde die „Geschichte des Goethe'schen Einflusses“ geschrieben werden. Wie geistreich Herman Grimm über Menschen und Zeiten seine allgemeinen Betrachtungen anzustellen weiß, ist ja längst bekannt. Aber die schon früher recht störende Willkürlichkeit, mit welcher Grimm die einzelnen unbequemen, ja völlig anders gearteten Thatsachen seinen persönlichen Lieblingsideen unterwirft, hat sich in seinen letzten Arbeiten noch gesteigert. Recht viele seiner Behauptungen können vor einer sachlichen Prüfung in keiner Weise Stich halten. Am liebsten hört man Grimm über seine Schwiegermutter Bettina sprechen, von deren letztem Besuch bei Goethe am 28. und 29. September 1824 Grimm auf Grundlage von Bettinens Brief an ihre Nichte Sophie Brentano erzählen konnte. Es ist eine Schilderung, wie sie eben nur Bettina mit ihrem einzigartigen, liebevollen Verständnis Goethes zu geben vermochte. Und für diese Mitteilung,

[12]) Berlin 1897 (Verlag von Wilhelm Hertz, Bessersche Buchhandlung).

die inzwischen ja in dem Nachtragsband zu Biedermanns Sammlung von „Goethes Gesprächen“ ausgenutzt wurde, sind wir Herman Grimm zu lebhaftem Danke verpflichtet. An den Wiederabdruck des kommentierten Briefes hat Grimm sechs Auszüge aus seinen Rezensionen über Goetheana angereiht. Das Verhältnis Goethes zur Romantik wird wiederholt gestreift in seinem größeren Aufsatze über Steigs Ausgabe des Briefwechsels zwischen Achim von Arnim und Klemens Brentano (vgl. X, 443). Freilich läßt gerade dieser Essay Grimms Vorliebe für verallgemeinernde Redewendungen in augenfälligster und anfechtbarster Weise hervortreten. Zum entschiedenen Widerspruch giebt übrigens auch die eingehende Sonderstudie reichen Anlaß, in der Grimm unter absichtlicher Außerachtlassung des früher und später von Andern Geäußerten einmal zusammenfassen wollte, was er selbst für sich allein Goethes Tasso gegenüber empfunden.

Der Standpunkt solcher persönlichen Betrachtung ist natürlich durchaus berechtigt. Es kann sich demgegenüber nicht um abweichende kritische Ansichten handeln, sondern nur um die Frage, ob die Thatsachen, wie sie in Goethes Dichtung und Leben vorliegen, von Grimm auch irrtumsfrei festgehalten worden sind. Wenn in den langen Jahren, in denen Grimm an unzähligen Gesprächen über Goethes Werke teilgenommen hat, niemals mit Wärme über Tasso gestritten worden ist (S. 76), so ist das ein merkwürdiger Zufall. Aber die daraus gezogene Folgerung, daß Goethes Tassodichtung überhaupt vernachlässigt werde, trifft nicht zu. Grimm selbst hat seine Betrachtung „Leonore von Este“ überschrieben; nicht die innere Eigenart von Tassos Wesen, sondern sein Verhältnis zur Prinzessin erscheint ihm als der eigentliche Inhalt des Dramas. Allein auch innerhalb dieser Auffassung bleibt Grimm nicht frei von Widersprüchen mit sich selbst und mit der Dichtung. Wohl heißt es einmal, daß Tasso nie an die Gewinnung der Prinzessin denken könne, aber S. 110 sagt Grimm ausdrücklich, Tasso wolle von Rom aus „wie ein siegreicher Feldherr die Hand Leonorens verlangen“. In Goethes Dichtung ist kein Wort zu finden, das Tasso einen so ungeheuerlichen Einfall unterschiebt; ein solches Verlangen bleibt ihm auch in den kühnsten Träumen ferne, dagegen

hat Goethe V. 1792 f. erwähnt, wie die protestantische Gesinnung von Leonorens Mutter das Leben der fürstlichen Familie getrübt habe, während Grimm S. 89 erklärt, Goethe lasse von den großen Umwälzungen des europäischen Lebens nichts in seine Dichtung hineinspielen. Daß die Fürstin Mutter bei Tassos Eintritt noch am Hofe weilte, erfahren wir nur durch Grimm, nicht durch Goethe. Daß durch Scheidemantels Untersuchungen sich eine andere Abfassungszeit der einzelnen Szenen ergeben hat, als Grimm für seine Folgerungen annimmt, kann man der vorausgehenden Studie selbstverständlich nicht zum Vorwurf machen. Aber aus der Einschaltung von V. 2975—2988 zieht Grimm völlig unzulässige Folgerungen. Nach Grimm fürchte der Herzog nun auf einmal eine Aussprache zwischen seiner Schwester und dem Dichter, darum befehle er der ersteren sofortige Abreise und verbiete letzterem, noch einmal nach Ferrara zu kommen. Aber ganz im Gegenteil willigt der Herzog offenbar ungern und nur aus Nachsicht in Tassos neueste Grille, allein in Belriguardo zu bleiben. Den Goethischen Alphons wandelt keine Ahnung davon an, daß Tassos Verehrung seiner Schwester die zulässigen Grenzen überschreiten könnte. Leonore selber werden von dem Ausleger Gesinnungen zugeschrieben, für welche der Goethesche Text keinen Anhaltspunkt giebt. Der Vergleich zwischen Lottens und Leonorens Verschuldung stimmt ebensowenig wie die Doppelbehauptung S. 132: „Tasso hat so wenig mit Goethe zu thun, wie Werther mit Goethe" und das Wetzlar des Romans „habe mit dem wirklichen Städtchen, so genau es auch darin beschrieben werde, so wenig Gemeinschaft, wie das Ferrara des Dramas mit dem historischen Ferrara". Werther-Jerusalems Wetzlar ist als Schauplatz der Handlung doch mit ganz anders naturalistischen Lokalfarben geschildert als Ferrara, das im Drama nur erwähnt wird. Und hat Grimm nicht selbst vorher (S. 110) gesagt: „Goethe hat Tasso so völlig seine eigene Seele gegeben, daß wir Goethe selbst ebensosehr vor uns zu haben glauben als den Dichter, dem er Worte leiht"? Und einige Seiten nach dieser Behauptung hat Goethe nichts mit Tasso zu thun? Mit viel mehr Recht kann man sagen, Grimms Leonore von Este habe mit der Goethischen Prinzessin nichts zu schaffen. Nach Grimm genießt

Leonore in dem einzigen Moment von Tassos Umarmung das Höchste des Glücks, aber ihre Natur sei zu schwach angelegt, um Tasso, dem sie ihre Arme geöffnet habe, nun auch darin festzuhalten. Wenn ihr Tassos feurige Liebeserklärung nicht entzückend klänge, würde sie früher fliehen; aus dem „Hinweg!“ ertöne ihr eigenes Schuldbewußtsein. Jeder unbefangene Leser der Goetheschen Verse muß sich kopfschüttelnd fragen: Wie ist es möglich, die Charaktere und klare Worte so gründlich zu verkennen? Aber wir staunen über dieses Mißverstehen vielleicht weniger, wenn wir Grimms Anklage gegen Frau v. Stein hören: sie „hätte Goethe in seinem Verhältnisse zu Christiane jetzt schützen müssen“ (S. 132), habe ihn aber statt dessen verlassen, der Niederschlag von Goethes Gefühlen sei in jener Szene des Dramas zu sehen. Gewiß stehen Dichtung und Erlebnis hier mit einander in Verbindung. Aber Grimms Anschuldigungen gegen die Mondscheinnatur der Prinzessin sind ebenso absonderlich wie sein Verlangen, Frau v. Stein hätte die Beschützung Christianens übernehmen sollen. Man spricht recht oft alberner Weise von Goethekultus, wo das tiefergreifende Verständnis seines Wesens uns eben auch das Unbedeutendere als einen Teil des großen Ganzen mit Ehrfurcht betrachten läßt. Aber die Betrachtung Goethes, wie sie in Grimms letzten Aufsätzen sich äußert, trägt schon den Stempel eines Goethekultus, der den beliebten Anklagen leider einen Schein von Berechtigung verleihen könnte.

Daß Frau von Stein mit Iphigenie und Tassos Prinzessin in Verbindung gebracht wird, ist in der Goethelitteratur bereits herkömmlich geworden. Eine neue Entdeckung bezüglich ihrer Beziehungen zu den Gestalten der Goethischen Dichtung hat aber Max Morris in seinen „Goethe-Studien“[13]) vorgetragen, und zwar eine, die auch für den an den unheimlichen Spürsinn der Goetheausleger Gewöhnten noch überraschend klingt. Zur „stillen, unvergänglichen Rache“ habe Goethe die Frau, welche ihn und Christiane mit vielen kleinen Zügen ihres Hasses verfolgte, in seiner Fortsetzung der „Zauberflöte“ als Königin der Nacht dar-

[13]) Berlin 1897 (Verlag von Konrad Skopnik).

gestellt. Auf Veranlassung der Königin wird dem liebenden Paare Tamino und Pamina ihr Kind entrissen, wie Goethe im November 1795 ein Kind Christianens starb. Nur schade, daß bis jetzt der Nachweis noch nicht erbracht werden kann, ob Frau von Stein nicht mit Hilfe irgend eines Monostatos den Tod dieses Kindes herbeigeführt hat. Daß sie Geburt und Tod des „Faulconbridgen“ in einem Briefe erwähnt, klingt schon sehr verdächtig. Hoffen wir, daß es der Kombinationsgabe, wie sie in einem Teile unserer Goethephilologie waltet, noch gelingt, auch diesen dunklen Punkt weisheitsvoll aufzuklären. Im Ernste gesprochen: daß in Taminos Versen (165 f.): „Wenn dem Vater aus der Wiege“ Goethes eigenes Gefühl zum Ausdruck gelangt, mag man ohne weiteres mit Morris glauben. Aber für die Annahme von Beziehungen zwischen der rachsüchtigen Königin der Nacht und Frau von Stein weiß auch Morris in seiner Zergliederung des Fragmentes keinen Beleg beizubringen. Und Knebels Äußerung, Goethe habe „feine und stechende Hieroglyphen“ hineingemalt, giebt doch keine genügende Grundlage für die ganze Hypothese. Nicht viel besser steht es mit Morris' Versuch, in einer Liebeserzählung von „Tausendundeiner Nacht“ die Quelle der „Wahlverwandtschaften“ zu entdecken. Dagegen erscheint die von ihm nachgewiesene Übereinstimmung von Goethes Vorspiel zum 19. September 1807 und Jacobis Rede „Über gelehrte Gesellschaften, ihren Geist und Zweck“ in der That beachtenswert, ebenso seine Erläuterungen zu den Söhnen Megaprazons. Auf einen ungemein schlüpfrigen Boden hat sich Morris mit den Deutungsversuchen des „Märchens“ und der „Weissagungen des Bakis“ begeben. Sehr dankenswert bleibt dabei jedenfalls der Hinweis auf Wielands Äußerungen über Bakis in seiner Übersetzung der Aristophanischen „Ritter“, denn von dieser Notiz hat Goethe zweifellos die erste Anregung empfangen. Im Gegensatz zu Baumgarts Auffassung der „Weissagungen“ als eines einheitlichen Gedichtes sucht Morris, durch Feststellung der von Goethe gelesenen Bücher die Anspielungen der einzelnen Distichen zu deuten. Es gilt auch hier das Mißtrauen, das er angesichts seiner Vorgänger in Auslegung des „Märchens“ im Eingang seines eigenen Deutungsversuches ausspricht. Morris sieht im „Märchen“ eine Darstellung

der Weimarischen Verhältnisse. Die Lilie ist die Herzogin Luise, der Jüngling der aus dem preußischen Kriegsdienst ausgetretene Karl August; der Fährmann ist Fritsch oder Voigt, der Mann mit der Lampe Goethe selbst, die Lampe die Poesie. Die letztere Deutung dürfte gleich der des Riesen auf Frankreich zu den am besten gesicherten Teilen der bisherigen Auslegungswagnisse gehören. Um so fraglicher bleibt die Deutung der Schlange auf die Herzogin Mutter, des Flusses auf die weimarische Bevölkerung. Wenn man die Irrlichter mit Morris auf die Wissenschaft beziehen will, dann würde in solchem Zusammenhange doch wohl eher an eine Spitze gegen Böttiger als gegen Herder zu denken sein. Auf den ersteren würde in Goethes Sinn das Meiste in Morris' Schilderung der Irrlichter sehr gut passen. Frühere Dichtungen wie z. B. „Lila" und das Ballet von 1782 hat Morris recht geschickt zur Beglaubigung seiner Auslegung herangezogen. Allein schließlich darf man doch nur sagen, daß ein oder der andere Deutungsversuch für den Augenblick als der wahrscheinlichere erscheint; von dauernder Sicherheit kann keine Rede sein. Morris selber warnt mit Recht davor, jeden kleinen Zug deuten, die Grenze feststellen zu wollen, wo der verborgene Sinn, „der bildliche Hinweis auf bestimmte Menschen und Dinge aufhört und das freie, dem Märchen eigene Spiel der Phantasie anfängt, denn wenn ein solcher poetischer Apparat in Gang gesetzt ist, so wirkt er nach seinen eigenen Gesetzen und Bedürfnissen weiter". Dieser Warnung hätte nur Morris selber bei seiner Auslegung der Walpurgisnacht vorher eingedenk sein sollen. Wie ungerecht Karoline Herder auch Goethe kränken mochte, undenkbar ist es, daß er die „Elektranatur" der ehemaligen Freundin als alte Hexe (V. 4287) auf den „Blocksberg" gebracht haben sollte. Daß die junge nackte Hexe ein Selbstporträt Goethes im Hinblick auf die Römischen Elegien sein soll, wird man Morris ebensowenig glauben. Unbedingt Recht dagegen muß man ihm geben, wenn er (S. 35) Witkowskis verfehlte Auslegung zurückweist, Mephisto wolle Faust nach Italien wie in eine „Falle" locken. Im übrigen bieten Morris' drei kleine Beiträge zur Faustlitteratur nichts Beachtenswertes. Für das Gedicht „Deutscher Parnaß", das sich nun seit mehreren Jahren als eine sehr beliebte

„Tonne für die kritischen Walfische" erweist, nimmt er Jacobys Auslegung an, sucht aber die Beziehungen auf Gleims Gedicht noch im einzelnen näher festzustellen. Den Spruch der Fische in Wielands „Wintermärchen" will Morris' als Goethisches Einschiebsel erkennen, ein durchaus willkürlicher Einfall, für den auch nicht der Schatten einer Begründung auftaucht. Recht mißlich steht es auch um die Behauptung, der „Epilog zur Glocke" sei das einzige ausgeführte Bruchstück aus dem größeren dramatischen Entwurfe „Schillers Totenfeier". Morris' breite Wiederholung von Suphans geistvoller Auslegung des Entwurfs ist überflüssig, das Neue, was er dabei vorbringt, nicht überzeugend. Am dankenswertesten von allen den kleinen Bemühungen, welche das Buch vereint, erscheinen die Nachträge zu Biedermanns Gesprächsammlung.

Daß wir trotz der Fülle des bereits durchforschten Materials auch künftig noch manche Nachträge zu der Gesprächsammlung, aus der inzwischen auch bereits wieder eine Auswahl erschienen ist,[14]) erwarten dürfen, ergiebt sich aus der Masse der noch handschriftlich vorhandenen Briefe von Mitgliedern des engeren Goethe- oder doch weiteren weimarischen Kreises. Aus dem bändereichen Nachlaß von K. A. Böttigers Briefwechsel, den die Dresdener Kgl. Bibliothek verwahrt, dem Bertuch-Froriepischen Archiv zu Weimar und der Handschriftensammlung von Rudolf Brockhaus zu Leipzig hat Ludwig Geiger eine planvoll überlegte Auswahl getroffen, die er zu einem Bande „Aus Alt-Weimar"[15]) zusammenstellte. Vom Anfang unseres Jahrhunderts, von dessen Antrittsfeier durch die großen wie durch die kleineren Weimarer Dichter das erste Kapitel erzählt, bis zum Tode von Goethes „Urfreund" Knebel (23. Februar 1834) führt uns Geiger so eine Reihe von Stimmungsbildern vor. Oder vielmehr kam es ihm da bereits Bekanntes möglichst ferngehalten werden sollte, darauf an, den alten Bildern neue Züge einzufügen, die Lichteffekte und Schlagschatten richtiger zu

---

[14]) Karl Meißner, Geistesstrahlen aus Goethes Gesprächen. Wiesbaden 1897 (Verlag von Lützenkirchen und Bröcking).

[15]) Mitteilungen von Zeitgenossen nebst Skizzen und Ausführungen. Berlin 1897 (Verlag von Gebrüder Paetel).

verteilen, als bisher geschehen ist. Wenn ich das Gleichnis weiterspinnen darf: einem nur teilweis ausgeführten Mosaikgemälde werden an leergebliebenen Stellen fehlende Steinchen eingefügt, verblaßte und schadhafte durch vollkommenere ersetzt, so daß schließlich das längst bekannte Bild mannigfach ergänzt und in viel kräftigeren Farben erscheint. Geigers Sammlung selbst enthält freilich nur die einzelnen Steinchen, für deren Auffindung und Herbeischleppen ihm sicher niemand den wohlverdienten Dank vorenthalten wird. Eine „zusammenhängende und vollständige Kulturgeschichte des alten Weimar“ zu geben, lag nicht in seiner Absicht; er griff aus einem Zeitraum von mehr als drei Jahrzehnten nur solche Abschnitte für seine Betrachtung heraus, für die ihm ungedrucktes oder unbeachtetes Material zur Verfügung stand. Neben den handschriftlichen Quellen, deren Hauptmasse in Briefen von Weimaranern (Voigt, Peucer, von Müller, Froriep, Kirms) an Böttiger bestand, hat Geiger auch selten gewordene Bände von Zeitschriften und Flugschriften herangezogen und seinem Buche auf diese Weise mannigfach belehrenden Inhalt erworben. Er selbst hat mit Recht besonderen Wert auf den großen Brief Wielands an seinen Sohn Ludwig gelegt, in dem der besorgte Vater seinen Unwillen über die schriftstellerischen Pläne des Sohnes und den Zustand der deutschen Litteratur (1802) aufs kräftigste Ausdruck gibt. Die Abneigung Goethes und Schillers gegen Böttiger wurde keineswegs von allen hervorragenden Weimaranern geteilt. Schriftstücke, die auf Böttigers Weggang von Weimar Bezug haben, werden im dritten Kapitel besprochen, während das folgende Zeugnisse für die einstimmige Bewunderung des am Weimarer Himmel neu aufgegangenen Sterns Maria Paulowna zusammenstellt. In die Jahre 1804 bis 1806 fallen die Besuche des Abbee Gregoire, Frau von Staels mit Benjamin Constant und des Phrenologen Gall in Weimar. Für die Schilderung der unmittelbaren Folgen der Schlacht von Jena vermochte Geiger noch eine Nachlese zu halten, so viel auch in den letzten Jahren gerade darüber veröffentlicht worden ist. Voigt hat 1816 geschrieben: „Das Ufer der Ilm, die schlechten Häuser machen das alte Weimar nicht allein aus. Aber was bleibend ist, ist der Geist des Ganzen, wo Liebe der Wissenschaft sich mit gutmütigem

Charakter paart und eine gewisse Weltbürgerlichkeit über Kleinlichkeit und Engherzigkeit siegt." So ist er auch in der schlimmsten Zeit (Januar 1807) dafür eingetreten, daß man die Neigung zu Kunst und Wissenschaft nicht erstícke. „Nur durch unsere Litteratur bleiben wir noch Deutsche. Ich hoffe, daß man in Weimar, nach vorübergegangener Militärperiode auch wieder einen litterarischen Schwung nehmen wird. Das Theater wird auf alle Fälle salviert, wenn auch sonst einige Externa der Ökonomie nachstehen müssen. Jena wird auch nicht verabsäumt." Wie Voigt haben damals auch Goethe und Johannes von Müller geglaubt, daß nur noch die Bande der Sprache und Litteratur uns als eine Nation bewahrten. Aber gleich Goethe und Müller gehörte auch der sonst so klar blickende, tüchtige weimarische Staatsmann zu jenen, die sich von der dämonischen Gewalterscheinung Napoleons blenden ließen.

Geiger hat seinem neuesten Kapitel eine kurze Charakteristik von Goethes Amtsgenossen Voigt vorangestellt, die in dem Gebotenen recht gut und in diesem Zusammenhang genügend ist, aber dennoch wieder auf eine Lücke in der Goethelitteratur hinweist. Man sollte bei dem übereifrigen Betrieb der Goethelitteratur freilich nicht glauben, daß es noch eine solche geben kann. Aber statt der zahllosen und wertlosen Wiederholungen erschöpfter Themata wäre es wirklich dankenswert, wenn wir anschauliche Biographien oder Charakteristiken der mit Goethe zusammenwirkenden Männer wie Voigt, Ziegesar, Kirms, Bertuch, Vulpius, Kanzler Müller, Riemer, Zelter, Soret, Eberwein u. a. m. erhalten würden, wie der 10. und 12. Band der „Schriften der Goethegesellschaft" die äußere Erscheinung der Mitglieder von Goethes Freundeskreis vor Augen gestellt hat. Die Darstellung müßte aus gründlich selbständiger Durchforschung der Quellen hervorgehen, das Verhältnis zu Goethe im Auge behalten, aber zugleich den Einzelnen als selbständigen Persönlichkeiten Gerechtigkeit widerfahren lassen. Richard Meyer hat mit seiner Charakteristik Eckermanns, den Geiger im Widerspruch dazu meiner Ansicht nach viel zu ungünstig beurteilt (S. 339), einen guten Anfang zu solch einer Gemäldesammlung aus Goethes Freundeskreis gemacht. Eine der wichtigsten unter diesen Persönlichkeiten ist der lange Zeit alles leitende Minister Christian

Gottlob von Voigt. Zuerst hat Otto Jahn in seiner Ausgabe von Goethes Briefen an Voigt (1868) die Wichtigkeit dieses Lebensverhältnisses in seiner Bedeutung anerkannt, aber seitdem sind 110 weitere Briefe Goethes an seinen Amtsgenossen bekannt geworden. Aus Voigts Briefwechsel mit Böttiger teilt jetzt Geiger sowohl Äußerungen über persönliche Erlebnisse und Kunsturteile als solche über politische Vorgänge mit. Freilich klagte Voigt im Dezember 1812: „Hier zu Lande getraut man sich nicht als nur Ohr an Ohr von politischen Dingen zu unterhalten." Aber in den vertrauten Briefen an Böttiger, denen Geiger Aufschlüsse über Falks Zeitschrift: „Elysium und Tartarus" und andere politische Versuche beigesellt, ist doch genug enthalten zur Gestaltung eines ziemlich umfangreichen Kapitels: „Franzosenschwärmerei und deutsche Gesinnung bis 1815". Das ist freilich nicht Voigts eigene Meinung, sondern nur die Wiedergabe einer Äußerung des Ministers Bassano, wenn wir in einem Briefe vom 29. Dezember 1812 lesen: „Man nimmt den von der Natur empfangenen Tort als ein Glück an, weil nun erst die großen Talente des großen Kaisers recht sich zu entwickeln Gelegenheit haben." Aber ein tadelndes Wort über diese niederträchtige, im Angesicht des ungeheuren Unglücks der Armee gottlose und menschenfeindliche Höflingsphrase hat Voigt nicht beigefügt. Und seine Bewunderung für den großen Imperator äußert sich viel stärker als dies von Goethe uns überliefert ist, wie Voigt auch andrerseits von 1814 an sich viel franzosenfeindlicher äußert als Goethe je gethan hat.

Zu den vielen neuen und bemerkenswerten Zügen, die wir durch Geiger erfahren, gehört auch die Nachricht, daß Napoleon auf seiner Flucht aus Rußland bei einer Rast in Erfurt seinen Gesandten am weimarischen Hofe St. Aignan nach Goethe und Wieland gefragt habe. Goethes Unterredung mit Napoleon hat Geiger in einem eigenem Kapitel seines Buches behandelt, obwohl ihm hierfür nicht wie für die übrigen zehn Abschnitte neue Quellen zur Verfügung standen. Allein in diesem Falle war es Geiger darum zu thun, in der Streitfrage über die Glaubwürdigkeit des Berichtes in den Talleyrandschen Memoiren seine Talleyrand feindliche Ansicht noch einmal im Zusammenhang darzulegen und zu begründen. In

die Jahre unmittelbar nach den Befreiungskriegen[16]) führt uns Geiger im vorletzten Abschnitte: „Preßfreiheit und Landstände“ Hier bilden Ludens Briefe an Bertuch, den Verleger seiner Zeitschrift „Nemesis“, die Hauptquelle. Vor allem aber will Geiger die Aufmerksamkeit auf das von Ludwig Wieland redigierte weimarische „Oppositionsblatt“ lenken, das die Darsteller der politischen Geschichte jener Jahre bisher über Okens „Isis“ und Ludens „Nemesis“ vernachlässigt hätten. Die Berichte über die letzten Tage Goethes und Heinrich Meyers, denen Geiger Charakteristiken Meyers, Riemers und Eckermanns einflicht, bilden den Hauptinhalt des Schlußkapitels. In des Kanzlers Müller Briefen an Böttiger wird schon im April 1832 und dann noch öfter „die Stiftung des Museums Goethe dahier für ewige Zeiten“ als gesichert angesehen, gesichert durch „die wahrhaft grandiosen Intentionen unserer höchsten Herrschaften“. Bis die damals so nahe geglaubte Stiftung möglich wurde, ist dann noch ein halbes Jahrhundert hingegangen; aber „die wahrhaft grandiosen Intentionen“ Maria Paulownas lebten in ihrer Nachfolgerin auf dem großherzoglichen Throne fort. Und wahrlich, es ist etwas Großes um die in einem fürstlichen Hause mit fürstlichem Sinne gepflegten Überlieferungen. Als edelste Trägerin der Traditionen ihrer oranischen Ahnen und der von Anna Amalia in Weimar begonnenen Kunstpflege hat denn auch Kuno Fischer bei der Weimarer Trauerfeier der vereinigten Goethe- und Shakespearegesellschaft die Protektorin der Shakespearegesellschaft und Begründerin des Goethearchivs aufs würdigste gefeiert.[17]) Dem Leser dieser „Gedächtnisrede“ drängt sich unwillkürlich die Mahnung von Goethes Plutus auf: „Wir müssen uns in hohem Sinne fassen“. Liegt doch ein Meisterstück glanzvoller Rhetorik vor uns, das als Kunstwerk an die großen, den modernen Lesern

[16]) Die im letzten Berichte aus den „Hamburgischen Nachrichten“ wiedergegebene Mitteilung eines angeblichen Briefes des Freiherrn vom Stein an Goethe beruht nach Geigers Berichtigung auf einem Irrtum.

[17]) Großherzogin Sophie von Sachsen, Königliche Prinzessin der Niederlande. Gedächtnisrede in der Trauerversammlung am 8. Oktober 1897 im Sophienstift zu Weimar gehalten. Kuno Fischers „Kleine Schriften“. Zweite Reihe, achter Band. Heidelberg 1898 (Karl Winter's Universitätsbuchhandlung).

*

leider fremd gewordenen Muster französischer Beredsamkeit eines Bossuet, Bourdaloue, Massillon gemahnt, in der geistigen Gestaltung aber Goethes Gedankenkreis berührt. Goethe hat die Elemente seiner Individualität von den nächsten Vorfahren abgeleitet: bei einer Fürstentochter schweift der Blick weiter zurück auf die höchsten Helden, auf nahe und entfernte Schicksale ihres Hauses. Und so beschwört der Festredner die hohen Gestalten der Oranier, die durch ihre Kämpfe gegen den König von Hispanien und Frankreichs Sonnenkönig in die Geschicke aller europäischen Völker eingegriffen haben, und er weist zugleich hin auf Schillers „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande", auf Posas Worte über das kräftig gute Volk jener blühenden Provinzen, auf Goethes Egmont-drama. Der niederländischen Prinzessin drangen aus der Dichtung der weimarischen Klassiker vaterländische Töne entgegen. Wie stark in ihr das Gefühl ihrer oranischen Abstammung lebte, hat Fischer, gleichsam zur geschickten Rechtfertigung der historischen Anlage seiner Rede, aus einer mitgeteilten Briefstelle der Großherzogin belegt. Daß aber das ihr gespendete Lob nicht als höfische Schmeichelei erscheinen möchte, dafür hat neben ihrem eigenen Wirken schon Friedrich Hebbel gesorgt, der gewiß solchem Vorwurf unerreichbar, in vertrauten Briefen von ihr urteilte: „Sie ist nicht blos eine edle, sondern auch eine tiefe Frau." Nach einem dreistündigen Gespräch mit ihr über alles, was den Menschen auf Erden interessiert, glaubte er schon ein Maß von ihr zu haben. Aber nach jeder neuen Unterredung fand er, daß es für die „höchst bedeutende Frau" noch nicht hoch genug sei. Sie gehöre unmittelbar in Goethes Tasso hinein. Mit Goethe und Schiller wie mit Hebbel und Liszt hat die Fürstin ihren Namen unlöslich verbunden. Dankbar gedenken wir ihrer bei jedem Bande der Weimarer Goetheausgabe wie der „Schriften der Goethegesellschaft".

Von ihnen ist nun bereits der zwölfte Band[18]) erschienen, die Fortsetzung der im zehnten begonnenen bildlichen Mitteilungen „aus dem Goethe Nationalmuseum" enthaltend. Auch diesmal hat

[18]) Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Bernhard Suphan und Erich Schmidt. Weimar 1897 (Verlag der Goethe-Gesellschaft).

Carl Ruland wieder das Ergebnis eingehender Untersuchungen in ein paar knapp erläuternde Sätze zusammengefaßt. Von den 25 Lichtdrucktafeln sind 13 der Wiedergabe von Goethes eigenen Zeichnungen gewidmet. Im Anfang seiner italienischen Reise hatte er „eine Art illustrierten Tagebuchs beabsichtigt", das dann die Grundlage für die 1814/15 geplante illustrierte Ausgabe der italienischen Reise bilden sollte. Von den noch vorhandenen 320 Reiseskizzen Goethes ist die Mehrzahl sehr flüchtig gehalten und ohne Ortsangabe. Ruland hat nun vierzehn der besten Bilder aus dieser Masse ausgewählt, an deren Hand wir den Zeichner und Dichter von der ersten böhmischen Poststation Zwota, am Morgen des 3. September 1786, über den Brenner bis nach Syrakus geleiten können. Freilich lassen sich die einzelnen Landschaftsbilder, auch ganz abgesehen von der „antiken Landschaft" in Claude Lorrains Art, nicht alle sicher deuten. So glaube ich, daß die Vorlage für No. 11, von Ruland als das weitaus bedeutendste Aquarell Goethes aus Italien gerühmt, eher an der sizilianischen Ostküste zwischen Taormina und Messina als bei Palermo zu suchen sei. Der Ausblick auf St. Peter und die vom Mond beleuchtete Cestiuspyramide sind vielleicht besonders geeignet, auch bei oberflächlicher Besichtigung zu überzeugen, daß Goethe in Italien sich nicht ohne Erfolg als Zeichner abgemüht habe. Überhaupt gewährt die ganze Reihe dieser italienischen Skizzen, denen eine Zeichnung des Sesenheimer Pfarrhauses vorangeht, einen eigenen Reiz. Die Personenbilder werden durch die Originalzeichnung Schwerdgeburths, das letzte Bild, zu dem Goethe überhaupt gesessen (24. Januar 1832), und eine bei Zarncke nicht enthaltene Silhouette (von 1817?) eröffnet. Drei weitere Silhouetten stellen Karl August und die beiden Herzoginnen dar. Das Pastellbild des Knaben Jerusalems stammt nicht aus Goethes eigenen Sammlungen. Ihnen gehörte aber das schon von Weizsäcker („die Bildnisse Wielands" Stuttgart 1893) beschriebene Wielandporträt von Joh. Fr. Lortzing an und das lebensvolle Aquarell der zeichnenden Korona Schröter von G. M. Kraus (1785). Alle übrigen Bilder sind von Schmeller, dem Goetheschen Hausmaler, für die Sammlung seiner Porträte aus dem Freundeskreise gezeichnet. Wir erhalten diesmal die

Bildnisse von Vulpius, Riemer, Eckermann, dem Kanzler von Müller, Sulpiz Boisseree, Felix Mendelssohn, Karl von Holtei. Der schlesische Dichter, als dessen Geburtsjahr Ruland irrtümlich wieder 1797 statt 1798 angegeben hat, erzählt in seiner „Wahrheit und Dichtung", den „Vierzig Jahren", daß außer der Schmellerischen Zeichnung in Goethes großer Sammlung auch noch ein zweites Konterfei von ihm in Weimar genommen worden sei. Es schmeichelte ihm nicht wenig, daß „die geist- und talentreiche Gräfin Julie Egloffstein, welche mit Meisterhand die Physiognomieen aller Durchreisenden, die ihr dessen wert erscheinen, aufs Papier zauberte", auch ihn in ihr Stammbuch aufgenommen habe. Julie von Egloffstein gehörte ebenfalls dem Goethischen Kreise an, und über ihr Zeichentalent hat Goethe sich in den Gesprächen mit Müller sehr freundlich geäußert. Im Goethearchiv oder -Museum aber ist außer Holteis Bild auch noch anderes von dem rasch schaffenden Holtei vorhanden. Ottilie von Goethe bediente sich seiner Hilfe bei Schaffung ihrer Hauszeitschrift, des „Chaos." Möchte die Veröffentlichung des Holteibildnisses ein gutes Vorzeichen werden, daß wir in einem der nächsten Bände der „Schriften der Goethegesellschaft" endlich eine zugängliche Ausgabe jener nur im Kreise der Mitarbeiter und nächsten Freunde verschenkten Zeitschrift[19]) erhalten. Es ist ein berechtigter Wunsch, den gewiß Viele hegen.

Daß Holtei zu den ganz Wenigen gehörte, denen August von Goethe Freundschaft und volles Vertrauen schenkte, ist seit der Veröffentlichung von Holteis Autobiographie bekannt. Die Herausgabe seines Briefwechsels mit dem Sohne Goethe erklärte er noch in der zweiten Auflage der „Vierzig Jahre" (1859) für unmöglich. Seinen Briefwechsel mit Johanna Schopenhauer wollte er dagegen veröffentlichen, sobald die Letzten der Beteiligten gestorben seien. Er rühmte ihn als reich an neuen Aufschlüssen über Goethe und das Leben in Weimar, die aber in dem 1870 von ihm thatsächlich veröffentlichten Briefen nicht zu finden sind. Zu den in den „Vierzig

---

[19]) Die Hochstiftsbibliothek besitzt ein ziemlich vollständiges Exemplar dieses seltenen, im Buchhandel nie erschienenen Druckes. (Gütige Mitteilung von Herrn Dr. O. Heuer).

Jahren" mitgeteilten Gedichten von August von Goethe[20]) möchte ich noch eines fügen, das zwar bereits gedruckt, aber trotzdem so gut wie unbekannt geblieben ist. Holtei hat den „Abschiedsgruß", mit dem August 1828 das Geschenk einer Mappe mit einer Ansicht von Goethes Gartenhaus begleitete, in der nur als „vertraute handschriftliche Mitteilung" an Freunde verteilten Sammlung „An Grabes Rande" (Breslau 1870) zum Abdruck gebracht.[21]) Die Verse lauten:

So lebe wohl! Du hast mich froh gemacht.
Geleite dich von hier ein guter Stern!
Lang' hab' ich nicht von Herzen so gelacht;
O glaube mir, ich denke dein auch gern.

Im Ernsten hast du mich auch stets bezwungen,
Und meine Thräne geb' ich gern dir hin.
Wem Ernst und Scherz in solchem Maß gelungen,
Der läßt den Pfeil zurück bei'm schnellen Flieh'n.

Nimm denn von mir das Liebste, was ich habe:
Es ist mein Glück, mein Himmel, mein Genuß.
Bescheiden ist die stille, kleine Gabe —
Für dich war's nimmer ein Verschluß.

Das Holteibild schließt, Goethes Zeichnung das „Pfarrhaus zu Sesenheim" eröffnet die Reihe der diesmal in den „Schriften der Goethegesellschaft" mitgeteilten Bilder. Die Zeichnung erweist sich als eine besonders wertvolle Goethereliquie, denn auf ihrer Rückseite befindet sich ein Autogramm Friederike Brions (Monsieur Monsieur Goethe a Strasbourg). Eine leichte, hübsche und herzliche Hand rühmt Goethe selbst in „Dichtung und Wahrheit" von den Schriftzügen der Straßburger Freundin; Gustav A. Müller, der seinem ersten Buche über Sesenheim und Friederike (vgl. X, 478) nun noch ein zweites „Goethe in

[20]) Sie sind auch wieder abgedruckt in der sonst übel zusammengestrichenen zweibändigen Jubiläumsausgabe der „Vierzig Jahre" Breslau 1898 (Verlag von Eduard Trewendt).

[21]) Ich verdanke die Bekanntschaft mit diesem seltenen Buche wie mit den Briefen Johanna Schopenhauers an Holtei dem liebenswürdigen Entgegenkommen von Herrn Professor J. Caro in Breslau, der die Sammlung aus Holteis eigener Hand empfing.

Straßburg" [22]) nachgesendet hat, spricht angesichts ihrer Autogramme von einer „wahrhaft gebildeten Hand". Müller hat bekanntlich mit rührendem Eifer für die Gründung eines Friederiken-Museums in Sesenheim gewirkt. Ein liebenswürdiger dilettantischer Sammeleifer spricht auch aus den vier Aufsätzen seines zweiten Buches. In einem Stammbuch Christian Brions hat Müller eine Zeichnung des Sesenheimer Pfarrhauses von 1783 gefunden. Die Äußerungen in Gambs Tagebuch, die durch Froitzheim hervorgezogen worden sind, hält er durch Goethes „Dichtung und Wahrheit" beeinflußt, schwerlich mit Recht. Die ganze Geschichte wird in dem Kapitel „Das Verhältnis zwischen Goethe und Friederike" noch einmal durchsprochen, wobei Goethe gegen Froitzheims Anklagen in Schutz genommen wird; betreffs der späteren Skandalgeschichte scheint Müller eher der Anklage zuzustimmen, doch spricht er sich nicht deutlich darüber aus. Die „Straßburger Erinnerungen in Goethes Faust" verweisen auf die von Froitzheim mitgeteilten Aktenstücke; der Dom und die Tanzlust brauchen wohl eben nicht auf Straßburg bezogen zu werden, und die Ähnlichkeit zwischen Gretchen und Friederike ist schon oft erwähnt und oft bestritten worden. Die Bemerkungen über Salzmann und Straßburger Professoren enthalten ebenfalls nichts, was die Ausgabe eines eignen neuen Buches über die zum Überdruß schwerfällig abgehandelten Dinge rechtfertigen würde. Dagegen haben Goethes Beziehungen zu Gießener Professoren in hübscher und dankenswerter Weise eine Würdigung erfahren in Alfred Bocks kulturgeschichtlichen Bildern „Aus einer kleinen Universitätsstadt." [23]) Zur Vervollständigung würden freilich neben Höpfner und Johann Wilbrand, mit deren ersterem Goethe in den Tagen der „Frankfurter gelehrten Anzeigen" mündlich und schriftlich verkehrte, während er in dem Physiologen 1820 einen Anhänger seiner Farbenlehre fand, auch noch Bahrdt und der Almanach-Herausgeber Schmidt zu nennen sein, die beide

---

[22]) Eine Nachlese zur Goethe und Friederikenforschung aus der Straßburger Zeit. Mit vielen neuen Abbildungen. Leipzig 1896 (Neuer Verlag von Georg Heyne).

[23]) Gießen 1896 (Verlag von Emil Roth).

den Unwillen des jungen Goethe erregten. Ein „Bund inniger Freundschaft" ist das nur kurze Zeit währende freundliche Verhältnis zu Höpfner aber wohl niemals gewesen. Zur Goethelitteratur gehört in Bocks Buch auch der Aufsatz „Klinger auf der Universität." Hatte Goethes Empfehlung doch den Freund in Höpfners Haus eingeführt und vermittelte Höpfner den Verlag der von Goethe an Klinger geschenkten dramatischen Satiren des Götzdichters. Daß dieser nicht, wie Frau Professor Höpfner später erzählt haben soll, schon im August 1772 in Gießen als berühmter Dichter angestaunt werden konnte, ist selbstverständlich, denn erst ein volles Jahr später erschien sein „Götz von Berlichingen."

Am 7. April 1773 bat Goethe in einem Briefe Höpfner, seinen Spinoza noch ein wenig behalten zu dürfen. Die Art der Erwähnung des Spinozismus in den „Ephemerides" beweist, daß Goethe in Straßburg wenigstens von Spinozas Ethik noch keine eigene Kenntnis besaß. Höpfner hat also immerhin dazu mitgeholfen, Goethe eine der für seine ganze Entwickelung wichtigsten Bekanntschaften zu vermitteln. Was in Goethes Jugendwerken im weitesten Sinn überhaupt auf Spinoza hinweist oder spinozistischen Gehalt aufweist, festzustellen und das Ergebnis dieser Untersuchung mit Goethes eigener Darstellung in „Dichtung und Wahrheit" zu vergleichen, hat Robert Hering in seiner Inaugural-Dissertation „Spinoza im jungen Goethe" versucht.[24]) Und gerade er weist Höpfner dabei besondere Wichtigkeit zu, da des Gießner Professors Studien über Natur- und Staatsrecht, über die sich Goethe bei seinem ersten Besuch mit ihm unterhielt, auch eine Auseinandersetzung mit Spinozas theologisch-politischem Traktat nahelegten. Goethes Straßburger Dissertation enthielt nach dem wenigen, was wir darüber wissen, in der Anerkennung der äußeren Religionshoheit des Staates Grundsätze, die auch Spinozas Traktat anerkannte. Aber als nächstliegende Quelle, wie Hering (S. 12) annimmt, ist der theologisch-politische Traktat doch nicht anzusehen. Dagegen erscheint mir Herings Vermutung, daß ein Zusammenhang zwischen jener uns nicht erhaltenen Dissertation und der einen der „zwei

[24]) Leipzig 1897.

biblischen Fragen" von 1773 („Was stund auf den Tafeln des Bundes?") vorliege, durchaus zutreffend. Überhaupt ist die vorsichtig prüfende Kritik, mit der Hering verfährt, wohl geeignet, seinen Behauptungen Zustimmung zu verschaffen, obwohl er gegen manche festgewurzelte Ansichten ankämpft. Ein feststehendes Zeugnis für Goethes Bekanntschaft mit Spinozas Ethik und zwar dem lateinischen Urtexte erblickt Hering in Goethes Brief an Lavater vom 26. April 1774, während ihm die Aufzeichnung Goethischer Äußerungen in Lavaters Tagebuch der Rheinreise — denen ich höhere Bedeutung zuschreibe — nur die Teilnahme des Dichters an Spinozas Persönlichkeit, nicht ein Eingehen auf seine Lehre zu bekunden scheinen. Bei der Suche nach Spinozas Spuren in Goethes Jugenddichtung erinnert er mit gutem Grunde daran, daß es Goethes ganzer dichterischer Arbeitsweise fern gelegen habe, „von außen an ihn herangetretene philosophische Ansichten dichterisch zu gestalten; der Weg, den Goethe ging, führte nicht von dem gegebenen abstrakten Gedanken zur Ausfüllung durch die gestaltende Poesie, sondern umgekehrt fand die Masse seiner Erlebnisse in ihm dichterische Bearbeitung, die dann diese Erlebnisse in eine höhere Sphäre hob". In den leidenschaftlich bewegten Frankfurter und ersten Weimarer Jahren findet Hering aber keinen inneren Zusammenhang zwischen der Lebensführung des Genies und Spinozas Beruhigungslehre. Er sympathisierte wohl mit dem Menschen Spinoza, eine genaue Kenntnis seines philosophischen Systems war ihm noch kein Bedürfnis geworden. Kleine Züge in den Dichtungen verraten zweifellos den Einfluß Spinozas, vieles, wie selbst das Glaubensbekenntnis Fausts, könnte aber auch ohne die Kenntnis Spinozas geschrieben sein. Mahomet, für dessen Quellen Hering dankenswerte Nachweise gibt, stehe mit Spinozas Anschauungen sogar in vollem Widerspruch, und selbst für Prometheus sucht Hering den Beweis zu führen, daß das Drama mit Unrecht für spinozistisch gehalten worden sei. Das später entstandene Gedicht konzentriere nur die Gedanken des Dramas. Goethe habe manches, was er selbständig gedacht hatte, bei Spinoza scharf formuliert vorgefunden, manches Samenkorn aus Spinozas Acker in seine Gärten herübergenommen, aber auf die Bildung der Weltanschauung des

jungen Goethe „konnte Spinoza nicht den Einfluß üben, daß irgend welche spinozistische Züge als integrierender Bestandteil des Ganzen zu verzeichnen wären". Hering meint, Lavaters Schilderung des Spinozabildes im dritten Teile der „Physiognomik" werde von dem Urteil des jungen Goethe nicht zu weit abgewichen sein. Als Goethe „Dichtung und Wahrheit" schrieb, habe sich ihm die zeitliche Reihenfolge der Eindrücke verschoben; da habe er einen Einfluß, der erst in den achtziger Jahren mit voller Stärke auf ihn wirkte, schon für ein früheres Jahrzehnt angenommen.

Gewiß lassen sich manche Einwendungen gegen diese Darstellung begründen, aber die ganze Untersuchung ist folgerichtig durchgeführt, anregend und belehrend, für eine Dissertation von erfreulicher Reife zeugend. Hering scheidet wie im Allgemeinen betreffs Spinozas so auch im Besondern beim „Ewigen Juden" zwischen der Jugenddichtung und der späteren Angabe eines vertieften Planes. Ich habe schon im vorhergehenden Bande der Hochstiftsberichte (S. 17* f.) bekannt, daß ich solcher Scheidung nicht beipflichten kann. Hans Eschelbach hat in seiner Übersicht der zahlreichen „poetischen Bearbeitungen der Sage vom ewigen Juden" [25]) den in „Dichtung und Wahrheit" mitgeteilten Plan gelobt auf Kosten der ausgeführten Fetzen, deren derb-burlesken Ton er abstoßend findet und ungerechter Weise mit dem „Jahrmarktsfest" und „Pater Brey" zusammenstellt. Als eine Eigenheit Goethes im Gegensatz zu allen andern Bearbeitungen bezeichnet er die eingehende Behandlung und psychologische Vertiefung des sonst vernachlässigten ersten Teils: die Schilderung Ahasvers vor seiner Verfluchung. Daß wir statt des großen geplanten Epos nur die wenigen Verspartieen haben, beklagt auch Eschelbach, der selbst einen „ewigen Juden" gedichtet hat. An eine Ausdichtung der Goethischen Bruchstücke wird sich wohl niemand wagen. Ist eine solche Fortführung doch selbst bei weit geringeren Dichtungen bedenklich genug. Für Goethes politisches Drama „die Aufgeregten" hat Felix von Stenglin eine solche „ergänzende Bearbeitung" [26])

---

[25]) Baden-Baden 1896 (Peter Weber, Verlagshandlung).

[26]) Berlin 1897 (Verlag von Alexander Duncker).

neuerdings gewagt. Unbedingt lobenswert erscheint dabei das Bestreben, nur das notwendigste eigener Mache einzufügen, ja lieber mager zu erscheinen als durch eine fremde Tonart zu stören. Die Parlamentskomödie, die nach Goethes Plan der Höhepunkt des Ganzen hätte werden sollen, deren Ausführung aber auch Goethe selbst als besonders schwierig empfand, ist dabei freilich zu kurz gekommen. In Goethes Sprachweise hat der Ergänzer sich gut hineingefunden, aber die Sprachweise in den „Aufgeregten“ ist allerdings nicht eben die des Dichters Goethe, sondern die eines mit überlegener, kühler Klugheit seinen Personen vorsprechenden Lehrers. Kein Ton der kraftvoll poetischen Sprache des „Götz“ hallt in dieser Prosa wieder, und keine dichterische Wirkung kann von dem fragmentarischen Revolutionsdrama ausgehen.

Zur Geschichte der Einwirkungen des Götz und des Werther hat Bruno Golz in seinem fleißigen Buch über die „Pfalzgräfin Genoveva in der deutschen Dichtung“ [27]) einige gute Beobachtungen beigesteuert, indem er den Spuren beider Jugendwerke in Maler Müllers „Golo und Genoveva“ nachging. Auch Goethes Stellung zur Tieckischen „Genoveva“ wird in der aus verständnisvollem Studium und selbständig kritischem Urteil hervorgegangenen tüchtigen Arbeit erörtert. Das Verhältnis des jungen Goethe zu Herder kommt dagegen zur Sprache in Eugen Josephs eingehender und interessanter Untersuchung über „Das Heidenröslein“. [28]) In der ersten Anmerkung giebt Joseph eine Zusammenstellung der bisherigen Aufsätze und Meinungen, denen er nun mit einem ganzen Buche sich anschließt. Und wenn das nicht blos humorvolle, sondern auch scharf treffende Spottgedicht der Münchener „Fliegenden Blätter“ über die philologischen Ausleger des „Heidenröslein“ nicht durch sein Buch hervorgerufen sein sollte, so hat er — unbeschadet allen Lobes, das seiner Ausübung „höherer Kritik“ gebührt — doch selber einen Beleg für die Berechtigung des Spottes der „Fliegenden“ geliefert, einen Beleg, dem ich nun meinerseits wieder durch Besprechung des Buchs noch ein weiteres Blatt beifüge.

---

[27]) Leipzig 1897 (Druck und Verlag von G. B. Teubner).

[28]) Berlin 1897 (Verlag von Gebrüder Paetel).

Joseph geht von der unanfechtbaren Behauptung aus, daß der Unterschied der Lesarten zwischen dem „Heidenröslein“, wie es 1789 in Goethes Schriften erschien und dem 1779 von Herder mitgeteilten älteren deutschen „Fabelliedchen“ Goethe keinen Anspruch auf Autorschaft des Gedichtes gewähren würde. Daran reiht er eine scharfsinnige Zergliederung des „Heideröslein“ in Paul von der Aelsts Liederbuch aus dem Jahre 1602 (in Uhlands „Volksliedern“ I, 111). Joseph versucht eine ältere und einfachere dreistrophige Form des Volksliedes aus den sieben Strophen bei Aelst herauszuscheiden und, wenn man ihm auch nicht in allen Einzelheiten zuzustimmen braucht, so darf doch der Beweis, daß Aelsts Text nicht der ursprüngliche ist, als erbracht angesehen werden. Mir schien stets einerseits die Ähnlichkeit zwischen dem „Fabelliedchen“ und Aelst zu gering, um eine unmittelbare Beziehung anzunehmen, andererseits das Zusammenklingen des Refrains „Röslein auf der Heiden!“ zu auffallend, um jeden Zusammenhang zu bezweifeln: durch Josephs Kritik des alten Liedes fand ich meinen seit langem gehegten Glauben bestätigt, daß Goethe bei seinem Sammeln von Volksliedern eben eine andere Fassung des Aelstischen „Heideröslein“ aufgestoßen sei. Joseph erwähnt (S. 115) wohl diese Ansicht, die man nach dem ersten Stadium seiner Untersuchung auch als seine eigene erwarten sollte, aber er teilt sie keineswegs. Das von Herder mitgeteilte „Fabelliedchen“ zwar nimmt er nicht blos unbedingt für Goethe in Anspruch, sondern ist sogar kühn genug, ihm seine Stellung im Kreis der Friederikenlieder anzuweisen. Im April 1771 findet er den Zeitpunkt in dieser Liebesnovelle, in dem Goethe bei Umarmung der Braut („im Genuß“) die ihn sonst beängstigende Verantwortung („das Leiden“) vergaß. Möglich, daß mit solchen Kombinationsspielen in einem Falle man einmal der Wahrheit nahe kommt: ich glaube nicht daran, daß der philologische Scharfsinn dazu ausreicht, die wechselnden Stimmungen eines verliebten und dichtenden Jünglings so genau verfolgen zu können. Als einmal in Uhlands Gegenwart über das Vorbild von Schillers Laura gesprochen wurde, äußerte er, „man verkenne ganz die Freiheit der Poesie, wenn man jedes Gedicht wie einen Erguß über eine besondere Begebenheit oder

Person, über ein besonderes Verhältnis ansehe. Wie viel könne in dem Dichter auf dem Weg zu dem Gedicht noch vorgehen, eh' dasselbe in die Wirklichkeit hervortrete" (Notter, L. Uhland S. 156). Diese Warnung des Dichters dürften sich viele Ausleger besser vor Augen halten. Was aber Josephs weitere Beweisführung betrifft, so stehe ich zu ihr in vollem Widerspruche. In Karoline Herders „silbernem Buch" findet sich ein Gedicht ihres Bräutigams „Die Blüte", das unbefangenen Lesern wohl immer als eine schwächliche Nachahmung des „Fabelliedchens" erscheinen wird, während ein genauer Kenner Herders wie Suphan es treffend nach Herders Eigenart charakterisiert als „ein Seitenstück ohne das Erotisch-symbolische des Originals". „Die Blüte ist Contrafaktur Herders" lautet eine These Erich Schmidts über diese Frage. Ich weiß wohl den jugendlichen und den gealterten Herder zu unterscheiden. Aber wie der Verbitterte 1801, angeregt durch „Paläophron und Neoterpe" und doch im Widerspruche zu Goethes „bethulichem Wesen", „Äon und Äonis" als reinere und belehrende Dichtung der Goethischen gegenüberstellte, so hat 1771 der Lehrer, der sich dem spechtischen Wesen des lebhaften Studenten weit überlegen fühlte, das „Fabelliedchen" in eine reinere moralische Sphäre gehoben. Den dichterischen Reiz des volkstümlichen „Fabelliedchens" hat er voll empfunden, aber für seine Braut hat er eine Umdichtung für passend erachtet, die in eine zeitgemäße Moral auslief, statt in die bedenklichen Schlußverse „Aber er vergaß darnach beim Genuß das Leiden", die Goethe selbst später änderte, vielleicht gar auf Karolinens Wunsch, deren moralische Bedenken ihn in ein paar Fällen 1789 nachweisbar zu Änderungen bei seinen Jugendgedichten bestimmten. Daß umgekehrt Goethe „die Blüte" gekannt und erst auf sein Verhältnis zu Friederiken umgedichtet, dann aber ohne jede thatsächliche Unterlage Herder als ein Volkslied vorgetragen habe, diese Annahme von Joseph erscheint mir bei einer Vergleichung beider Gedichte ganz unmöglich.

Während Joseph Goethes Auffinden eines Volksliedes vom „Heideröslein" im Elsaß ausschließt, kombiniert er ein Zwischenglied zwischen Aelsts Text, den Herder besaß, und der „Blüte." Eine Äußerung Chr. F. Weißes, daß Herder 1768 Verbesserungen zu

seinen Kinderliedern gemacht habe, veranlaßt ihn, diesen Verbesserungen nachzuspüren, und wirklich findet er dabei ein Lied Weißes „Die Rosenknospe“ (deren Motive er in Richardsons „Clarissa“ nachzuweisen sucht), an dem Herder ein Exempel statuiert habe. Weder Josephs Beweisführung noch die wiederholte Vergleichung von Weißes „Rosenknospe“ und Herders „Blüte“ vermochten mich zu überzeugen, daß der so kunstvoll ausgesonnene Zusammenhang zwischen beiden Gedichten in Wahrheit vorhanden sein könne. Das wertvolle Ergebnis von Josephs Buch liegt in seiner Untersuchung des Aelstischen Textes; sobald er aber in den Goethe-Herderischen Kreis übergeht, bewegt er sich in einer Kette von Trugschlüssen, denen zu folgen mir ganz unmöglich erscheint.

Auf Goethes Sammeln von Volksliedern in Folge Herderscher Anregungen und seine eigene Dichtung von Balladen im Volkston wird auch in H. F. Wageners Zusammenstellung der Zeugnisse für „das Eindringen von Percys Reliques in Deutschland[29]) hingewiesen. Für „Erwin und Elwire“ kann freilich ebensogut Goldsmith wie Percy die Anregung gegeben haben. Joseph hat mit Recht hervorgehoben, wie Goethes dichterisches Empfinden sich auch in der Änderung bewährt habe, mit der er statt des Tretens des Fußes, von dem in Aelsts „Heideröslein“ die Rede ist, das Ritzen des Dorns gesetzt hat. Es gehört zugleich zu den Belegen für Goethes Naturempfinden und -beseelung. Über „Goethes Naturgefühl“ hat Witold Barewicz den ersten Abschnitt einer umfangreicheren Arbeit als Gymnasialprogramm erscheinen lassen.[30]) Er führt wohl Bieses Buch an, aber unbekannt scheinen ihm Bieses zwei Aufsätze im 59. Bande der „Preußischen Jahrbücher“ geblieben zu sein: „Die ästhetische Naturanschauung Goethes in ihren Vorbedingungen und in ihren Wandlungen“. Aus dem vorliegenden Teile von Barewicz' Arbeit, in dem nur Äußerungen aus den Briefen und Tagebüchern zusammengestellt sind, läßt sich eben keine neue Kenntnis aber auch noch kein Urteil über seine Verwertung des so aneinander gereihten Materials gewinnen.

---

[29]) Heidelberg 1897 (Inaugural-Dissertation).

[30]) Drohobycz in Galizien 1897.

Eine gediegene und wertvolle Untersuchung über „die philosophischen Grundgedanken in Goethes Wilhelm Meister"[31]) hat J. Schubert den älteren Arbeiten von Wieck, Gregorovius und Jung über die sozialistischen Elemente im Meister zur Seite gestellt. Obwohl ein „enger organischer Zusammenhang" zwischen den Lehr- und Wanderjahren Goethes Absicht vollständig ferne lag, ist ein innerer Zusammenhang nicht blos durch Wilhelms Charakter gegeben. Der Wilhelm des ersten Teils strebt nach der ästhetisch-harmonischen Ausbildung des Individuums. Die „Lehrjahre" spiegeln des Dichters eigene Erlebnisse, sein eigenes Streben „aus der beschränkt bürgerlichen Sphäre hinauszugelangen in Regionen, die jenes tiefste Bedürfnis nach freier Entfaltung der Persönlichkeit, nach einer von höheren Gesichtspunkten getragenen Lebensgestaltung möglich machten". In den „Wanderjahren" tritt an den Einzelnen die Aufgabe heran, sich als nützliches Mitglied der Gesamtheit zu erweisen und ihren neu hervortretenden Forderungen zu dienen. „Während es sich in den „Lehrjahren" um das Verhältnis von Bürgertum und Adel handelt, ist es in den „Wanderjahren" der arbeitende Stand, den der Dichter auf den Plan rücken läßt. In ihm erblickt er den eigentlichen Träger der Probleme, welche unser Jahrhundert am stärksten zu erregen bestimmt sind, und das zu einer Zeit, wo Deutschland noch wirtschaftlich und sozialpolitisch in tiefem Schlummer lag." Unrecht sei es wegen der formalen Mängel der „Wanderjahre" ihren tiefen Ideengehalt so zu vernachlässigen, wie das leider allgemein geschehen. Schubert möchte für den fast die ganze dichterische Lebensthätigkeit umspannenden „Meister" gerade von philosophisch interessierten Kreisen ähnliche Teilnahme fordern, wie sie dem „Faust" ununterbrochen gewährt worden sei. Indem Schubert in seinem einleitenden Kapitel das Verbindende und das Trennende der Charaktere Werthers und Wilhelms darlegt, dehnt er den „Meister" in der That über Goethes ganzes Leben aus.

In einem seiner gehaltvollen Briefe, welche die Vollendung des Goethischen Romans begleiteten, hat Schiller sein Staunen ausgedrückt (9. Juli 1796), daß Goethe einen so sentimentalen Charakter

[31]) Leipzig 1896 (Druck und Verlag von C. G. Naumann).

wie Wilhelm seine Lehrjahre ohne jede Hilfe der Philosophie, „jener würdigen Führerin", vollenden lasse. In welch innerer und inniger Beziehung Lehr- und Wanderjahre, besonders aber die letzteren zu philosophischen Ideen stehen, hat Schubert lehrreich und überzeugend untersucht. Vor allem ist seine Darlegung über das Verhältnis von Fichtes Lehren zu den in der pädagogischen Provinz geübten Grundsätzen beachtenswert; aber auch in einer Gestalt wie Nataliens Oheim sieht er mit Recht Fichtische Grundsätze lebendig (S. 57). Und im Kreise des Oheims erhalten wir in den „Wanderjahren" Andeutungen über das Verhältnis von Privatbesitz zu den Forderungen der Allgemeinheit. Daß gerade solche Fragen, im besonderen jene über das Verhältnis von Industrie und Ackerbau, auch in Immermanns „Epigonen" mit Ernst und Einsicht behandelt werden, hat Schubert übersehen, wenn er (S. 22) in ungerechter Weise in ihnen nur einen Ableger der Bildungs- und Künstlerromane, also einer einzelnen Richtung der „Lehrjahre" anerkennt. Den Gegensatz zwischen Adel und Bürgertum, den Immermanns Roman schildert, hat Goethe freilich schon in der „Sozialaristokratie der Lehrjahre" überbrückt; in den „Wanderjahren" erscheine „die ständische Gliederung aufgehoben zu gunsten einer Berufsgliederung und -organisation". Von den Führern des künftigen „Weltbundes" führt Lenardo die Auswandernden übers Meer, Odoardo soll an der Spitze der Zurückbleibenden die notwendige Änderung der verwickelten alten Verhältnisse allmählich herbeiführen (S. 131). Der Ausblick auf ein freies Volksgewimmel auf freiem Grund soll sich auch hier wie im „Faust" eröffnen. Ja, wenn man erst durch die schrullenhafte Einkleidung der „Wanderjahre" hindurchdringt, so gewahren wir gerade in ihnen das Erfassen und die Lösungsversuche von Problemen, welche unsere Gegenwart beschäftigen. Der alte Goethe, dem man so gerne die Abwendung von Tagesinteressen zum Vorwurf macht, erweist sich hier, seiner eigenen Zeit vorausgeeilt, mit den wichtigsten Tagesfragen des ausgehenden Jahrhunderts beschäftigt.

Dem thatsächlichen Entwickelungsgange der deutschen Kultur entspricht es, daß auch bei Goethe die Lösung der ästhetischen Bildungsfragen den sozialen Aufgaben vorausgehen mußte, erst

der in „Lehrjahren“ erzogene Wilhelm in erweiterte Interessenkreise eintritt. Hat doch auch Schiller in den „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen“ eine fruchtbare politische Bethätigung erst als Folge der ästhetischen Einzelbildung in Aussicht gestellt. Schubert bezeichnet mit vollem Rechte die Briefe über ästhetische Erziehung als „eine philosophische Parallele“ zu Goethes „Lehrjahren Wilhelm Meisters“.

Die Erwähnung der ästhetischen Briefe führt Schubert von selbst dazu, das Verhältnis Schillers zu Kant zu streifen. Unter dem gewaltigen Eindruck der Kantischen Ethik habe Schiller den Eudämonismus seiner jugendlichen Gährungsperiode überwunden, aber der Künstler in ihm habe gegen die Unterdrückung der individuellen Neigung durch den kategorischen Imperativ, „gegen die Dissonanz reagiert, welche bei der Unterdrückung des natürlichen Menschen durch den sittlichen notwendig entsteht.“ Die hier blos gestreifte Streitfrage, ob Schiller nur Kants Idee des Sittlich-Schönen des weiteren ausgeführt habe oder „was Inhalt und Werdegang seiner Lebensauffassung betrifft, im Grunde Kant gegenüber selbständig“ sei, bildet den Kernpunkt der Untersuchung in Adolf Baumeisters Programm „Über Schillers Lebensansicht insbesondere in ihrer Beziehung zur Kantischen“,[32]) während Paul Geyer in seinem Buch über „Schillers ästhetisch-sittliche Weltanschauung[33]) sie in einem der drei einleitenden Kapitel erledigt hat. Geyers Buch selbst besteht in einem für Schulzwecke wohl brauchbaren Kommentare zu Schillers Schriften über das Erhabene, das Pathetische, Anmut und Würde, über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen und über die tragische Kunst. Das Schlußkapitel, welches Schillers Theorie der Tragödie mit den Definitionen von Aristoteles und Lessing vergleicht, ist ziemlich unbedeutend. Schillers Verdienst gegenüber dem Kantischen System schränkt Geyer darauf ein, daß Schiller „die Kantischen Abstraktionen an den Thatsachen seiner reichen und tiefen psychologischen und

---

[32]) Tübingen 1897 (Beilage zum Jahresbericht des Kgl. Gymnasiums).

[33]) Aus seinen philosophischen Schriften gemeinverständlich erklärt. Berlin 1896 (Weidmannsche Buchhandlung).

künstlerischen Erfahrung erprobt und erhärtet und dem Ganzen eine abgerundete schöne und somit weiten Kreisen verständliche und gefallende Form gegeben hat". Da aber Geyer selbst im Vorwort die Entstehung seines Buches damit gerechtfertigt hat, daß Schillers Abhandlungen für das ungeschulte Denken nicht viel verständlicher seien als die technische Darstellungsweise Kants, so schrumpft auch dieses Verdienst Schillers bedenklich ein. Die Ansicht, daß Schiller keine Selbständigkeit gegenüber der Kantischen Lehre zukomme, wurde zuletzt am entschiedensten durch Kühnemann vertreten (vgl. XI, 420). Baumeister giebt einen kurzen Überblick über die entgegenstehenden Meinungen, faßt aber seinerseits den Gegensatz zwischen Kant und Schiller schärfer als seine Vorgänger, indem er, sehr gewagt, Schiller als Vertreter des objektiv dogmatischen Monismus jenem Dualismus, dem die Kantische Philosophie zuzuzählen sei, entgegenstellt. Dem Kantischen Dualismus hat eben erst Rudolf Steiner in seinem Buche über „Goethes Weltanschauung" (vgl. XIII, 304) eine schroffe Absage erteilt. Das Bestreben, eine Einheit und Harmonie zwischen den feindlichen Kräften und Regungen (Sinnenglück und Seelenfrieden, Anmut und Würde, Naiv und Sentimentalisch, Idealisten und Realisten, Natur und Kultur, Stofftrieb und Formtrieb) herzustellen, durchzieht Schillers ganze Philosophie und philosophische Dichtung. Es bleibt mir indessen mehr als zweifelhaft, ob dieser Versuch nach Versöhnung der beiden Gegensätze uns nach philosophischem Sprachgebrauch berechtigt, Schiller als einen Vertreter des Monismus in Anspruch zu nehmen. Nicht zweifelhaft dagegen erscheint mir, wie ich schon bei Besprechung von Geils und Kühnemanns Arbeiten betont habe, daß Schiller auf Grundlage des Kantischen Systems eine selbständige Weiter- und Umbildung der Lehre vom Sittlich-Schönen durchgeführt habe. In dem nicht eben klar angelegten, aber manch Beachtenswertes bringenden Programm Baumeisters verdient besondere Aufmerksamkeit der Hinweis auf die verschiedene Auffassung des Sinnlichen bei Schiller und Kant und mehr noch der mit reichem Material belegte Versuch, Schillers Gebrauch des Wortes „Natur" festzustellen.

Einen neuen Hinweis auf die von Kant empfangenen Anregungen gab Paul Kaiser in seiner Untersuchung nach den

Spuren einer uns nicht erhaltenen Schillerischen Abhandlung.[34]) Aus Ludwigsburg hat Schiller im Oktober 1793 an Körner von der Ausarbeitung einer kleinen Schrift über den „ästhetischen Umgang" berichtet. Es liegt am nächsten, in den später entstandenen beiden Abhandlungen „Über die Gefahr" und „Über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten" einen Ersatz für jene verschwundene Schrift zu suchen. Die Quelle für Schillers Aufsatz vermutet Kaiser aber in Kants Bemerkungen „vom empirischen Interesse am Schönen" (Kritik der Urteilskraft § 41), und Spuren der Schrift vom ästhetischen Umgang glaubt er auch in dem Briefe an den Herzog von Augustenburg vom 21. November 1793, im letzten der ästhetischen Briefe, zu finden. Während ihrer Ausarbeitung findet Schiller für das Wesen des ästhetischen Umgangs die neue Formel: „Der ästhetische Umgang gehört zu der Kunst des schönen Scheins." Wir werden bei diesem Ausdruck wieder ganz von selbst an „Wilhelm Meisters Lehrjahre" erinnert, deren Held ja so eifrig darnach strebt, die Kunst des schönen Scheins sich zu erwerben. Man möchte gerade angesichts dieser Formel von einem Einfluß der Goethischen Dichtung auf Schillers Theorie reden. Am stärksten hat dieser Einfluß freilich bei Schillers letzter großer Untersuchung mitgewirkt: aus dem Vergleiche seiner und Goethes dichterischer Eigenart ist die Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung" hervorgegangen.

Wir haben von dieser für Ästhetik und Litteraturgeschichte grundlegenden Arbeit Schillers in neuester Zeit zwei Schulausgaben von Franz Violet[35]) und Paul Geyer[36]) erhalten, nachdem schon 1885 in den Gräserschen „Schulausgaben klassischer Werke" eine reichkommentierte Ausgabe veröffentlicht worden war. Für die Schule wie die Forschung aber von ganz außergewöhnlicher Bedeutung ist die Arbeit, die überraschend aus dem Nachlaß des

[34]) In der Festgabe für Karl Weinhold dargebracht von der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin. Leipzig 1896 (O. R. Reisland).

[35]) Bielefeld und Leipzig o. J. (Velhagens & Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben 22. Lieferung).

[36]) Deutsche Schulausgaben von H. Schiller und Veit Valentin No. 29. Dresden 1897 (Verlag von L. Ehlermann).

Verfassers der „Geschichte des Materialismus", Fr. Albert Langes, ans Licht gezogen wurde. Lange war in den Jahren 1858—62 Lehrer am Duisburger Gymnasium, das ihn auch am 10. November 1859 mit der ehrenvollen Aufgabe der Festrede zur Schillerfeier betraute. Im deutschen Unterricht hatte Lange Schillers Gedichte zu behandeln, und Langes Biograph Ellissen erzählt, daß Schüler Langes noch nach Jahrzehnten warm wurden bei der Erinnerung an seine Erläuterung von „Sehnsucht" und „der Pilgrim". In jenen fruchtbaren Lehrstunden wird der Plan zu einer kommentierenden Ausgabe von Schillers philosophischen Gedichten, von dessen Ausführung Lange noch in seinen letzten Lebensjahren (er starb am 21. November 1875) sprach, zuerst aufgetaucht sein. Daß Lange im August 1866 in Bonn an einem Schillerkommentare gearbeitet habe, war bereits durch briefliche Äußerungen bekannt. Ein Teil dieser Arbeit war aber während Langes Aufenthalt in Wintertur (1866—70) auch bereits gedruckt worden, und nach drei Jahrzehnten haben sich diese zurückgehaltenen Korrekturfahnen nun in ein der Öffentlichkeit übergebenes Büchlein[37]) verwandelt.

Vermögen die so gewonnenen Bruchstücke eines Buches auch nicht den Verlust des von Lange geplanten größeren Werkes zu ersetzen, so sind sie doch eine überaus wertvolle Gabe. Wenn auch chronologische Erörterungen, die Lange noch aufhielten, durch das inzwischen erschlossene Briefmaterial überflüssig geworden sind, so ist doch im eigentlichen Inhalt von Langes Arbeit nichts veraltet. Die Erläuterungen sind für acht Gedichte vorhanden: Resignation und Freigeisterei; die Macht des Gesanges; Poesie des Lebens; der Tanz; Ideal und Leben; der Genius (Natur und Schule); die Ideale. Dazu kommen zwei einleitende, gehaltvolle Aufsätze über das Verhältnis von „Philosophie und Poesie" und über „die Philosophie der Ideendichtung". Langes hohe Wertschätzung von Schillers philosophischen Leistungen, die schon in der „Geschichte

[37]) Einleitung und Kommentar zu Schillers philosophischen Gedichten. Von Friedrich Albert Lange, weiland Professor der Philosophie in Marburg. Aus dem Nachlaß des Verfassers herausgegeben von O. A. Ellissen. Bielefeld und Leipzig 1897 (Verlag von Velhagen & Klasing).

des Materialismus" gelegentlich zum Ausdruck kam, wird hier von dem zünftigen Philosophen geistvoll begründet. Lange meint, in den philosophischen Abhandlungen verrate Schiller hier und da noch den Dilettanten. In der Ideendichtung zeige er sich selbständiger, allseitiger und zugleich tiefer, enthülle sich als ganzer und ernster Philosoph. Es handle sich in Gedichten wie „Ideal und Leben" das auch Lange als die höchste Leistung der Schillerischen Ideendichtung erscheint, nicht um eine Versifikation seiner Abhandlungen, sondern um „eine durchaus freie künstlerische Produktion, in welcher die Quintessenz der gesamten Philosophie Schillers in größerer Tiefe und vollkommenerer Abrundung als in den Prosaschriften niedergelegt ist." Gegenüber der früheren didaktischen Poesie schuf Schiller die höhere Gattung der eigentlich philosophischen Dichtung (S. 16). Nicht blos ihr Gedankeninhalt, sondern auch ihre Form, der Unterschied der früheren und späteren Bearbeitungen wird von Lange eingehend behandelt. Man möchte wünschen, daß das aus seinem Nachlaß zum Leben geweckte Büchlein nun auch seine lebensvolle Frische und reiche Belehrung im deutschen Unterricht bewähren möge.

Mit der Form eines Schillerischen Gedichtes, der „Einteilung und Erklärung von Schillers Glocke" befaßt sich eine Programmarbeit von Ernst Hasse.[38]) Er zieht hier die Folgerungen seiner bereits im vorangehenden Bande (XIII, 339) als gänzlich verfehlt zurückgewiesenen Entdeckung, daß „die Glocke" aus Nachbildung und Entlehnung der Chorlieder griechischer Tragödien entstanden sei. Ich kann mich auch dieser weiteren Ausführung der Dramatisierung der Glocke gegenüber nur entschieden ablehnend verhalten. Dagegen darf Friedrich Bauers Vortrag[39]) über „das Dramatische in Schillers Balladen" als eine treffende und belehrende Charakteristik gerühmt werden. Bauer geht aus von der Gegenüberstellung der Goethischen und der Schillerischen Balladen. Den Goethischen, die ihre Wurzeln in die Urpoesie der Mythe

[38]) Bartenstein 1896 (Beilage zum Programm des königlichen Gymnasiums).

[39]) Gehalten am 10. November 1895 im Wiener Schiller-Verein, „die Glocke". Karlsbad 1897 (Kommissionsverlag Stark'sche Buchhandlung).

senken, sei von Haus aus etwas Elementar-Lyrisches eigen, während Schiller in spannenden Szenen das Elementar-Dramatische seiner eigenen Natur enthülle; die Vergleichung von Goethes „Fischer“ und „Schillers „Taucher“ liefert den besten Beweis für diese Behauptung. Bauer weist an dem Aufbau einzelner Balladen das konzentrierte Drama nach, während die Klage Kassandras, die Erwartung Heros den Charakter eines dramatischen Monologs annehmen. Goethe schuf singbare Empfindungsballaden; Schillers Balladen spielen gleich seinen Dramen in der Welt des Willens, der That und des Schicksals. „Gemütstiefe Menschen mit heißblütigem Begehren; entschieden, ja einseitig ausgeprägte Charaktere, die Gegensätze in Kontrastfiguren energisch gespannt. Und Kontrastwirkungen, angefangen von den Charakteren, den Situationen und Stimmungen bis hinein in die Heimlichkeiten des Stils durchziehen die Balladen in reicher Fülle. Es ist, als hätte die gegensätzliche Denkform Kants in Schiller ihre poetisch-dramatische Verwertung gefunden.“ Die Mannigfaltigkeit der Rohstoffe ward dabei in schnell übersehbarer Einheit erfaßt. Am wenigsten von Schillers Eigenart findet Bauer im „Gang zum Eisenhammer“, den man ja in der That aller Ehrfurcht für Schiller unbeschadet als einen mißglückten Versuch bezeichnen muß, den bis zur Bänkelsängerweise herabgedrückten Volkston Bürgerscher Balladen nachzuahmen. Die dramatische Spannung ist dagegen besonders eindrucksvoll gesteigert in der „Bürgschaft.“ Bauer rühmt das Erhabene in Möros' Pflichtgefühl, das „mit seiner Härte gegen das eigene Fleisch und Blut im weichen Boden der Freundschaft wurzelt.“ Die antike Quelle, aus der jener Zug geschöpft ist, hat Franz Stadelmann[40]) durch kritische Zusammenstellung der verschiedenartigen lateinischen und griechischen Berichte über die Geschichte von Damon und Pintheas von allen Seiten beleuchtet. Er hat aber des weiteren einen höchst interessanten Beitrag zur vergleichenden Litteraturgeschichte geliefert, indem er den Fassungen jener Freundschaftssage durch alle Länder und Zeiten nachging. Und so ist es ihm ge-

[40]) Die Bürgschaft. Triest 1896 und 1897 (Jahresberichte über das k. k. Gymnasium).

lungen, in seinen beiden Programmarbeiten eine lange Reihe von Seitenstücken zu Schillers Kunstballade mitzuteilen, aus der mittelalterlichen Dichtung, aus arabischen und indischen Erzählungen, aus der französischen, italienischen und englischen Kunst-, der serbischen und kroatischen Volkspoesie. Von den Übersetzungen des Schillerischen Gedichtes ist die italienische, Maffeis „l'Ostaggio“ mitabgedruckt. Neben Hygin, den Schiller selbst als seine Quelle angab und dessen ausschmückende Wiedergabe der älteren Erzählung Stadelmann gut charakterisiert, ist in der deutschen Bürgschaft auch Valerius Maximus benützt worden. Nicht berücksichtigt hat Schiller, daß in antiken Quellen die opferbereite Freundschaft als Ausfluß des Pythagoräertums der beiden Beteiligten erscheint. Die gelehrte Teilnahme für das Gedicht mag immerhin noch erhöht werden, wenn wir überdenken, wie eine von der Pythagoräischen Philosophie beeinflußte Thatsache oder Sage durch einen von Kants Ideen erfüllten Dichter-Philosophen eine besonders bevorzugte Gestaltung gefunden hat.

Wie Schiller selbst als Gegenstand der Dichtung mannigfach gefeiert wurde, davon hat D. Saul in seiner Auswahl „Schiller im Dichtermund“[41]) sehr hübsche Proben zusammengestellt. Aus allen deutschen Gauen finden sich hier Sänger zu Schillers Ruhm zusammen, an ihrer Spitze Goethe. Besonders zahlreich erscheinen aber in diesen Reihen die schwäbischen Dichter Uhland, Schwab, Mörike, Fischer, Graf Alexander von Württemberg, Herwegh. War doch in Württemberg der berechtigte Stammesstolz auf den größten dichterischen Vertreter Schwabens schon bei Schillers Lebzeiten entwickelt. Im 18. Jahrhundert stellte Schwaben, nachdem es kurz vor dem Beginn der Opitzischen Reform noch in Weckherlin einen namhaften Repräsentanten gefunden, dann aber nichts mehr zu der allgemeinen litterarischen Entwickelung beigetragen hatte, endlich wieder in Wieland und Schiller zwei hervorragende Führer der deutschen Gesamtlitteratur. Schwabens Anteil an deutscher Poesie ist schon so bedeutend und eigenartig, daß sich seine besondere Darstellung verlohnt. Von einer auf zwei Bände berechneten

[41]) Stuttgart 1896 (Fr. Frommanns Verlag).

„Schwäbischen Litteraturgeschichte“ hat Rudolf Krauß bereits den ersten Band veröffentlicht,[42]) von dessen zehn Kapiteln das siebente und achte die Überschriften tragen: „Die Zeiten der Karlsschule und der junge Schiller“ — „Friedrich Schiller und das Drama.“

Daß für das tiefere Verständnis Schillers eine solche Sonderdarstellung der litterarischen Bethätigung und Eigenart Schwabens, die Betrachtung Schillers innerhalb des Rahmens dieser Provinziallitteraturgeschichte fördernd ist, darf als selbstverständlich gelten. Wir brauchen uns nur daran zu erinnern, wie Weltrich im Beginne seiner leider noch immer der Fortführung harrenden Schillerbiographie die tiefsten Wurzeln von Schillers Wesen in der schwäbischen Stammesart aufzudecken bestrebt war. Der erste Band von Krauß' schwäbischer Litteraturgeschichte kann nun allerdings keinen Vergleich mit Bächtolds schweizerischer Litteraturgeschichte, dem musterhaften Vorbilde aller derartigen Arbeiten, ertragen. Krauß hat nicht einmal den Versuch gemacht, in seinem „Anhang“ ein bibliographisches Hilfsmittel herzustellen, wie es Bächtolds „Anmerkungen“ in so trefflicher Weise bieten. Aber auch in der Darstellung selbst ist ihm die freilich schwierige Aufgabe, die schwäbische Eigenart der Schriftsteller und ihrer Leistungen zu charakterisieren, nicht gelungen, wenigstens bei Wieland und Schiller erscheint die Aufgabe, das schwäbisch Eigentümliche innerhalb ihrer allgemeinen Wirksamkeit nachzuweisen, nicht gelöst. Trotzdem bleibt die Schillerforschung dem Werke für manche Belehrung Dank schuldig. Die Schilderung der engbegrenzten schwäbischen Litteraturverhältnisse, aus denen Schiller herauswuchs, konnte hier auf breiterer Grundlage gegeben werden, als es Minor innerhalb des biographischen Rahmens möglich war. Schillers jugendlicher Nebenbuhler Stäudlin und sein Vorgänger Schubart treten auch bei Krauß aus der Schar der württembergischen Schriftsteller schärfer hervor. Der niedrige Stand der dramatischen Leistungen in Schwaben läßt die angeborne dramatische Genialität des jungen Schiller um so stärker erscheinen. Eine irrtümliche Verstellung der

[42]) Von den Anfängen bis in das neunzehnte Jahrhundert. Freiburg i. B. 1897 (Verlag von J. C. B. Mohr).

litterarischen Gruppierung schwebt aber Krauß vor, wenn er (S. 166) angiebt, Schubart habe seine Begeisterung für den „Messias“ auf die Vertreter des Hainbundes übertragen; Schubart hat zwischen diesen und Klopstock nichts vermittelt und ihre Begeisterung galt in viel höherem Grade dem Oden- als dem Messiadendichter. Für den jungen Schiller dagegen ist Schubart, wie Krauß betont, in der That einflußreich gewesen; es ist eine Verkennung des Verhältnisses, wenn Baumeister (s. o.) meint, Schubarts „Fürstengruft“ sei eine Nachahmung von Schillers „Gruft der Könige“ gewesen. Gerade umgekehrt muß Schillers verlorne Ode als ein Seitenstück zu dem berühmten Muster Schubarts angesehen werden. Für die Beurteilung von Schillers „württembergischen Repertorium“ wird man Krauß' Mitteilungen über die schwäbische Publizistik zu schätzen wissen. Dagegen entspricht es nicht den Thatsachen, wenn er (S. 192) Schiller als Mitredakteur des „Deutschen Merkur“ nennt: Schiller schreibt wohl von einem solchen Plane Wielands, er wurde aber nicht verwirklicht. Die Darstellung von Schillers Dichtungen ist ziemlich farblos ausgefallen. Die Bezeichnung des „Wallenstein als „Trilogie“ sollte nach Werders überzeugender Widerlegung nicht mehr auftauchen. Schillers spätere Beziehungen zu einzelnen Schwaben hätten wohl bei Schilderung seines Lebens in Jena erwähnt werden dürfen. Selbst der Beziehungen Hölderlins zu Schiller wird nur ganz flüchtig gedacht (S. 356). Auffallen mag es, in der „Schwäbischen Litteraturgeschichte“ auch den Franken Knebel anzutreffen (S. 176). Aber Schloß Wallerstein, Knebels Geburtsort, gehörte gleich anderen fränkischen Gebietsteilen politisch zu Württemberg.

Eine liebevoll ausgeführte Charakteristik Knebels, in der nur seine litterarischen Arbeiten gar zu geringschätzig außer Acht gelassen sind, hat P. Besson unter dem Titel „Un ami de la France à la cour de Weimar, Ch.-L. de Knebel“ geliefert.[43]) Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester, mit Goethe, Herder, Karl August ist gut benutzt; Knebels Denkschrift für Frau von Stael ist Besson bekannt; sie entspricht auch der Neigung seines Essays, Knebels

[43]) Grenoble 1897 (Annales de l'Université).

Vorliebe für alles Französische in helles Licht zu setzen. Auffällig bleibt, wie dem sonst gut unterrichteten französischen Gelehrten der Irrtum mitunterlaufen konnte, Goethes innige Verbindung mit Schiller habe schon 1789 begonnen und damals Knebels Eifersucht erregt. Nicht Schillers Verhältnis zu Goethe, das damals nichts weniger als freundlich war, sondern Schillers Annäherung an die Schwestern Lengefeld gab Knebel, der selber sich um Charlotte beworben hatte, Grund zur Eifersucht. Besson scheint dieser Zug in Knebels Leben unbekannt geblieben zu sein, wie er auch die Briefe von Schillers Witwe an Knebel nicht benützt hat. Ihre Kenntnis würde seine Darstellung von Knebels politischer Gesinnung nach den Befreiungskriegen doch etwas geändert haben.

Eine Charakteristik „Charlotte von Schiller" finden wir in dem Sammelbande, den Ludwig Geiger unter dem Titel „Dichter und Frauen"[44]) aus seinen in verschiedenen Zeitschriften erschienenen Aufsätzen gebildet hat. Da Geiger selber den Briefwechsel Schillers mit den Lengefeldschen Schwestern mit warmer Teilnahme zur Lesung empfiehlt, so hätte er nicht auf Grundlage eben dieser Briefe Schiller und Karoline mit dem wegwerfenden Ausdruck „Phantasten" belegen sollen. Charlotte selbst erscheint auch in seiner Schilderung als die „hochbegabte und feinsinnige Frau", als welche sich die immer Liebenswürdige und Treue bewährt hat. Schwerer als das im Leben und zahlreichen Briefwechseln klar hervortretende Bild der als Mädchen, Braut und Gattin, Witwe und Mutter stets echt weiblichen Charlotte Schiller ist jenes von „Goethes Schwester" Kornelie zu zeichnen, mit der Geiger die Reihe seiner deutschen Frauenbilder eröffnet. Geiger findet es auffallend, daß Goethe nicht blos die Hochzeit der geliebten Schwester, seines treuesten Kameraden, ohne poetischen Gruß vorbeigehen ließ, sondern auch in keinem seiner vielen Dichtungsgebilde Züge Korneliens anbrachte. Lenzens phantastische Spiegelungen können uns für dieses Fehlen natürlich keinen Ersatz bieten. Die Schilderung Korneliens muß ein Stück von Goethes eigener Jugendgeschichte

[44]) Vorträge und Abhandlungen. Berlin 1896 (Verlag von Gebrüder Paetel).

mit sich bringen. Wenn Geiger dabei Kornelias Ansicht teilt, daß die Lösung des Bundes mit Lili für Goethe ein Glück gewesen sei, so bereitet er allen jenen, die sich noch immer nicht über Goethes langwährende Ehelosigkeit trösten können, gewiß schweres Ärgernis. Ich glaube mit ihm, daß Kornelia den Bruder und Fräulein Schönemann richtiger zu beurteilen wußte als die späteren Verehrer und Verherrlicher Lilis. Weniger mit Goethes Persönlichkeit als mit der Einwirkung seines „Wilhelm Meisters“ auf den romantischen Roman „Florentin“ beschäftigt sich Geigers Essay über „Dorothea Schlegel“. In dem Aufsatz „Deutsche Dichtung in den Befreiungskriegen“ wird Goethes Stellung und verspätete Teilnahme nur gestreift. Die Schilderung der „Karoline von Günderode“, ursprünglich als Voranzeige von Geigers eigenem Buch (vgl. XI, 245) geschrieben, hat durch Erwin Rohdes aufschlußreiche Mitteilungen[45]) eine teilweise Umgestaltung, durch einen Brief Brentanos und Verse Karolinens Bereicherung erfahren. Ich kann weder Geigers Abneigung gegen die Romantik im allgemeinen noch sein herbes Urteil gegen Klemens und Bettina Brentano und deren Freundin Karoline im besondern teilen. Seiner ungerechten Abneigung gegen Bettina und ihren „Dichtung und Wahrheit“ mischenden Briefwechsel hat Geiger diesmal nur in den „Anmerkungen“ erneut Ausdruck gegeben. In den Aufsätzen selbst teilt er Briefe des Berliner Buchhändlers Moritz Veit an und über Bettina mit, in denen Veit nach näherem persönlichen Verkehr mit Arnims Witwe ganz anders urteilt als der Herausgeber dieser Briefe. Bettina hatte Veit einiges aus dem „Briefwechsel eines Kindes“ vorgelesen, und Veit berichtet darüber: „die Zusammenstellung, Verschmelzung, die künstlerische Verarbeitung ist neu, die Farben, möcht' ich sagen, sind alt, der Ton ist jetzt erst hinzugethan.“ Auch das Exzentrische, fährt Veit fort, sei bei dieser flüchtigen, neckischen Sylphe „die reinste Natur, wie eben die ideale Anschauung der Dinge dieser hochbegabten Frau das Gemäßeste ist. Sie sagt alles, was die aufgeregte Phantasie und Kombinationsgabe ihr eingiebt“, sie warne

---

[45]) Friedrich Kreuzer und Karoline von Günderode. Briefe und Dichtungen. Heidelberg 1896 (Karl Winters Universitätsbuchhandlung).

dann aber auch selber: „Sie müsse mir nicht Alles glaube, ich bin so verloge“. Und doch muß der Geschäftsmann Veit bekennen, er habe sie in ernsten Sachen wahrhaftig und treu erfunden. Ich stelle, um die entgegengesetztesten Zeugen für Bettina aufzurufen, dem Urteile des jüdischen Buchhändlers das von Heinrich von Treitschke zur Seite, der das Verschwinden der ganzen Blaustrumpflitteratur für keinen Verlust hielte[46]), aber jene weiblichen Naturen, welche wirklich verstehen, d. h. geistig empfangen können, rühmt. „So wird Bettina von Arnim immer als eine liebenswürdige Frauennatur erscheinen. In ihrem „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde“ liegt das Bedeutende ihres Schaffens eben darin, daß sie einem großen Manne in alle Tiefen seines Gemütslebens folgen kann. Und dann im Buch christlicher Barmherzigkeit, das sie Friedrich Wilhelm IV. widmete; das ist echtes Weiberschaffen in der Litteratur.“

„Bettina von Arnim“ und „Karoline von Günderode“ erscheinen auch in Otto Berdrows „Frauenbildern aus der neueren deutschen Litteraturgeschichte“.[47]) Unmittelbar in die strittigen Fragen der Goethelitteratur führt uns Berdrow bei einem anderen seiner Frauenbilder „Minchen Herzlieb“. Dem Aufsatze ist ein Lichtdruck des von Luise Seidler gemalten Bildnisses von Frommanns Pflegetochter beigegeben. Berdrow vertritt die Ansicht, daß nur sechs Sonette des Zyklus unzweifelhaft an Minna gerichtet seien, „die Wahlverwandtschaften“ aber eine poetische Beichte von Goethes Leidenschaft für Minna-Ottilie enthielten. Minchen selbst habe Goethes Leidenschaft gegenüber, von der er sich übrigens durch Schaffung des Romans endgiltig befreite, kühle, entsagende Zurückhaltung geübt. Man wird Berdrows Darstellung das Lob einer kritisch vorsichtigen Prüfung gerne zugestehen; nur läßt er sich durch Gaedertz' unberechtigte Aufbauschung seines Brieffundes (vgl. V, 243) verleiten, diesem harmlosen Geplauder des jungen Mädchens eine Bedeutung beizulegen, die ihm durchaus nicht zukommt. Für

[46]) Politik. Erster Teil. Leipzig 1897 (Verlag von S. Hirzel).

[47]) Mit zehn Porträts in Lichtdruck. Stuttgart o. J. (1896. Druck und Verlag von Grimm & Pfeiffer).

die Frage nach den Beziehungen zwischen Goethe und Minna Herzlieb, ihrem Verhältnis zu Roman und Sonetten, enthalten jene Briefe nicht das Geringste. Verdrow hält es für ausgeschlossen, daß Goethe ernsthaft den Gedanken erwogen haben könnte, 1807 die getreue Christiane der neuen Geliebten zu opfern. Aber noch weitaus unwahrscheinlicher ist diese Annahme für das Jahr 1790, die Zeit, in der Goethes Briefe von innigster Liebe zu seiner kleinen Freundin sprechen. Ich habe dies schon in der letzten Übersicht (XIII, 317) betont, und auch andere haben Adalbert Hoffmanns Mitteilung über den angeblichen Heiratsantrag Goethes während seines Breslauer Aufenthaltes unglaubwürdig gefunden. Hoffmann dagegen hat in einer zweiten eigenen Schrift[48]) seine Behauptungen zu verteidigen gesucht. Diese „neuen Beiträge" enthalten Abbildungen von Goethes Absteigequartier in Breslau und Gräbschen, ein Faksimile der Eintragungen in das Tarnowitzer Knappenbuch; sie verzeichnen auf einer Karte Goethes Reiserouten und bringen teils Berichtigungen zu Wentzels Buch über Goethe in Schlesien, teils dankenswerte Nachweise zu den Notizen des Tagebuchs. Der in der Weimarischen Ausgabe falsch datierte Brief an Schuckmann (No. 2866) wird auf den 14. April 1791 verlegt. Aber der Beweis für Goethes Bewerbung um Henriette von Lüttwitz erscheint mir auch durch diese wiederholten Ausführungen nicht erbracht. So sehr sich Hoffmann auch gegen Geiger ereifert, so lassen Schuckmanns Worte doch nur Geigers Auffassung zu. Schuckmann schrieb an Reichardt, ein Mädchen, „von der du die Zeichnung bei mir gesehen hast", die Freundin seiner verstorbenen Frau, habe Goethe in Breslau gefallen. „Auch hier hat ihn sein Auge nicht betrogen." Dieses Mädchen, Freifräulein von Lüttwitz, wurde, noch ehe ein Jahr verging, Schuckmanns Gattin. Die Briefstelle kann darnach nur Schuckmanns Freude ausdrücken, daß die von ihm Bevorzugte auch vor einem Kenner wie Goethe bestanden habe. Hoffmann meint, „die Ausstellung eines so ärmlichen und ganz

[48]) Goethe in Breslau und Oberschlesien und seine Werbung um Henriette von Lüttwitz. Neue Beiträge zu Goethes Lebensgeschichte. Mit zwei Vollbildern, einem Faksimile, einer Karte und acht Textabbildungen. Oppeln und Leipzig 1898 (Verlag von Georg Maske).

überflüssigen Zeugnisses dürfen wir einem Mann wie Schuckmann nicht zutrauen". Ist aber diese Regung befriedigter Eitelkeit in der Lage Schuckmanns nicht ganz natürlich? Ob Goethe die Anbahnung des Verhältnisses zwischen Schuckmann und Henriette merkte und deshalb besonders liebenswürdig gegen das in Schuckmanns Haus angetroffene Mädchen war, wie er Schuckmanns Schwiegermutter durch Liebenswürdigkeit zu gewinnen wußte, bleibt freilich eine nicht streng beweisbare Vermutung Geigers. Jedenfalls ist aber Hoffmanns Versuch, den Schlußpentameter des „Feldlagers in Schlesien" auf Goethes Gefühle für Henriette zu deuten, eine völlig unbeweisbare und unwahrscheinliche Vermutung. Die Verse „Ach, wir sind zur Qual geboren" lassen sich wirklich auch Hoffmanns Auslegung anpassen, können aber in ihrer Vieldeutigkeit keinen Beweis liefern. Ich kann ebenso gut in den folgenden Versen des Schlesischen Notizbuchs „Dir soll nie die Pfeife brennen" eine Abweisung aller derer finden, die, ohne Christiane zu kennen, dem Dichter sein Mädchen verleiden möchten, während andere dieselben Verse einem Goethischen Opernentwurf zuweisen wollen. Was nun die Angabe betrifft, welche die Freiin Eleonore von Lüttwitz im August 1896 über das ablehnende Verhalten ihres Urgroßvaters gegenüber Goethes Werbung gemacht hat, so ist diesem Zeugnis trotz aller Achtung für die ihrem Gedächtnis vertrauende Dame wenig Gewicht beizumessen. Um die mündliche Familienüberlieferung in solchen Dingen ist es eine sehr mißliche Sache. Als einzig ernst zu nehmendes Zeugnis für diese Bewerbungsgeschichte, die mit allem was wir für jene Zeit von Goethe wissen, in so auffallendem Widerspruche steht, bleibt demnach nur die Mitteilung des Regierungspräsidenten Freiherrn von Lüttwitz in der Lebensbeschreibung seines Schwagers.[49]) Lüttwitz war nach allem, was Hoffmann über ihn mitteilt, gewiß ein trefflicher Mann, aber in seinem Buche über Schuckmann, das er dreißig Jahre nach dem Tode seiner Schwester Henriette abfaßte, scheint er sich in vielen Dingen nur auf ein ungenaues Gedächtnis verlassen zu haben.

---

[49]) Biographie des königl. preuß. Staatsministers Freiherrn von Schuckmann, Leipzig 1836 (F. A. Brockhaus).

Es lassen sich hier manche Irrtümer nachweisen. Ein solch nachweisbarer Irrtum liegt gerade an der uns interessierenden Stelle (S. 9) vor, wenn er erzählt, Goethe habe „in Schuckmanns Hause bei dessen Frau eine Freundin kennen lernen, die er zur Gattin begehrte". Schuckmanns Frau war jedoch zur Zeit von Goethes Breslauer Aufenthalt nicht mehr am Leben, so daß die Nebenumstände seiner Behauptung unrichtig sind. In der Hauptsache mag sich aus Goethes Liebenswürdigkeit gegen das von Schuckmann bevorzugte junge Mädchen das ganze Gerücht entwickelt haben. Wie leicht kann eine Äußerung des alten Freiherrn, er würde eine Verbindung mit dem neu geadelten Dichter, der seiner Tochter Aufmerksamkeiten erwies, nicht zugeben, in der Familienüberlieferung — der Schreiber selbst zählte, als Goethe in Breslau weilte, estr vierzehn Jahre — sich zur Thatsache eines zurückgewiesenen Antrags umgestaltet haben.

Die Briefe Goethes und seiner Mutter an Christiane, wie die Weimarische Ausgabe und der vierte Band der „Schriften der Goethegesellschaft" sie veröffentlichten, und mit ihnen im Bunde vielleicht auch die neu veröffentlichten Bildnisse Christianens, die den häßlichen Eindruck des früher einzig bekannten allmählich verdrängen werden, das alles wirkt zusammen, um das so lange vom Weimarer Klatsch entstellte Verhältnis Goethes zu seiner kleinen Freundin in richtigerem Lichte erscheinen zu lassen. Ich erkenne es als einen wesentlichen Vorzug von Moritz Ehrlich's Darstellung an, daß er in seinem populären Prachtwerk „Goethe und Schiller" [50]) Goethes Beziehungen zu Christiane Vulpius wie zu den Frauen überhaupt nicht in der alten kleinlichen Weise, sondern von dem einzig richtigen Standpunkte aus betrachtet hat, d. h. im Zusammenhang mit dem großen, notwendigen Gange der Goethischen Eigenart und Entwickelung. Ehrlichs Werk ist für weiteste Kreise bestimmt und strebt ebenso wie Heinemanns Goethebiographie nach einer möglichst sachlichen Darstellung, hinter der das individuelle

[50]) Ihr Leben und ihre Werke. Mit Illustrationen von Woldemar Friedrich, Franz Skarbina, Kopfleisten von Richard Püttner und Porträts in Holzschnitt. Leipzig 1897 (G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung).

Gepräge des Verfassers ebenso wie geistvolle Hypothesen und das Herausgreifen einzelner Fragen der Goetheforschung zurücktreten sollen. Der Verfasser versteht es in großen Zügen darzustellen und dabei doch alles Wesentliche zu berühren; man merkt recht gut, daß er sich gründlich in der Schiller-Goethelitteratur umgesehen hat und seine populäre Schilderung auf guter wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut ist. Wenn auch für die Forschung selbst kein Gewinn aus dem Buche hervorgeht, so ist es dennoch für sie erfreulich, wenn ihre Ergebnisse auf diese Weise Gemeingut werden. Gerne sieht man ein Werk wie das Ehrlichische an Stelle von Lewes und Palleske treten. Auch die Vereinigung der Goethe- und Schillerbiographie, wie sie hier geboten ist, darf als ein glücklicher Gedanke begrüßt werden. Für die Leserkreise, denen Ehrlichs Buch bestimmt ist, war eine solche ineinander verschlungene Doppelbiographie bisher nicht vorhanden, und die ganz in Goethes Sinn erfolgte Gleichstellung „als Inbegriff eines einzigen großen doppelgestaltigen Dichtergenius“ muß gegenüber den fortgesetzten Versuchen auf Zurückdrängung Schillers um so verdienstlicher erscheinen. Nachdem in der Einleitung der Gegensatz und das Vereinigende im Entwickelungsgang und Wesen Goethes und Schillers charakterisiert wurde, führt das erste Buch uns Goethes Leben und Schaffen bis zum Ende der italienischen Reise vor. Das zweite ist Schillers Jugend- und Wanderjahren gewidmet, in die geschickt ein Kapitel über Goethes Leben und Thätigkeit zwischen 1789 und 1795 eingeflochten ist, dem dann die Schilderung von Schillers Lehr- und Lernzeit in Jena folgt. Ehrlich vertritt dabei die Ansicht, daß Schillers ästhetische Ideen zwar durch Kants „Kritik der Urteilskraft“ hervorgerufen seien, „doch selbständig darüber hinausgehen und sich sogar zu ihnen in völligen Gegensatz stellen“. Das ist wohl etwas zu scharf ausgedrückt. Das dritte Buch hat Ehrlich überschrieben „Der Meisterbund“, das vierte, welches mit dem Tode Schillers anhebt „Auf einsamer Höhe“. Die ganze Gruppierung wie die Verschlingung der beiden Biographien und die einfach klare, von schöner Wärme belebte Darstellung wirken erfreulich. Auf die harten Illustrationen dagegen möchte ich dies Lob nicht ausgedehnt haben. Erscheint doch auf manchen von ihnen der Zimmerboden

so steil aufsteigend, als ob die Gesetze der Perspektive für die Zeichnung noch nicht erfunden wären. Um der geltenden kritischen Pflicht, sei sie Sitte oder Unsitte zu genügen, möchte ich nur ein paar Kleinigkeiten zur Änderung für die nächste Auflage empfehlen. Die „Gedanken über die Höllenfahrt“ hat der Knabe Goethe nicht auf Verlangen Fräulein von Klettenbergs, sondern wahrscheinlich auf Verlangen seines Oheims, des Pfarrers Stark gereimt. Die Familie Brentano (S. 118) stammt nicht aus Mailand, sondern aus Como, und Klopstocks Erfahrungen am Karlsruher Hof konnten Goethe unmöglich als Ermutigung dienen (S. 148), es im Hofdienst zu versuchen. Schiller war nach dem Austritt aus der Militärakademie wirklich Redakteur, nicht blos Mitarbeiter der Mäntlerischen Nachrichten (S. 276); daß sein Vater sich mit Philosophie beschäftigt habe (S. 9), läßt sich kaum ernstlich behaupten. Daß „Wallenstein“ nicht als Trilogie bezeichnet werden sollte, geht aus Ehrlichs eigener Darstellung (S. 395) hervor. S. 452 hat sich der Druckfehler „Costi“ für den galanten Novellendichter „Casti“ eingeschlichen.

Ungefähr gleichzeitig mit dem Abschluß des in Lieferungen erscheinenden Werkes von Ehrlich über Goethe und Schiller sind auch zwei Ausgaben von Goethes und Schillers Werken zum Abschluß gekommen, die 1882 eröffnete Ausgabe von „Goethes Werken“ in Kürschners „Deutscher Nationallitteratur“ und Bellermanns 1897 begonnene Ausgabe von „Schillers Werken“.[51]) Bei der letzteren, die den Bedürfnissen verschiedener Leserkreise entsprechend in zwei Teile geschieden ist, acht Bände, welche Schillers Hauptwerke enthalten, und sechs Ergänzungsbände für jene, die mit geschichtlichem Interesse den ganzen Dichter und seine Entwickelung kennen lernen wollen, handelt es sich freilich nur um die vier Ergänzungsbände (vgl. XIII, 149). Am wichtigsten erscheint dabei der letzte, vierzehnte, Band durch die Einleitung und Anmerkungen seines Bearbeiters Theodor Kükelhaus zu Schillers „kleineren historischen Aufsätzen“. Den Beweis, daß St. Reals

---

[51]) Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig und Wien o. J. (1897 und 1898. Bibliographisches Institut).

„Verschwörung des Marquis von Bedemar gegen die Republik Venedig“ von Huber und nicht von Schiller übersetzt sei, hätte Küfelhaus allerdings nicht erst zu konstruieren brauchen, da Hubers Brief mit dem Eingeständnis seiner Autorschaft schon 1875 von Vollmer veröffentlicht worden ist. Boxberger hat demgemäß in Kürschners Nationallitteratur „Bedemar“ auch nicht mehr aufgenommen, während Küfelhaus' seiner eigenen richtigen Beweisführung nicht genügend trauend, ihn nicht auszuschließen wagte. Im übrigen enthalten Küfelhaus, Bemerkungen über Schillers Mitarbeiter an der Sammlung der „Verschwörungen“ und „Memoiren“ recht Beachtenswertes. Seine Vermutung, Schiller habe für seine Antrittsrede Hufelands Vorlesung „Über den Wert und Nutzen der Geschichte des Mittelalters“ sich zum Muster genommen, erscheint bei einer Vergleichung der beiden, im Merkur gedruckten Vorlesungen in der That nicht ganz ungegründet. Hufelands Vorlesung steht im Oktoberhefte 1788 des „Merkurs“, das durch Schillers Anekdote „Jesuitenregierung in Paraguai“ eröffnet wird, an zweiter Stelle, war also Schiller jedenfalls bekannt. Die unvergleichliche Größe von Schillers Auffassung, die in seiner Persönlichkeit wurzelte, wird aber grade bei solchem Vergleiche erst recht deutlich. Zu Schillers historischem Hauptwerk, der „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande“ bringen die Anmerkungen des 14. Bandes Quellennachweise und eine Verteidigung gegen Jansens Vorwürfe, zu dem in den „Horen“ erschienenen Nachtrag „Die Belagerung von Antwerpen“ zwei recht nützliche Karten. Der dreizehnte Band vereinigt Schillers Prosaarbeiten aus der Militärakademie, die kleineren Erzählungen, philosophisch-ästhetische Aufsätze, verschiedene Vorreden und die Hauptmasse seiner Rezensionen aus dem württembergischen Repertorium, der Rheinischen Thalia und der Jenaischen allgemeinen Litteraturzeitung. In Bellermanns Einleitung (S. 161) vermißt man die „Mäntlerischen Nachrichten“, aus denen jedoch die Anmerkungen Proben bringen. Der dreizehnte Band enthält außerdem die Lesarten zum zwölften. Bei Herausgabe des „dramatischen Nachlasses“ hat Bellermann im zehnten Bande Kettners Textgestaltung (vgl. XII, 174) mit geringen Abweichungen zu Grunde gelegt. Den größeren Fragmenten ist eine

*

gut orientierende Einleitung beigegeben worden. Dem „dramatischen Nachlaß“ sind auch „Der Menschenfeind“ und die „Bruchstücke des Don Karlos aus der Thalia“, die der neunte Bande enthält, beizuzählen. Er enthält außerdem als geschlossene Masse die sämtlichen Gedichte der „Anthologie“ und die von Schiller und Goethe selbst nicht in ihre Werke aufgenommenen Xenien, sowie sonstige von Schiller ausgeschlossene Gedichte. Unter den „zweifelhaften Gedichten“ fanden auch die Verse „Im Kloster Paulinzelle“ wieder eine unverdiente Stelle. Die Anmerkungen zu den Gedichten mußten in sehr engen Grenzen gehalten werden; sie wären aber auch innerhalb derselben wohl nutzbringender zu gestalten gewesen.

Für die Bruchstücke zum „Don Karlos“ hat Bellermann, auf Elsters „Entstehungsgeschichte des Don Karlos“ verwiesen. Die Unterschiede zwischen der grelleren Farbengebung im Texte der „Thalia“ und der feineren, stilvolleren Abtönung in der Buchausgabe von 1787 hat Marx Möller in seinen „Studien zum Don Karlos“ [52]) sowohl in Bezug auf die einzelnen Charaktere, Hof- und Landschaftsschilderungen wie auf die Sprache und dramatische Technik anschaulich und lehrreich an zahlreichen Beispielen nachgewiesen. Ausgehend von Schillers Bekenntnis (14. April 1783 an Reinwald), Karlos solle von Shakespeares „Hamlet“ die Seele, Blut und Nerven von Leisewitz' „Julius von Tarent“ und den Puls von seinem eigenen Dichter haben, hat Möller die Spuren der sehr schwachen Einwirkung Shakespeares und der viel stärkeren von Leisewitz wie der von Schillers eigenen Erlebnissen aufzudecken gesucht. Lewys Behauptung der Abhängigkeit des „Karlos“ von Lessings „Nathan“ erfährt dabei eine berechtigte Einschränkung. Möllers Streben, den „Don Karlos“ mit anderen Dichtungen von Schiller selbst in Verbindung zu bringen, ist für die Gedichte „Resignation“ und „Freigeisterei der Leidenschaft“ beizustimmen, für die dramatischen Bruchstücke des „Menschenfeindes“ dagegen zu widersprechen. Möller sieht in dem Fragment eine Vorstudie

[52]) Nebst einem Anhang: das Hamburger Theatermanuscript. Erster Druck. Greifswald 1896 (Verlag und Druck von Julius Abel).

zu „Don Karlos“; König Philipp sei der Menschenfeind, Karlos selbst der versöhnte Menschenfeind. Diese Beziehungen und Ähnlichkeiten sind doch recht äußerlich und ausgeklügelt. Und Möllers Voraussetzung, „Der Menschenfeind“ sei in Bauerbach entstanden, widerstreitet außerdem der bisherigen Annahme über seine Entstehungszeit (Minor II, 490), so daß hierfür erst ein Beweis erbracht werden müßte, den Möller nicht zu führen vermocht hat. Für die Textgeschichte des Schillerischen „Don Karlos“ hat Möller aber wirklich bedeutend Neues beizubringen verstanden. In der Einleitung zum ersten Teile der Karlosausgabe in „Schillers sämtlichen Schriften“ hatte Gödeke schon 1869 Auskunft „über eine von Schiller vorgenommene Bühnenbearbeitung in Versen“ versprochen, im zweiten Teile aber das aus A. Schlönbachs Besitz stammende Manuskript für wertlos erklärt. Erst als Wilhelm Vollmer 1880 seinen kritischen Wiederabdruck der ersten Ausgabe von 1787 bereits abgeschlossen hatte und auch die Einleitung schon gesetzt war, erhielt er die Nachricht, in Hamburg sei die Jambenbearbeitung des „Karlos“ für die Bühne aufgefunden worden, die Schiller am 13. Juni 1787 an Schröder gesandt hatte (Jonas I, 320 und 344). Sein Versprechen, den Fund zu veröffentlichen, konnte der treffliche Vollmer, der in still bescheidener Thätigkeit für die Texte aller bei Cotta erscheinenden Dichter so viel geleistet hat, nicht mehr erfüllen. Schiller selbst hob bei Übersendung dieser Theaterbearbeitung in Jamben für Schröders Bühne hervor, sie sei „reif und gedacht“, während er bei den anderen Theatereditionen sich „so ungeschickt als möglich aus der Schlinge gezogen“ habe. Die Entstellungen, die sich die Theaterbearbeitung in Prosa gegenüber dem Lesedrama gefallen lassen mußte, hat Möller gekennzeichnet. Wenn er es mit Recht als besondere Schädigung der Dichtung bezeichnet, daß aus dem Dominikaner Domingo der Höfling Perez geworden sei, so darf man daran erinnern, daß Adolf Sonnenthal 1867 für sein Münchner Gastspiel die Rolle neu studieren mußte, weil er „in München zum ersten Male in seinem Leben als Don Karlos von einem ‚Beichtvater‘ des Königs sprechen konnte, während er bisher (auf allen österreichisch-ungarischen Bühnen) nur von einem ‚Günstling‘ des Königs reden

durfte".[53]) Die Hamburger Handschrift, die Möller neu entdeckt und als Anhang seines Buches nun herausgegeben hat, entspricht Schillers Selbstanpreisung. Mit besonderer Sorgfalt und Schonung der schönen Stellen, die in der Prosabearbeitung weggefallen sind, hat Schiller diese Einrichtung hergestellt, deren endliche Veröffentlichung als einer der wichtigsten neueren Beiträge zur Schillerlitteratur zu begrüßen ist.

Möllers Studien zum Don Karlos reihe ich die Erwähnung der anspruchlosen Heftchen an, mit denen Albert Zipper seine bereits für Lessings „Minna" und Goethes „Iphigenie" gegebenen Erläuterungen nun für Schillers „Jungfrau von Orleans", „Wilhelm Tell" und „Braut von Messina" fortgesetzt hat,[54]) wenn auch leider viel weniger einwandfrei als er mit der Minna begonnen hatte. Ich kann weder den der „Braut" gegenüber angeschlagenen höhnischen Ton billigen noch die sachlichen Aufstellungen des Kommentars überall für zutreffend halten. Bei der „Jungfrau" verweist Zipper auf Shakespeares „Heinrich VI." und Voltaires „Pucelle", beim „Tell" auf Schweizer Telldramen und Goethes epischen Plan. Von einem interessanten lateinischen Epos des französischen Humanisten Valerandus Varanius „de gestis Joanne virginis" aus dem Jahre 1516 hat Geiger in seinem Buche „Dichter und Frauen" (s. o.) eine charakterisierende Inhaltsangabe mitgeteilt. Zipper kann sich bei der für seine Erläuterungen vorgeschriebenen Kürze natürlich nicht auf eine Betrachtung der verschiedenen Bearbeitungen der gleichen Stoffe einlassen. Unbegreiflich erscheint es mir, wie er bei „Jungfrau" und „Tell" einen so großen Teil des ihm knapp zugemessenen Raums mit Auszügen aus Garlieb Merkels Kritiken vergeuden mochte. Das S. 5 vermißte Urteil Goethes über die „Jungfrau" wäre wichtiger als sämtliche Frauenzimmerbriefe von Kotzebues Genossen. Die Zurückweisung von Streitfragen hat

[53]) Ludwig Eisenberg, Adolf Sonnenthal. Eine Künstlerlaufbahn als Beitrag zur modernen Burgtheater-Geschichte. Mit einem Vorwort von Ludwig Speidel. Dresden 1896 (E. Piersons Verlag). Das Buch enthält manches Bemerkenswerte über Sonnenthals Darstellung Goethischer und Schillerischer Gestalten, vor allen des Wallenstein.

[54]) Erläuterungen zu Meisterwerken der deutschen Litteratur, dritter, vierter und fünfter Band. Leipzig 1897 und 1898 (Reclams Universalbibliothek Nr. 3740, 3788 und 3812).

sich Zipper doch etwas leicht gemacht; Valentins wohldurchdachte Auseinandersetzung der künstlerischen Probleme im Charakter Johannas (vgl. X, 19 f.) ist mit der Bezeichnung von Wahn und Tiftelei keineswegs widerlegt. Daß die Frage nach Johannas Schuld in der That nicht so leicht zu beantworten ist, zeigt die Polemik, welche sich grade in den letzten Jahren darüber entsponnen hat. M. Evers, der in Lyons „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“ zuletzt das Wort in dieser Sache ergriff, hat seine Abhandlung auch in Buchform erscheinen lassen.[55]) Evers zeigt sich dabei so überempfindlich gegen jeden Widerspruch, daß man Bedenken hegen muß, sich mit seinen Ansichten auseinander zu setzen. Ich stimme mit ihm und Valentin überein, daß Johannas Verschuldung nicht erst in der Lionelszene beginnt. Ich muß aber Evers aufs entschiedenste widersprechen, wenn er Johannas Verschuldung in der Führung des Schwertes erblickt. Diese ganze Beweisführung ist vom Geiste Frau von Suttners und der Friedensliga getragen. In den Augen Schillers aber und im Rahmen seines Dramas ist solche sentimental schwächliche Auffassung nicht vorhanden. Die gottgesandte Taube, welche diese englischen Geier anfallen soll, darf wohl die blutige Waffe selbst führen, die Jungfrau das Schwert auf jene Jungfrauen schändenden Engländer zücken. Es ist nicht richtig, wenn Evers behauptet, daß die Tötung eines Menschen von seiten eines Weibes von dem Gefühl aller Zeiten und Völker als etwas widernatürlich Gräßliches gebrandmarkt worden sei. Wo ist z. B. bei Virgil eine Andeutung von solchem Abscheu? Und gerade seine Camilla soll nach Schneebergers Ansicht auf Schillers Johanna eingewirkt haben. Dem Vergleiche mit Iphigeniens Abscheu vor dem Menschenopfer traut Evers selber nicht große Beweiskraft zu; aber das ist überhaupt gar nicht zu vergleichen. Evers hat zwar versucht einen Teil von Johannas Monolog nach Montgomerys Fall (V. 2206 f.) in seinem Sinne auszulegen. Allein die Schlußverse

„Und nimmer irrend in der zitternden Hand regiert
Das Schwert sich selbst, als wär' es ein lebend'ger Geist“

[55]) Die Tragik in Schillers Jungfrau von Orleans. Leipzig 1898 (Verlag und Druck von B. G. Teubner).

lassen sich nicht weginterpretieren und werfen Evers' ganze Beweisführung über den Haufen. Hier handelt es sich nicht um eine Wahnvorstellung Johannas, sondern um thatsächliche göttliche Hilfe, die ihr natürlich nicht zu Teil werden kann für eine schuldvolle Überschreitung ihres Auftrags. Die Mahnungen von La Hire und Dünois, sich vom Kampfe zurückzuhalten, sind vom Dichter viel eher als Beweis dafür gemeint, wie wenig Johannas Aufgabe auch von ihren eifrigsten Anhängern voll begriffen wird, denn als objektive Verurteilung ihrer Beteiligung an der männermordenden Feldschlacht. Völlig unbegreiflich bleibt mir trotz aller Ausführungen von Evers, wie man gegenüber Johannas Klagen über den Zwang (vgl. V. 2186), den heiligen Tempelbau eines Menschenlebens zu vernichten, von ihrer schuldigen Kampfesleidenschaft sprechen kann. Albert Richter war zu dem Tadel, den er über diese Auffassung von Evers aussprach, sehr berechtigt. Dagegen stimme ich Evers wieder bei, wenn er die Montgomery- und Lionelszene in engsten Zusammenhang bringen will und die Streichung der ersteren bei der Aufführung als heillosen Unverstand tadelt. Aber nicht in der Tötung des Wallisers liegt eine Schuld Johannas, sondern in ihrer Überhebung, mit der sie hier (V. 2126 f.) zum erstenmal sich über die menschliche Beschränkung hinaushebt. Sie soll es noch zu fühlen bekommen, daß auch ihr Panzer ein Herz decke. Evers weist im Anfang seiner Untersuchung die Annahme einer Hybris bei Johanna als ganz verfehlt ab, später scheint er sich freundlicher zu ihr zu stellen. Ich glaube, daß in Johannas wiederholter Erklärung, sie sei frei von den Banden ihres Geschlechts, eine Überhebung vorhanden ist. Das Wesentliche für Schiller aber lag darin, daß nur die geprüfte Tugend eine Tugend sei. Mag der von Böttiger mitgeteilte Brief echt oder gefälscht sein, der darin enthaltene Gedanke ist echt schillerisch. Nicht die von den Göttern geschenkte, sondern nur die selbstthätig errungene Freiheit kennzeichnet die schöne Seele, giebt Johanna „Charakteranspruch auf die Prophetenrolle" (Schiller 3. April 1801 an Goethe).

In den Kreis der mit Schillers dramatischer Dichtung zusammenhängenden Fragen führt auch Theodor Herolds Mono-

graphie über Schillers schwäbischen Landsmann Werthes.[56]) In der bereits erwähnten „Schwäbischen Litteraturgeschichte" stellt Krauß den schwäbischen Pfarrerssohn Friedrich August Clemens Werthes (1748—1817) an die Spitze der schwäbischen Dramatiker, deren Schöpfungen wenigstens vereinzelt schwach von Schillers Geist angehaucht seien; bei bescheidenen natürlichen Anlagen habe Werthes sich doch hohe künstlerische Ziele gesteckt. Schiller selbst lobte nach dem Erscheinen von Werthes' „Conradin" am 5. Februar 1800 seine „gute, gewählte und sich dem klassischen annähernde Sprache", sprach ihm aber alle dramatische Begabung ab. Herold führt wohl dies Urteil Schillers an, legt indessen großen Nachdruck darauf, daß Werthes schon 1785 in seinem aus der Schule des „Götz von Berlichingen" hervorgegangen „Rudolph von Habsburg" den Blankvers angewendet habe. Zunächst irrt Herold, wenn er behauptet, Lessings „Nathan" habe dem fünffüßigen Jambus für immer das Heimatrecht in dem idealen Teile der deutschen Dramatik erworben. Die Entstehungsgeschichte der „Iphigenie" und des „Wallenstein" zeigt unwiderleglich, daß Lessings Vorgang in Wirklichkeit keineswegs so autoritativ wirkte, wie wir uns dies litterargeschichtlich zu konstruieren geneigt sind. Herolds Beobachtungen über Werthes' Verhalten gegenüber dem Hiatus ergänzen die Studie Wilhelm Scherers über den Hiatus. Werthes wagte auch schon 1785 die Trennung eines zusammengesetzten Wortes am Versende (S. 63) und in seinem „Conradin" die reimweise Verbindung mehrerer fünffüßiger Jamben „zur Erhöhung des rhythmischen Eindrucks und zur Steigerung der lyrischen Stimmung". Herold meint nun (S. 74), Schiller habe hiervon die Anregung zu den reimenden Partien in der „Jungfrau von Orleans" erhalten. Aber reimende fünffüßige Jamben hatte er schon vor Lesung des „Conradin" in „Wallensteins Tod" niedergeschrieben und für die Einführung lyrischer Strophen hatten schon Corneilles „Cid" und Racines Jugenddramen das Beispiel gegeben. Eine wirkliche Ab-

[56]) Friedrich August Clemens Werthes und die deutschen Zriny-Dramen. Biographische und quellenkritische Forschungen. Münster i. W. 1898 (Verlag von Heinrich Schöningh).

hängigkeit Schillers von seinem schwäbischen Landsmann liegt dagegen bei der „Turandot“ vor. Die Prosa von Werthes' Verdeutschung der Komödien Carlo Gozzis (1777—79) klingt noch an vielen Stellen der Schillerischen „Turandot“, der diese Übersetzung zu Grunde liegt, hindurch. Die Besprechung von Werthes Zriny-Drama (1790) giebt Herold Anlaß zu einer Untersuchung über Theodor Körners gleichnamige Tragödie, deren Liebesszenen er stärker von Schillers Max und Thekla als von der Liebesepisode in Werthes' „Zriny“ beeinflußt erklärt (S. 146).

Wie Werthes durch seine Übertragung Gozzis Schiller für seine „Turandot“, so hat er durch die Übersetzung „Die Sitten der Morlaken“ aus der dalmatinischen Reise des Abbaten Fortis (Bern 1775) Goethe für seinen „Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga“ die Grundlage geschaffen. Das Verhältnis des Goethischen Gedichtes zu jener aus dem Italienischen stammenden Verdeutschung hat schon Miklosich 1883 in seiner Untersuchung dargestellt. Er kennt aber nicht den Namen des Übersetzers, als den Herold Werthes nachweist, während er seine Autorschaft für Fortis' vollständige „Reise in Dalmatien“ (Bern 1776) wahrscheinlich zu machen sucht. Aber auch ein zweites Gedicht Goethes wird mit Werthes in Zusammenhang gebracht. Goethes schwer verständliches Gedicht „Mädchens Held“ („Flieh Täubchen, flieh!“) ist schon von Düntzer als eine Verspottung von Werthes' „Hirtenliedern“ (Leipzig 1772), zu denen Wieland sein Bruchstück vom „verklagten Amor“ beigesteuert hatte, gedeutet worden. Herold bespricht (S. 18) die verschiedenen, erst im jüngsten Goethejahrbuch (vgl. XIII, 327) noch vermehrten Auslegungsversuche. Die Teilnahme Wielands an den Hirtenliedern seines Schülers mußte nach Herolds Ansicht als ein Rückfall in die tändelnde Anakreontik erscheinen, die Wieland eben an Michaelis verspottet hatte, und rief eben deshalb Goethes Satire hervor, als deren Ausdruck das Lied anzusehen sei. Briefe von Werthes mit Urteilen über Goethe, den er in Düsseldorf kennen gelernt hatte, und über Goethische Dichtungen sind bereits im Goethejahrbuch mitgeteilt worden, und auch seiner Verdienste um die Nachbildung der italienischen Ottaverime wurde dort gedacht. In den von Herold erstmalig veröffentlichten Briefen

an Wieland findet sich in einem Berichte über das Badeleben in Pyrmont (27. Juli 1773) folgende Bemerkung: „Die Mad. von Stein aus Weimar scheint eine sehr gute Dame zu sein. Sie hat mir zu meinem großen Vergnügen erzählt, daß sie noch bei der dritten Aufführung der „Alkeste“ nicht genug habe weinen können, zugleich rezitirte sie mir die Arie des Herkules mit vieler Empfindung auswendig her. Sie geht viel zu gut unter den übrigen Damen; ihr Gesicht contrastirt mit den Gesichtern der großen Welt so sehr, als wenn sie gänzlich von anderer Natur, und von einem ganz andern Ei ausgekrochen wäre.“ Dies Urteil über Goethes spätere Freundin verdient immerhin besonders vermerkt zu werden.

Der schon erwähnte Abschluß von Goethes Werken in Kürschners Nationallitteratur bringt ein lange betriebenes großes Unternehmen zu glücklichem Ende, das in der Geschichte der Goetheausgaben einen bedeutsamen Abschnitt bildet. Die Bearbeitung der 36 Bände steht nicht durchweg auf gleicher Höhe, aber als Gesamtleistung bleibt die Kürschnersche Goetheausgabe keineswegs hinter der Hempelschen zurück. Wer eine kommentierte vollständige Goetheausgabe besitzen will, wird, da die zweite Auflage der Hempelschen nicht über von Löpers Anlauf und Strehlkes Durchführung einer Neubearbeitung der Gedichte hinausgelangt ist, doch am besten zu der Kürschnerschen greifen. Schröers einheitlich durchgeführte Bearbeitung der Dramen und mehr noch Steiners Einleitungen zu den naturwissenschaftlichen Werken, die für die Beurteilung des Naturforschers Goethe neue fruchtbare Gesichtspunkte anwiesen, sichern der Kürschnerschen Sammlung für lange hinaus einen Vorzug für die praktische Benutzung, für immer einen Ehrenplatz in der Reihe der Goetheausgaben. Die am längsten ausstehenden, nunmehr endlich vorliegenden Bände waren der 30., die „Aufsätze über bildende Kunst und Theater“ enthaltende, und der in zwei Abteilungen zerfallende 36., der den letzten (vierten) Teil der „Naturwissenschaftlichen Schriften, Nachtrag und Generalregister“ brachte[57]). Zur Bearbeitung des 30. Bandes, der nur in Zusammen-

[57]) Stuttgart 1897 (Union deutsche Verlagsgesellschaft).

fassung der kleineren kunstgeschichtlichen Arbeiten sich mit dem Inhalt des 28. der Hempelschen Ausgabe deckt, haben sich wieder Witkowski und Alfred Gotthold Meyer vereinigt (vgl. IX, 224). Als gemeinsame Arbeit bezeichnen sie die umfangreiche Einleitung (75 Seiten), welche als eine Vorarbeit für Goethes Beziehungen zur Kunst und Bedeutung für die Kunstgeschichte für die hier gesammelten Aufsätze „ihre richtige Stellung innerhalb seiner eigenen Entwickelung, vor allem aber innerhalb der Geschichte der deutschen Kunstbetrachtung und Kunstwissenschaft“ andeuten soll. Die Einleitung ist nicht frei von Wiederholungen und läßt im ersten Abschnitte an Klarheit zu wünschen übrig; sie zersplittert manches, wie die an sich vorzügliche Charakteristik Heinrich Meyers (S. XXVII und XLV), wohl eine schwer vermeidbare Folge der zweispältigen Autorschaft. Aber abgesehen von solchen Äußerlichkeiten erscheint sie als eine tüchtige, unbefangen alle Einwürfe von rechts und links würdigende Arbeit. Bei der sorgfältigeren Anführung der einschlägigen Litteratur erstaunt man, daß Volbehrs Monographie „Goethe und die bildende Kunst“ totgeschwiegen wird, mag man sie auch als durchaus ungenügende Bearbeitung der schwierigen Aufgabe gering werten. Alfred Gotthold Meyer urteilt jedenfalls von einem besser gewählten Standpunkt aus, wenn er, von den Schlagworten Klassizismus, Romantik und anderen absehend, die von der Straßburger Zeit bis in Goethes letzte Lebenstage sich erstreckende Reihe von Goethes Kunsturteilen zugleich als Denkmal seiner Persönlichkeit und wesentlichen Teil seines Lebenswerkes betrachtet, wie als Zeugnisse einer mit Winckelmann anhebenden großen und einflußreichen allgemeinen Geistesrichtung. Goethe ist in seinen kunstwissenschaftlichen wie in seinen naturwissenschaftlichen Schriften nicht frei von Widersprüchen. Wie aber Steiner, unbekümmert um diese letzteren (vgl. XII, 305), die große Grundrichtung und Weltanschauung Goethes aus der Gesamtheit seiner Naturstudien heraus entwickelt hat, so bietet auch die Gesamtheit seiner Äußerungen über die bildenden Künste den Eindruck „einer eigenartigen Entwickelung, die sich nach den jetzigen Zielen der Kunstwissenschaft hinbewegt“. In dem Gange der deutschen Kunstwissenschaft bilden diese Arbeiten ein wichtiges, organisches Glied;

in Goethes geistigem Dasein stellen sie in ihrer Masse „eine wichtige Seite dar, und je tiefer wir in dessen Erkenntnis eindringen, je mehr wir seine verschiedenartigen Bestrebungen als eine große Einheit auffassen lernen, um so bedeutsamer erscheinen gerade die Äußerungen über bildende Kunst, weil wir hier durch die Fülle des vorliegenden Materials imstande sind, alle Stufen der Entwickelung genau zu verfolgen".

Die kritische Sichtung des reichen Materials bringt freilich gerade auf diesem Gebiete besondere Schwierigkeiten. Hat doch Goethe selbst einen Teil der kunstgeschichtlichen Arbeiten in den Propyläen, der Jenaer Litteraturzeitung, Kunst und Altertum mit W. K. F. unterzeichnet, da sie der gemeinsamen Thätigkeit der gesinnungsverwandten Weimarer Kunstfreunde entsprangen. Schiller hat allerdings meist nur in Briefen seine Teilnahme für die „Propyläen" geäußert, nicht als Mitarbeiter, wie Goethe wünschte. Wenn es in der „Einleitung" heißt, Humboldt und Schiller hätten „von der hohen Warte ihrer völlig persönlichen Stellung aus auch die bildende Kunst in das Bereich ihrer forschenden und klärenden Blicke gezogen", so muß man doch einschränkend hinzusetzen, daß Schiller kein persönliches Verhältnis zu den bildenden Künsten hatte. Seine Teilnahme war die des nach Vollständigkeit strebenden Ästhetikers, es fehlte ihm die Lust und das Bedürfnis der Anschauung, das sinnliche Tastvermögen, von dem Winckelmanns Beschreibung des Herkulestorso erfüllt ist, dagegen war Heinrich Meyer auf diesem Gebiete Goethes anderes Ich. Goethes einschlägige Schriften „erhalten insgesamt die kunstwissenschaftlichen Kenntnisse und Arbeiten Heinrich Meyers zum Hintergrund". Es war ein gemeinsames Arbeiten, das Witkowski-Meyer der gemeinsamen Arbeit an den Xenien vergleicht. Die Autorschaftsfrage ist bei den einzelnen Aufsätzen deshalb oft kaum zu lösen. So scheidet die Kürschnersche Ausgabe 19 Aufsätze als Meyers Eigentum aus welche die Hempelsche als Arbeiten Goethes aufgenommen hatte, und reiht dagegen 23 Stücke neu unter Goethes Werke ein. Allein diese Entscheidung wird teilweise schon wieder umgestoßen durch die Ergebnisse, zu denen Otto Harnack, der dem Zusammenarbeiten von Meyer und Goethe ein eigenes „kritisches Nachwort"

widmet, auf Grund der Handschriften des Goethearchivs gelangt ist. Im 48. Bande der Weimarischen Ausgabe,[58]) der außer den Preisaufgaben die Kunstaufsätze aus der Zeit zwischen dem Eingehen der „Propyläen" und dem Beginne von „Kunst und Altertum" vereint, sind mehrere von den bei Kürschner ausgeschiedenen Aufsätzen (Nr. 1, 3, 10) als Goethisch aufgenommen, während die von Meyer-Witkowski als Goethisch erkannte Abhandlung „Über Majolika-Gefäße" in Wahrheit als Heinrich Meyers Eigentum bezeugt wird. Und ebenso stammen der Aufsatz „Altes Gemälde", für dessen Goethischen Ursprung sich Witkowski nach Minors Vorgang ganz besonders eingesetzt hat, und der Aufsatz über „Umrisse nach Runges Zeichnungen" von Meyer. Bei dem Aufsatz über Riepenhausens Genovevazeichnungen hat schon Witkowski und unabhängig von ihm Bruno Golz in seinem Buche über „Genoveva in der deutschen Dichtung" (s. o.) Goethes Autorschaft bezweifelt. Goethes Unwille darüber, daß die guten Riepenhausen „von dem Legendentand abgehalten" wurden, sich weiter im Sinne der Weimarischen Kunstfreunde mit Polygnots Gemälden zu beschäftigen, bricht dagegen in einem bisher völlig unbekannten Aufsatze hervor. In F. G. Welckers verdienstlicher Untersuchung „Sappho von einem herrschenden Vorurteil befreyt" (Göttingen 1816) war irrtümlich eine Stelle in Goethes Farbenlehre, die sich in Wirklichkeit dort gar nicht findet, getadelt worden. Goethe richtete deshalb eine ziemlich ergrimmte Polemik gegen Welcker, die aber erst jetzt an den Tag gekommen ist[59]). In den „Paralipomena" des Bandes konnten den meisten Aufsätzen, auch zu den auf Kunst bezüglichen „Maximen nnd Reflexionen" noch ungedruckte „Vorarbeiten und Bruchstücke" beigefügt werden. Bei Besprechung der heidnischen

[58]) Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar 1897 (Hermann Böhlaus Nachfolger).

[59]) Welcker muß übrigens doch auf seinen Irrtum aufmerksam gemacht worden sein, denn beim Wiederabdruck jener Untersuchung in den „Kleinen Schriften" (Bonn 1845, II, 84) ist die auf S. 16 des ersten Drucks stehende Bezugnahme auf Goethe weggeblieben. Man empfindet in solchen Fällen die Verbannung kommentierender Anmerkungen aus der Weimarischen Ausgabe doch recht unangenehm.

Klanginstrumente („zwei Altertümer"), die Goethe als gottesdienstliche, von Karls des Großen Konzilien verbotene und deshalb vergrabene Klangzeichen erklärte, mag er an seine eigene Ballade „die erste Walpurgisnacht" („Und mit Glut- und Klapperstöcken lärmen wir bei nächt'ger Weile") gedacht haben.

Während die Kürschnerische Ausgabe auf einer sehr nützlichen Tabelle Themata und Sieger der sieben weimarischen Kunstausstellungen, deren Bedeutung die Einleitung betont, verzeichnet, ist der 48. Band der Weimarischen Ausgabe außer mit den drei Geleittafeln, die dem Aufsatz „Der Tänzerin Grab", dem „Gedicht zu einem Gedicht", erst Leben und Verständlichkeit verleihen, auch noch durch vier Abbildungen der bei den Ausstellungen preisgekrönten Kartone bereichert: Josef Hoffmanns „Tod des Rhesus" und August Nahls „Abschied des Hektor" (1800) — Nahls „Entdeckung des Achills unter den Töchtern Lykomeds" und Hoffmanns „Kampf Achills mit den Flußgöttern" (1801). Die Abbildung „Letzte Reste eines vom Wasser bedrängten, entarteten Menschengeschlechts" stammt von der Ausstellung von 1804 und hat die Preisrichter nicht befriedigt. Für 1799 erhalten wir statt Ferdinand Hartmanns Zeichnung („Aphrodite führt dem Paris die Helena zu") einen größeren Aufsatz Meyers, der in Besprechung mit Goethe auf Grund der eingesandten Kritik eines Unbekannten entstanden ist. In Witkowskis Bericht über Hartmanns Beteiligung vermißt man den Hinweis auf seine spätere Teilnahme an Kleists „Phöbus". In Witkowskis kurzgefaßter Einleitung zu den Aufsätzen übers Theater durfte die Erwähnung Calderons nicht fehlen: seine zeitweise Einbürgerung auf der deutschen Bühne ging doch von Weimar aus und ist eine der wichtigsten theatralischen Thaten Goethes nach dem Tode des Freundes, während „für die Einbürgerung Shakespeares" in diesen Jahren in Weimar kaum Ersprießliches geschah. Die Weimarer Ausgabe bringt unter den Paralipomena aus dem Jahre 1801 den Entwurf zu einer periodischen Schrift, „Weimarische Ausstellung", welche ebenso die Kunstausstellungen wie das Weimarische Theater und die dafür eingereichten Preisstücke behandeln und einen Ersatz für die „Propyläen" bilden sollte. War doch auch in ihnen bereits durch Wilhelm von

Humboldts Pariser Briefe das Theater in die Kunstbetrachtungen der W. K. F. mit eingezogen worden.

Gleich nach Beendigung seiner Herausgeberthätigkeit in der II. Abteilung der Weimarer Ausgabe hat Rudolf Steiner endlich auch den vierten Band der „Naturwissenschaftlichen Schriften“ in Kürschners Nationallitteratur fertiggestellt. Seine erste Hälfte ist durch die Geschichte der Farbenlehre angefüllt, an deren Fortsetzung im zweiten Teile sich die Abhandlungen über die „entoptischen Farben“ und „Paralipomena zur Chromatik“ aus Goethes Zeitschrift „Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen“ anreihen, gerade jene Arbeiten Goethes, die Kalischer in der ersten Abteilung des fünften Bandes von „Goethes naturwissenschaftlichen Schriften“ der Weimarer Ausgabe unter dem Gesamttitel „Chromatik“ zusammengefaßt hat. Steiners diesmalige Einleitungen stehen weit hinter seinen früheren zurück. Er zersplittert sich in persönlicher Polemik, wendet sich entfernteren philosophischen Fragen zu, die ihn selbst bei seinen Nitzschestudien gerade interessieren, deren Erörterung jedoch ganz und gar nicht an diese Stelle paßt. Der Gegensatz zwischen Goethes und Kants Weltanschauung wird nun auf die äußerste Spitze getrieben, so daß man auch bei grundsätzlicher Zustimmung doch diesen neuesten Ausführungen widersprechen muß. Als das Wichtigste in diesem Schlußbande erscheint so Steiners Ausgabe der „Sprüche in Prosa“, die ihm in Goethes Persönlichkeit „den Einklang von Kunst und Erkenntnis verwirklicht“ zeigen. Goethe offenbare uns die gleichen Geheimnisse in der Form seiner Kunstwerke und in der Form des Gedankens. Was er in seinen Dichtungen gestaltet, das spricht er in seinen natur- und kunstwissenschaftlichen Aufsätzen und in seinen „Sprüchen in Prosa“ in Form des Gedankens zu unserer tiefen Befriedigung aus. Steiner trifft in der Ausgabe der Sprüche eine neue Anordnung, die er mit den auf das menschliche Erkennen bezüglichen beginnt, um dann zu zeigen, „welche Formen dies Erkennen in der Wissenschaft im allgemeinen, in Mathematik, Naturwissenschaft, Psychologie annimmt“. In den einzelnen folgenden Abteilungen, die in Ethik, Sozialem und Geschichte das Verhältnis von Mensch zum Menschen, in Religion und Kunst das zu des Menschen

höchsten Dingen behandeln, stellt Steiner das auf einen Gedanken Bezügliche zusammen, um so aus den Sprüchen wieder „ein Bild der Persönlichkeit Goethes“ erwachsen zu lassen. Auf die von Loeper einstens so kenntnis- und verdienstreich untersuchte Quellenfrage legt Steiner keinen Wert, wohl aber hat er einzelnen Sprüchen Erläuterungen beigegeben. Wenn ich mir beim Anschwellen dieses Berichtes auch ein Eingehen auf Einzelheiten versagen muß, so möchte ich doch Steiners Ausgabe der „Sprüche in Prosa“ als eine näherer Prüfung werte Leistung hervorheben.

Aus dem neuerschlossenen Material der Weimarer Ausgabe hat Steiner „Das Mädchen von Oberkirch“ und einzelne Aufsätze zur Beleuchtung der Grundlagen von Goethes naturwissenschaftlicher Betrachtung in seinen Schlußband aufgenommen. Eine Reihe weiterer bisher unbekannter naturwissenschaftlicher Studien konnte Kalischer im 5. Bande (erste Hälfte) der II. Abteilung der Weimarer Ausgabe für die „Chromatik“ den Handschriften des Goethe-Schiller-Archivs entnehmen. Ich glaube, daß die überwiegende Mehrzahl der Benutzer der Weimarer Ausgabe meinen Wunsch teilen werden, es möchte das bisher Ungedruckte überall mit * bezeichnet werden, wie es Harnack in den Kunstschriften gethan hat. Die zum erstenmal gedruckte Abhandlung „Von den farbigen Schatten“ („Versuch die Elemente der Farben zu entdecken“), welche dem Göttinger Physiker Lichtenberg Anerkennung für Goethes optische Studien abnötigte (vgl. XIII, 328), dürfte deshalb auch für die der Farbenlehre nach wie vor abholden Fachmänner ein gewisses Interesse haben. Bisher unveröffentlicht waren auch die „allgemeinen chromatischen Sätze“ und die umfangreiche Niederschrift „Über Farbenerscheinungen bei der Refraktion“. Als ein Beitrag zu dem geschichtlichen Teile der Farbenlehre ist der polemische Aufsatz „Über Newtons Hypothese der diversen Refrangibilität“ aus den Handschriften ans Licht gezogen. Über das strittige Gebiet der Farbenlehre hinaus greifen die Äußerungen über Bacon und Descartes, über das Genie, „das vorzüglich berufen ist auf jede Weise große Wirkung hervorzubringen“ und deshalb seiner Natur nach den Trieb haben müsse, „über die Gegenstände zu gebieten, sie sich zuzueignen, sie seiner Art zu denken und zu sein zu unterwerfen“,

während doch der Beobachter auf die Willkür seines eigenen Geistes Verzicht zu thun, sich den bestimmten Sachen zu unterwerfen gezwungen sei. Die Befreiung von der Scholastik und die Grundlage für die Naturerkenntnis sieht Goethe darin „daß ein Weltweiser, ehe er über die Natur der Dinge zu reden sich vermißt, erst die Gegenstände selbst zu kennen habe, mit denen sie uns so mannigfaltig und übereinstimmend umgibt". Den Satz könnte Faust in seiner Studierstube oder beim Spaziergang am Ostermorgen ausgesprochen haben.

Mit der Weimarischen Ausgabe steht die neueste der englischen Faustübersetzungen in engem Zusammenhang. R. Mc. Lintock[60]) hat nämlich nicht blos, wie schon so manche Engländer und Amerikaner, den ersten Teil von Goethes Faust in der Fassung von 1808 übersetzt, sondern auch alle abweichenden Lesarten des Urfausts und die Paralipomena, wie sie der 14. Band der Weimarischen Ausgabe vermehrt zusammengestellt hat. Ja der Übersetzer scheute sich nicht, die im Deutschen stets nur mit Gedankenstrichen bezeichneten Stellen durch Einsetzung der durch den Reim gesicherten Kraftworte auszufüllen, so daß wir uns hier prüder gezeigt haben als die verrufene englische Prüderie. Daß selbst ein gar nicht philologischer Neigungen verdächtiger Engländer es wünschenswert hielt, mit der Verszählung der Weimarischen Ausgabe auch die Lesarten und Paralipomena in seine Übersetzung hinüberzunehmen, darf den wegen Sammeln der Lesarten neuerer Dichter verspotteten Litterarhistorikern zur Genugthuung gereichen. Die Übersetzung selbst kann im ganzen als trefflich gelungen bezeichnet werden. Mißverständnisse im Texte habe ich nicht entdeckt, es sei denn, daß man im scribbled paper nicht wieder der Menschheit gekräuselte Schnitzeln erkennen und V. 439 „Mir wird so licht" durch „More light! More light!" unrichtig gegeben finden will. Einen bedenklichen Gebrauch hat Mc Lintock im ersten Teil seiner

---

[60]) Goethe's 'Faust'. The so-called First Part 1770—1808; together with the Scene 'Two Imps and Amor', the Variants of the Göchhausen Transcript; and the complete Paralipomena of the Weimar Edition of 1887. In English, with Introduction and Notes. London 1897 (David Nutt, Strand).

Arbeit, später vermeidet er dies böse Hilfsmittel, von Flickwörtern gemacht, z. B. V. 414 „Statt der lebendigen Natur“ — „For nature pure and sweet and quick“. Ja es haben sich auf diese Weise eine Reihe von ergänzenden Halbversen eingeschlichen. So wurde aus „Verkündiget ihr dumpfen Glocken schon“ (V. 744) „Ye senseless bells! and with your brozen throats.“ Den zu V. 1220 gemachten Zusatz verwendet der Übersetzer unerlaubter Weise in den Erläuterungen zu einer Anklage gegen Fausts Charakter, und doch ist's ein Unterschied, ob Faust sagt „Mich drängts, mit redlichem Gefühl einmal“ oder „My soul inclines — For once sincerety In reverence by no malice vexed —“. Der Zusatz zu Mephistos „Ihr habt mich weidlich schwitzen machen“ — „You made me sweat; you knew what you were after!“ ist mir nicht recht verständlich. Eine Verschlechterung bedeuten die Zusätze zu V. 500 und 1818: „Ich bin's, bin Faust, bin deinesgleichen!“ — „Faust and thy peer? say, wilt thou blight me?“ und „Mein guter Herr, ihr seht die Sachen, wie man die Sachen eben sieht“; — „My good sir! you, how can you doubt it? see things exactly as they are“. Die Worte des Erdgeists sind überhaupt der am wenigsten gelungene Teil der ganzen Übersetzung, die sonst mit glücklichem Erfolg nach Treue in Form und Geist strebt. Die Szene „Trüber Tag, Feld“ ist in einer Art von Versen (that form of English verse wich differs least from prose) wiedergegeben, im übrigen ist bis auf die Reimstellung nach Beibehaltung der Form gestrebt, wenn auch die Länge der einzelnen Verse nicht die gleiche geblieben ist; eine Umstellung ist nur bei V. 631 vorgenommen. In nicht wenig Fällen ist eine den Sinn schärfer charakterisierende Redewendung gefunden, so wenn der Magd Ablehnung. „Was geh'n mich deine Freuden an!“ (V. 825) durch „What good's your sweethearting to me?“ wiedergegeben wird. Der deutsche Leser wird fast durchgehends den Ton der Dichtung zu seiner Freude getroffen finden und der Übersetzung lebhafte Anerkennung zollen; ob sie den Anforderungen des Leserkreises, für den sie bestimmt ist, völlig entspricht, müssen englische Richter beurteilen. Dagegen wird die deutsche Kritik an Einleitung und Noten manches auszusetzen haben. Hier macht sich

eine Engherzigkeit geltend, die man bei dem kühnen Übersetzer der Blocksberg-Bruchstücke kaum vermuten sollte.

Mc Lintock ist durch die Bekanntschaft mit der Göchhausenschen Abschrift in seiner Ansicht bestärkt worden, daß nicht blos zwischen dem sogenannten ersten und zweiten Teil von Goethes Faust gar keine Verbindung möglich sei, sondern auch der Prolog im Himmel und der Vertrag äußerliche Einschiebsel geblieben seien, die nichts an dem ursprünglichen Plan, der mit Fausts Untergang schließen mußte, ändern konnten. Goethes Ausgangspunkt (starting-point) sei mit dem Marlowes identisch; „Goethe's Faust is a resetting of Marlowe's theme". Die Vergleichungstabelle zwischen Marlowes tragical history, dem Urfaust, Fragment und ersten Teil nehmen wir mit Dank entgegen; im übrigen aber kann man nur staunen, in welchen Vorurteilen ein so tüchtiger Übersetzer stecken geblieben ist. Seine Kenntnis der Entwickelungsgeschichte des Stoffes erweist sich zu mangelhaft. Mit der neueren Forschung vertraute deutsche Leser werden schon mit Kopfschütteln den einleitenden Satz lesen, daß um die Zeit von Christi Geburt der ursprünglich strenge hebräische Monotheismus von dem persischen Dualismus zersetzt worden sei, der in der Geschichte von Jesus' Versuchung seinen klarsten Ausdruck gefunden habe. Von dieser biblischen Teufelserscheinung, dem abgelehnten Teufelsbündnis, geht Mc Lintock auf Theophilus über. Den Irrtum, daß Hroswitha ein Theophilusdrama verfaßt habe, teilt er mit manchen Deutschen, die über die Faustsage geschrieben haben; „Lapsus et Conversio Theophili Vicedomini" findet sich aber unter Hroswithas epischen Legenden. Daß die charta mit Blut geschrieben worden, fordert der Dämon in dieser Darstellung nicht, wie Mclintock meint, der das französische und deutsche Theophilusdrama nicht kennt. Leider scheint er auch von Lessings Faustplänen nichts zu wissen, sonst würde er es doch nicht für völlig ausgeschlossen halten, daß der junge Goethe an eine Rettung Fausts gedacht habe. Der Goethe der Straßburger und Frankfurter Zeit habe in Götz, Faust, Werther sich selber dargestellt, da aber sein Faust Verführer und Mörder wurde, mochte er die Dichtung möglicher Mißdeutung halber nicht veröffentlichen, bis er in den neunziger Jahren darauf kam, durch Einfügung des Pro-

logs und allegorischer Bezüge die ursprüngliche Anlage zu verschleiern. Für deutsche Leser bedarf diese Hypothese nicht erst der Zurückweisung. Für den Zweck des Buches bleibt es bedauerlich, daß der Übersetzer in seinen Erläuterungen immer wieder die moralische Abscheulichkeit von Fausts Handeln betont, anstatt bei den satirischen Anspielungen der Walpurgisnacht die nötigen Erklärungen zu geben. Mit besonderer Befriedigung hebt Mc Lintock bei seinem Bestreben, Goethes und Marlowes Faustdichtung einander zu nähern hervor, daß im Urfaust die Stimme von oben „Ist gerettet" fehlt; die Verklärung Gretchens steht ihm ebenso wie die Rettung Fausts im unlösbaren Widerspruch zu Goethes echter, 1808 durch fremde Elemente verschobener Dichtung. Wir werden trotz dieser verunglückten Auffassung der Dichtung die Arbeit des Übersetzers Mc Lintock nach Verdienst in Ehren halten. Für die Erläuterung der Dichtung aber wenden wir uns lieber einem deutschen Führer zu, und wir freuen uns, daß in den schon erwähnten Schulausgaben von H. Schiller und V. Valentin der erste und wohlgelungene Versuch[61]) vorliegt, einmal beide Teile des Goethischen Faust als einheitliche Handlung, die in ihrem künstlerischen Aufbau das Ergebnis einer wohlbegründeten Entwickelung darstellt, dem Verständnis der Schüler zu erschließen. Auf die Eigenart und Vorzüge von Valentins Darstellung der Goethischen „Faustdichtung in ihrer künstlerischen Einheit" (Weimar 1894) wurde schon bei Besprechung seines höchst anregenden Buches hingewiesen (vgl. X, 215). Der praktische Nutzen seiner Betrachtungsweise für die Schule ist inzwischen von K. Hähnel in Leitmeritz und Karl Landmann in Darmstadt eigens erörtert worden. Aber gerade ein Vergleich mit Hähnels bereits in zweiter Auflage vorliegender Arbeit über die Behandlung von Goethes „Faust" in der Schule mit Valentins vorzüglich angelegten und durchgeführten Büchlein zeigt, wie erwünscht es sein mußte, daß Valentin selbst die Übertragung der in seinem größeren Werke entwickelten Ansichten innerhalb des Rahmens einer schulmäßigen Behandlung

---

[61]) Erläuterung zu Goethes Faust von Veit Valentin. Dresden 1897 (Verlag von Ehlermann. Deutsche Schulausgaben. Doppelnummer 25/26).

vornahm. Valentins „Erläuterung" weicht von den bereits bestehenden Faustkommentaren beträchtlich ab. Er geht auf die Fragen der Entstehung etwaiger Widersprüche in den verschiedenen Schichten des Werkes gar nicht, auf einzelne Erörterungen nur in besonderen Fällen ein. Das fertige Werk in seiner Einheit und inneren Verbindung will er dem Schüler durch ganz knappe, auf den sachlichen Inhalt beschränkte Dispositionsangaben klar machen. Und diese orientierenden Schemata bekommen durch den Abdruck der für die Schule geeigneten und für den Gang der Handlung wichtigen Abschnitte der Dichtung Fleisch und Blut. Es entsteht so keineswegs etwa eine Faustanthologie, sondern beide Teile schließen sich zu einem Gesamtbilde zusammen. Und eben in dieser Schulausgabe treten die Hauptpunkte von Valentins Erklärung: das allmähliche Selbstständigwerden Fausts, des Homunkulus Beziehung zu Helena und seine Stellung in der klassischen Walpurgisnacht, in ihrer ganzen Bedeutung für die einheitliche Auffassung des Werkes hervor. Die künstlerische Absicht des Dichters ist in manchen Teilen wohl nicht so zweifellos bestimmend gewesen, wie es nach Valentins Darstellung erscheint; aber die folgerechte Durchführung seiner Auffassung vom künstlerisch dramatischen Aufbau und der angewandten Technik (vgl. besonders S. 51) ist nicht blos für die Behandlung des „Faust" in der Schule zu loben, sondern giebt auch dem gereiften Freunde der Dichtung neue Anregung.



IV. Einsendungen.

Vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1897 wurden nachstehende Schriften unserer Bibliothek eingesendet. Allen Herren Einsendern sei an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen.

Die mit † bezeichneten Schriften werden im Austausche gegen die Hochstiftsberichte geliefert, die mit * bezeichneten sind Geschenke; ist der Geber nicht besonders angeführt, so ist es der Verfasser, beziehungsweise Verein, Hochschule u. s. w.

Geschichte.

*Koehl, C. Neue prähistorische Funde aus Worms und Umgebung.

†Neuburger Kollektaneen-Blatt. Jahrg. 60. 1896.

†Beiträge zur Geschichte des Niederrheins, Jahrbuch des Düsseldorfer Geschichts-Vereins. Bd. 12, 1897.

†Schaarschmidt, F. Zur Erinnerung an Jakobe von Baden, Herzogin von Jülich-Cleve-Berg. Düsseldorf 1897.

*Schaible, K. H. Die Frau im Alterthum. Ein kulturgeschichtliches Bild. Zwei populäre Vorträge. Karlsruhe 1898.

*Teichert, Friedr. Führer über das Schlachtfeld Ampfing-Mühldorf nebst Kraiberg und Umgebung. Mühldorf 1892.

* — Das königl. bayerische 11. Infanterie-Regiment „von der Tann". Regensburg 1897.

* — General Kleber, Ein Lebensbild. Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsaß-Lothringen, XIII. Heft. Straßburg 1890.

Litteratur.

*Siebs. Die Sesenheimer Lieder von Goethe und Lenz. S.-A. a. d. Preuß. Jahrbüchern 1897.

*Thalmayr, Fr. Goethe und das klassische Altertum. Leipzig, G. Fock 1897.

*Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller. Herausgegeben von C. A. H. Burkhardt. Zweite stark vermehrte Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta, Nachfolger. 1898.

*Wilhelmi, Otto. Eros und Eris, Lyrik.

*Seuffert, B. Riegers Maximilian Klinger. S.-A. d. Götting. Gelehrt. Anzeigen 1898.

*Schüddekopf, C. Von der Ausstellung zum Gedächtnis der Großherzogin Sophie von Sachsen im Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar 1898.
*Siebeck, Neue Goethebiographien S.-A. 1898.
*Bondi, J. H. Aus dem Balladenjahre 1797, 1898.
*Rebmann. Der Leipziger Student vor 100 Jahren. Neudruck 1897.
*Meißner, A. G. Skizzen. Geschenk des Herrn Dr. R. Jung, hier.
*Neuberin, Deutsches Vorspiel. Herausgegeben von A. Richter. Neudruck.
*Hering, R. Spinoza im jungen Goethe 1897.
†Neujahrsblätter der Stadtbibliothek zu Zürich 1891, 1896.
*Schiller. Über naive und sentimentalische Dichtkunst. Herausgegeben von Geyer. Dresden, Ehlermann 1897.
*Lessing. Philotas. Herausgegeben von Zernial. Ebda. 1897.
*Lessing. Minna von Barnhelm. Herausgegeben v. B. Valentin. Ebda. 1897.
*Bernays. Zur neueren Litteraturgeschichte. Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte. Bd. 2. Leipzig, Göschen 1898.
*Goethe. Maxims and Reflections. Translated by Bailey Sanders 1893.
*Deutsche Erzähler des 18. Jahrhunderts. Herausgegeben von Rud. Fürst. Leipzig, Göschen 1897.
*Transactions of the Manchester Goethe-Society 1886/93, 1894.
*Goethe, Dichtung und Wahrheit. Selections from I—IX. Edited by von Jagemann 1896. Geschenk des Herrn Professor Wahle, Williamstown, Massachusetts.
*Arnim, Bettina v., an Goethe. Herausgegeben v. B. Suphan. Privatdruck.
*Heinzel, R. Beschreibung des christlichen Schauspiels im deutschen Mittelalter. Hamburg und Leipzig, L. Voß 1898.
*Düsel, Fr. Der dramatische Monolog in der Poetik des 18. Jahrhunderts und in den Dramen Lessings. Ebda. 1897.
*Zimmermann und Charlotte v. Schiller, Briefe an Charlotte und Friedrich von Stein. Mitteilungen aus dem Litteraturarchiv in Berlin 1897. Privatdruck. Geschenk des Herrn Alex. Meyer Cohn, Berlin.
*Festschrift zur Einweihung des Goethe-Gymnasiums in Frankfurt a. M. 1897.

Naturwissenschaften, Mathematik, Technik.

†Bericht der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt a. M. 1897. Mit 3 Tafeln und 1 Porträt.
†Report of the U. S. National-Mnsenm under the direction of the Smithsonian Institution for the year 1893. Washington 1895.
† — for the year 1894. Washington 1896.
†Annual Report of the board of regents of the Smithsonian Institution to Jnly 1895. Washington 1896.
†Report of the Superintendent of the U. S. Naval Observatorium for 1897. Washington 1897.

* Schell, W. Allgemeine Theorie der Kurven doppelter Krümmung in rein geometrischer Darstellung. Zur Einführung in das Studium der Kurventheorie. 2. Aufl. 1898.
* Weber, Friedr. Das Hasselmannsche Verfahren zur Imprägnierung von Holz ꝛc.
* Bleibinhaus, Jos. Fritz Hasselmanns Imprägnierungsverfahren. Vortrag.
* Statistische Zusammenstellung über Blei, Kupfer ꝛc. von der Metallgesellschaft und der Metallurgischen Gesellschaft. Frankfurt a. M. 1898.

Sozialwissenschaft.

* Jahrbuch der Gehe-Stiftung in Dresden. Bd. II, 1897.
* Reich, E. Volkstümliche Universitätsbewegung. Bd. V der Ethisch-sozialwissenschaftlichen Vorträge. Bern, Steiger & Cie., 1897.
* Vereinigung zur Fürsorge für kranke Arbeiter. Jahresbericht für 1897. Leipzig 1898.
* Bericht des Instituts für Gemeinwohl in Frankfurt a. M. 1897.
* Jahresbericht des Ausschusses für Volksvorlesungen in Frankfurt a. M. für 1896/97.

Medizin.

* Stern, H. A Contribution to the Pathogenesis and Etiology of Diabetes Mellitus. New-York, 1897.

Programme, Berichte etc. von Hochschulen, Schulen, Instituten und Vereinen.

† Universitäten. Leipzig. Vorlesungsverzeichnis W.-S. 1897/98, S.-S. 1898.
* — — Personalverzeichnis S.-S. 1897, W.-S. 1897/98.
* — — Rektoratsreden vom 31. Oktober 1897.
* — — Urteile über die Preisaufgaben 1896/97 und neue Preisaufgaben für 1897/98.
* — — Doktorenverzeichnis 1896/97.
* — — Zur Feier des Reformationsfestes, Brieger, Th.: Das Wesen des Ablasses am Ausgange des Mittelalters; untersucht mit Rücksicht auf Luthers Thesen.
* — Heidelberg. Vorlesungsverzeichnis S.-S. 1898.
* — — Geburtsfest des Großherzogs Karl Friedrich, Meyer, G.: Die Entstehung und Ausbildung des allgemeinen Stimmrechts.
* — Tübingen. Vorlesungsverzeichnis S.-S. 1898.
* — — Akademische Preisbewerbungen 1897.

*Universitäten. Tübingen. Festschrift zum 50jährigen Doktorjubiläum Karl v. Weizsäckers.
Pfleiderer, E. Zur Frage der Kausalität. 1897.
* — — Doktorenverzeichnis, 1896/97. Herzog, E., Zur Verwaltungsgeschichte des Attischen Staats.
* — Freiburg. Vorlesungsverzeichnis S.-S. 1898.
* — — Personalverzeichnis W.-S. 1897/98.
* — Jena. Vorlesungsverzeichnis S.-S. 1898.
* — Göttingen. Einladung zur Preisverteilung. Kaibel, G.: De Sophoclis Antigona.
* — Prag. Vorlesungsverzeichnis S.-S. 1898.
* — Innsbruck. Vorlesungsverzeichnis S.-S. 1898.
* — — Personalverzeichnis 1897/98.
*Programm des Philanthropins zu Frankfurt a. M. 1898.
*Rechenschaftsbericht der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen, 1898.
*Gedenkschrift zur Enthüllung des Denkmals für Constantin Tomasczuck in Czernowitz. 1897.
*Jahresbericht des Vereins für das Historische Museum in Frankfurt a. M. 1897.
*Bericht des Vereins für Handlungs-Commis von 1858. Hamburg. 1898.

Zeitschriften.

*Im Neuen Reich. Jahrgang 1871. — 1880 Geschenk des Herrn Landgerichtsrats Dove.



V. Veränderungen im Mitgliederbestande

in der Zeit vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1897.

A. Neu eingetreten:

(Beitrag, wenn nicht besonders bemerkt, Mk. 8.—, bei Auswärtigen Mk. 6.—, Mehrbeträge werden dankend besonders verzeichnet.)

1. Paul Ankel, Gymnasiallehrer, hier.
2. Joh. Ernst Wilhelm Aschenbrenner, Gerichts-Aktuar, hier.
3. Otto Auffenberg, Dr. jur., Gerichts-Referendar, hier.
4. Frau Hedwig Bardenheier, Witwe, hier.
5. Moritz Julius Bonn, Dr. der Staatswirtschaft, hier.
6. Gustav Burgheim, Dr. jur., Rechtsanwalt und Notar, hier.
7. Otto Dubbe-Landeck, Schriftsteller, Rostock i. M.
8. Rich. Eberheimer, Kaufmann, hier.
9. Frau Rosalie Finck, hier.
10. Fräulein Hermine Goldstein, hier.
11. Alexander Hauck, Bankier, hier. (Mk. 12.—.)
12. Max Hauck, Kaufmann, hier.
13. Franz Hausmann, Dr. med., Arzt, hier.
14. Ludwig Heilbrunn, Kaufmann, hier.
15. Robert Eugen Hering, Dr. phil., hier.
16. Karl Hirsch, Referendar, hier.
17. Frau Emil Hirschhorn, hier.
18. Wilhelm Hörhammer, Major a. D., München.
19. Frau D. Holland, Witwe, hier.
20. Albrecht Huber, Bankbeamter, hier.
21. Frau Gertrude Hüttenbach, Witwe, hier.

22. Leo Isaak, Kaufmann hier.
23. Franz Alexander Kirchner, Kaufmann, hier.
24. August Knögel, Gymnasiallehrer, hier.
25. Gottfr. Kramer, Städt. Ober-Revisor, hier.
26. Karl Krummel, Lehrer, hier.
27. Wilhelm Peter Metzler, Rentier, hier. (Mk. 20.—.)
28. Saly Moser, hier.
29. Georg Ollendorf, Fabrikant, hier.
30. Alfred Oswalt, Privatier, hier.
31. Eduard Otto, Dr. phil., Schuldirektor, Offenbach a. M.
32. Jakob L. Posen, Fabrikant, hier.
33. Julius Priester, Gerichts-Aktuar, hier.
34. Hermann Richter, Aquarellmaler, hier.
35. Fräulein Mathilde Riese, hier.
36. Fräulein Paula Rosenbaum, Lehrerin, hier.
37. Julius Rubensohn, Kaufmann, hier. (Mk. 12.—.)
38. Wilhelm Rüdiger, Dr. phil., hier.
39. Robert Ruhmann, Fabrikant, Cottbus (Mk. 10.—.)
40. F. Sachs, stud. phil., hier.
41. Karl Schmidt, Lehrer, Neuenhain b. Soden.
42. Anton Schulte, Staatsanwalt, hier.
43. Emanuel Schwarzschild-Schiff, Kaufmann, hier.
44. Theodor Sieber, Stadthauptkassen-Rendant, hier.
45. Alfred Simon, Kursmakler, hier.
46. Ludwig Sinzheimer, Dr. der Staatswirtschaft, hier.
47. Oskar Spier, Referendar, hier.
48. Willy Stern, Bankier, hier. (Mk. 10.—.)
49. Sally Trier, Kaufmann, hier.
50. Ph. Tröller, Privatier, hier.
51. Karl Trommsdorff, Kaufmann, hier.
52. Franz Walder, Dr., Chemiker, Berlin.
53. Samuel Weil, Kaufmann hier.
54. Frau Dr. Rich. Wirth, hier.
55. Frau Emma Wolfskehl-Ricardt, hier.
56. Wilhelm Zickwolff, Zivil-Ingenieur, hier.
57. Ludwig Ziehen, Dr. phil., Gymnasiallehrer, hier.

B. Gestorben:

1. Otto Baer, Sensal, hier.
2. Heinrich Buß, Postkassierer a. D., hier.
3. Johann Georg Fischer, Professor, Dr. phil., Stuttgart.
4. Ludwig Hirsch, Kaufmann, hier.
5. Ludwig Hoffmann, Dr. jur., Rechtsanwalt, München.
6. Wilhelm Hohenemser, Kaufmann hier.
7. Jakob Hüttenbach, Kaufmann, hier.
8. Karl Israel-Holtzwart, Professor, Dr. phil., Gymnasiallehrer a. D., hier.
9. Jean Kirsch, Kaufmann, hier.
10. Eduard Lobstein, Dr. med., Heidelberg.
11. Fräulein Babette Loewenthal, hier.
12. Karl Mender, Königl. Zahlmeister a. D., München.
13. Wilhelm Heinrich von Riehl, Universitäts-Professor, Direktor des Kgl. Bayr. National-Museums, München.
14. Frau Fanni Rohlfs, Wiesbaden.
15. Remigius Sauerländer, Verlagsbuchhändler, hier.
16. Joseph Schmauß, Kgl. Bayr. Oberstlieutenannt a. D., München.
17. Th. Zopf, Dr. phil., Greiz.

55 Mitglieder haben ihren Austritt erklärt.



I. Berichte aus den Akademischen Fachabteilungen.

1.

Abteilung für Soziale Wissenschaften (SzW).

a) Sektion für Jurisprudenz (J).

Dieser Sektion wurden in dem Zeitraum vom 1. Januar bis 30. April 1898 auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr Dr. jur. Alexander Berg, Rechtsanwalt, hier.
„ Dr. jur. Fritz Meyer, Justizrat, hier.
„ Oscar Spier, Referendar, hier.
„ R. Hirsch, Referendar, hier.

Die Sektion beschäftigte sich in den Sitzungen vom Januar 3., 10., 17., 31. Februar 7., 28. März 7., 21., 28. April 4., 18., 25. mit der Exegese des Bürgerlichen Gesetzbuches. Referate hatten übernommen die Herren: Dr. Gieser, Dr. Neumann, Dr. Edenfeld, Dr. Levi, Dr. Burgheim, Dr. Geiger, Dr. Blau, Dr. Ganz, Dr. Fürth, Dr. Zirndorfer.

---

b) Sektion für Volkswirtschaft (V).

Dieser Sektion wurden in dem Zeitraum vom 1. Januar bis 30. April 1898 auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr Dr. J. Bonn, hier,
Herr Dr. L. Sinzheimer, hier,

*

ohne Wahlrecht:

Herr Dr. jur. Fritz Meyer, Justizrat, hier.

In dieser Sektion sprachen am

19. Januar Herr Dr. Stein über „Die Fortführung der Arbeiterschutzgesetzgebung in Deutschland".

2. Februar Herr Dr. von Mangoldt über „Der Bauschwindel und seine Bekämpfung".

2. März Herr Dr. Bonn über „West-Irland".

20. April Herr Dr. Sinzheimer über „Aus der Geschichte der städtischen Sozialreform in England".

20. April Herr Dr. Stein über „Der Bergarbeiterkongreß in Dortmund".

16. März Herr Dr. J. Cahn über „Die ältesten Banken in Deutschland".

* * *

Der eingesandte Bericht lautet:

Zur Geschichte der ältesten Banken in Deutschland. Von Dr. Julius Cahn.

Die Geschichte der ältesten deutschen Banken, welche durchweg aus Geldwechselstellen entstanden sind, ist unmöglich zu trennen von der allgemeinen deutschen Geldgeschichte im Mittelalter. Es sei daher gestattet, mit einem kurzen Überblick über diese zu beginnen. Deutschland hat in dieser Beziehung keine einheitliche Entwickelung durchgemacht. Nur sehr allmählich und in den einzelnen Territorien verschieden hat sich der Übergang von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft vollzogen. Meine kurzen Angaben hier beschränken sich daher nur auf das Rheinland, im speziellen auf das Gebiet des Oberrheins, das ja durch seine Lage, seine Fruchtbarkeit und seinen schon früh erblühenden Handel zu Betrachtungen dieser Art besonders einlädt.

Die deutsche Geldgeschichte ist ein verhältnismäßig spät und wenig beackertes Feld. Das hat seine Ursache nicht etwa darin, daß sie nicht interessant wäre, sondern in den großen Schwierigkeiten, welche sich Studien dieser Art in den Weg stellen. Unsere Quellen nämlich, die Werke der historischen Schriftsteller im Mittelalter, sind vom 9. bis ins 14. Jahrhundert ausschließlich von Geistlichen geschrieben, welche für die wirtschaftlichen Verhältnisse ihrer Umgebung auch nicht das geringste Interesse oder Verständnis hatten, und denen die Thatsache, daß ein Kaiser rechtzeitig das Osterlamm schlachtete, unendlich viel wichtiger war als die Frage, wovon dieser Kaiser die Kosten der Reichsregierung bestritt. Die ganze Geschichtsschreibung hat ein weltabgewandtes Gepräge, und selbst da, wo Zahlen oder ausnahmsweise einmal Summen genannt werden, ist äußerste Vorsicht geboten. Da sind freilich noch die Urkunden, die Zeugen von Vorgängen rechtlicher und wirtschaftlicher Natur; aber auch bei ihnen ist zu beachten, daß sie von Geistlichen, als den einzigen Schreibverständigen, verfaßt sind, was Form und Inhalt stark beeinflußte. Die beste Quelle sind immer noch die Sammlungen von Gesetzen und Rechten, doch sind leider gerade diese nur in geringer Zahl auf uns gekommen.

Die Grundlage für die ganze mittelalterliche Geldgeschichte Deutschlands ist in den Kapitularien Karls des Großen und seiner Nachfolger zu suchen. Nachdem sich die auf der Einheit des „aureus" beruhende, von den Römern ererbte Goldwährung der Merowinger als unvereinbar mit der jungen germanischen Kultur erwiesen hatte, führten Pipin und Karl bewußt und energisch die Silberwährung durch. Diese beruhte auf der Einheit des Silberdenars, dessen allgemeine Einführung und Giltigkeit hier in Frankfurt auf dem Reichstage von 794 beschlossen wurde. Der Silberdenar war der 240. Teil des karolingischen Pfundes von 367 Grammen, wog also 1,53 gr. und wurde in möglichst reinem Silber ausgebracht. Durch die Edikte von 805 und 808 zentralisierte Karl das gesamte Münzwesen in der Hand des Königs, indem er verbot, daß an anderen Stellen als an den königlichen Pfalzen, oder wo er es besonders befahl, Prägestätten errichtet würden. Jedoch wie die meisten Einrichtungen Karls zerfiel dieses einheit-

liche Geldsystem in den folgenden Jahrhunderten, indem die Zentralgewalt sich zersplitterte und durch die Exemptionen, mit anderen Hoheitsrechten Münze und Wechseln an die geistlichen und die weltlichen Lokalgewalten übergingen. Da diese in den Regalien lediglich Nutzungsrechte sahen, hatte ihre Befugnis, Schrot und Korn ihrer Münzen selbst zu bestimmen, die schlimmsten Folgen für das gesamte Geldwesen, denn durch fortwährende Verrufungen und Ausgabe von minderwertigen Münzen suchten sie sich eine jährliche Steuer zu sichern.

Im Laufe des 11. Jahrhunderts wurde nun das karolingische Pfund durch die germanische Mark, eine Gewichtseinheit von 233,85 gr., verdrängt, und das Wort Pfund sank von einem Gewichtsbegriff zu einem Zahlbegriff herab, den man für jede Summe von 240 Pfennigen oder Hälblingen gebrauchte, gleichviel was sie wog. Dabei blieb der Geldverbrauch in Deutschland, selbst in den Städten, noch ein sehr geringer. Das erste Straßburger Stadtrecht, das um 1130 entstand, nahm noch an, daß man Waren gegen Wein, Öl oder Getreide einhandele; wurden sie gegen Geld verkauft, so waren sie einer anderen Bezollung unterworfen.

Das wurde erst anders, als im 13. Jahrhundert infolge der Kreuzzüge und der wachsenden städtischen Kultur, am Rheine wenigstens, die Geldwirtschaft völlig die Oberhand gewann. Die vermehrte Nachfrage nach gemünztem Gelde und der sehr fühlbare Mangel an Scheidemünze hatten in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in allen rheinischen Städten ein rapides Sinken des Wertes der einzelnen Geldsorten zur Folge. Innerhalb eines halben Jahrhunderts wurden in Köln, Mainz und Straßburg die Denare auf die Hälfte ihres ehemaligen Wertes reduziert. Der Großhandel half sich dadurch, daß er bei einigermaßen bedeutenden Zahlungen gemünztes Geld überhaupt nicht mehr verwendete, sondern als Zahlungsmittel Silberbarren im Gewicht einer Mark annahm, welche, mit einem obrigkeitlichen Stempel versehen, als offizielle Währung galten.

So fand das beginnende 14. Jahrhundert das deutsche Geldwesen in der größten Verwirrung. Die Hilfe kam ihm von außen. Der seit 1252 in Florenz aufgekommene Goldgulden nahm seinen

Weg durch Frankreich nach Deutschland, wo er zuerst in den dreißiger Jahren des 14. Jahrhunderts in größeren Summen vorkommt und urkundlich erwähnt wird: wenn ich hier von Gulden rede, meine ich immer diese Goldgulden. Die in Deutschland zuerst von den rheinischen Kurfürsten geprägten Gulden waren in ihrer frühen, guten Zeit 23 karätige Goldstücke mit einem Gehalt im Werte von 9,50 Mark heutiger Reichswährung.

Es entstand durch das Eindringen des Guldens in Deutschland eine eigentümliche Mischwährung; denn offiziell galt noch überall der Silberpfennig als die eigentlich grundlegende Münze, während in Handel und Verkehr der Goldgulden die Oberhand gewann und auch die nur Silber prägenden Staaten und Städte zwang, sich mit ihren Geldsorten ihm unterzuordnen.

Die Rückkehr zum Golde war in Italien den Bedürfnissen der neuen kapitalistischen Wirtschaftsweise entsprungen. Eine solche erheischt aber noch etwas anderes. Sie verlangt nach Instituten, durch welche Kapitalien nutzbringend verwertet werden, bei welchen Private, vor allem aber Fürsten und Staaten, auf ihren Kredit Kapitalien erheben können. So kam es denn in Italien, zuerst in den lombardischen Städten, schon im 13. und im 14. Jahrhundert zur Gründung von Banken. Über diese ersten italienischen Banken existiert eine ausgedehnte Litteratur, und ich darf wohl im allgemeinen ihre Wirksamkeit, die vor allem auch im Aussenden von Geldwechslern und Geldverleihern, den sogenannten Lombarden, bestand, als bekannt voraussetzen. Sie sind ja auch für die Geschichte des Welthandels und des Verkehrs von ungleich größerer Bedeutung als die kleinen Anfänge der Geldinstitute in unseren deutschen Städten. Über diese sind wir denn auch noch sehr wenig unterrichtet, da, wie es scheint, sich in den Archiven nur außerordentlich geringes Material über Gründung und Einrichtung der ältesten deutschen Banken erhalten hat. Untersucht sind diese Verhältnisse für Frankfurt von Kriegk, und dann von Dr. Otto Speyer in seiner Schrift „Die ältesten Credit- und Wechselinstitute in Frankfurt a. M."

Ein glücklicher Fund auf dem Staatsarchiv zu Basel hat mich nun kürzlich in den Besitz des Gründungsdekrets und Regle-

ments der ältesten Bank der Stadt Straßburg gebracht, durch dessen Publikation ich hoffe, einiges zur Klärung dieser Fragen beizutragen, und das auch den Anstoß zu diesem Vortrage gegeben hat.

Ich muß die Straßburger lokalen Verhältnisse, aus denen diese Bank erwuchs, näher beleuchten. Bekanntlich war eines der Haupthindernisse, welche sich im Mittelalter der Entwickelung eines regen Geldverkehrs entgegenstellten, das kirchliche Zinsverbot. In den großen Freistaaten Oberitaliens war man jedoch von diesem kirchlichen Gesetz bedeutend unabhängiger als in Deutschland, wo gerade die wichtigsten Städte noch geistliche Oberherren hatten und überhaupt der geistlichen Gewalt ein größerer Einfluß auf das öffentliche Leben eingeräumt war. Ist doch hier das Zinsverbot erst 1654 durch Reichsgesetz aufgehoben worden. Dennoch ließ es sich in einer völlig zur Geldwirtschaft übergegangenen Zeit schon längst nicht mehr aufrecht erhalten. Man umging es überall, auch von Seiten der Kirche selbst, durch Verträge, vor allem durch den sogenannten „Rentenkauf". Das war eine hypothekarische Belastung von Grundstücken und Gebäuden, auf welche man Kapitalien gegen Auszahlung jährlicher Rente lieh: nur war das Kapital meist unkündbar. Der Gläubiger war dann der Käufer der Rente. Ferner durch die sogenannte „Leibzucht", der mittelalterlichen Vorläuferin unserer Versicherungsinstitute. Man gab sein ganzes Vermögen oder einen Teil davon an eine Stadt oder eine Kirche und ließ sich dagegen für Lebzeiten eine Rente aussetzen. Hauptsächlich aber waren die Juden von dem kirchlichen Gesetze eximiert, und ihnen stand frei, zu verleihen, wie sie wollten; freilich waren dann auch diese Judenzinsen im entsprechenden Verhältnisse zu ihrer geringen rechtlichen Sicherheit.

Daneben jedoch erblühte eine andere Art der Kapitalverwertung von seiten der Staaten und Städte im Wechsel. Die Wechselbank war im Mittelalter das selbstverständliche Zubehör zu jedem Markte. Bei dem kleinen Umlaufsgebiet, welches die einzelnen Landesmünzen hatten, bei den häufigen Verrufungen und dem strenge gewahrten Rechte der Landesherren, nur das aus der eigenen Prägestätte hervorgegangene Geld auf ihren Märkten zuzulassen, mußte den Fremden Gelegenheit gegeben werden, die mit-

gebrachte Münze gegen ortsübliche einzutauschen. Diese Einrichtung bildete aber auch durch die dabei entfallenden Abgaben eine ergiebige Einnahmequelle, wie andere Hoheitsrechte des Marktherren.

In den oberrheinischen Bischofsstädten ging nun bekanntlich mit dem Münzgericht auch das Wechselmonopol des Stadtherren an eine aus seinen vornehmsten Ministerialen gebildete Korporation über, die sogenannten Hausgenossen. Das erste Straßburger Stadtrecht klärt uns über ihr Wesen auf. Es war eine adlige Gesellschaft zur Ausbeutung des Münz- und Wechselrechtes. Die Stellen waren in den Familien erblich, und nur gegen Entrichtung sehr hoher Gebühren konnte man vom Bischof in die Korporation aufgenommen werden. Sie hatten eximierten Gerichtsstand nur vor Standesgenossen: aus ihrer Mitte mußte der Münzmeister gewählt werden. Vor allem aber hatten sie das Privileg, allein in der Stadt den Wechsel auszuüben und allein Handel mit Geld und Edelmetallen treiben zu dürfen.

Als sich jedoch die Stadt nach langen Kämpfen von der drückenden Herrschaft des Bischofs befreit hatte, mußte die besondere Stellung der Hausgenossen zu Konflikten führen, zumal letztere ihre Vorrechte nicht zum Nutzen der Stadt, sondern allein zu eigenem Vorteil ausübten. Mit dem Münzrechte war dem Stadtrat auch die Marktpolizei zugefallen, und er mußte im Interesse des Handels, von dem viele Bürger lebten und auf welchen auch die Handwerker angewiesen waren, Ordnung schaffen. Wir begegnen im 14. Jahrhundert alle zehn Jahre neuen Verordnungen des Rates, in denen er Vorschriften über den Handel mit Edelmetall erläßt, dessen Ausfuhr er zu hindern sucht; dann soll die Willkür der Hausgenossen eingedämmt werden. Das Überwiegen der Gulden im Großhandel nötigte die Stadt 1391 zu einem autonomen Wechseltarif. Gemäß dem damaligen niedrigen Verhältnis von Gold zu Silber, gleich 1 zu 11,7, setzte der Rat fest, daß ein Goldgulden gleich 10 Schillingen Straßburger Pfennige gegeben und genommen werden solle, und daß den Hausgenossen beim Einwechseln der Gulden nicht mehr als je ein Pfennig Gewinn zustehe. Daß damit jedoch keine Sicherheit gegeben war, bewiesen die Vorgänge während des Krieges von 1393. Während sich Straßburg

mit Aufgebot seiner letzten Kraft gegen die verbündeten Nachbarfürsten wehren mußte, benutzten die Hausgenossen die Wirren, um den Wechseltarif zu durchbrechen. In dem nach Beendigung des Krieges gegen sie angestrengten Prozesse wurde ihnen nachgewiesen, daß sie zu Ungunsten der Bürger höhere Einnahmen beim Geldwechsel erzielt, daß sie die guten Straßburger Pfennige eingeschmolzen und das Silber heimlich den Rhein hinabgeführt und verkauft hatten, wodurch in der Stadt großer Geldmangel entstanden war. Dennoch war die Stadt diesen Zuständen gegenüber ziemlich machtlos, da der Wechsel Reichsregal war und man ihn nicht zu usurpieren wagte, ohne wenigstens den Schein einer Verleihung hinter sich zu haben; man konnte nur eine strenge Kontrolle der Hausgenossen einführen.

Da kam es dem Rate sehr gelegen, daß im Jahre 1402 König Ruprecht ein Münzgesetz erließ, in welchem er Gehalt und Gewicht der Gulden reichsgesetzlich regelte (22½ Karat, 66 Stück auf die feine Mark) und zu dessen Durchführung gegen den Eigennutz der Fürsten er sich auf die Städte stützte. Auf Drängen und unter Beihilfe der städtischen Gesandten von ganz Mittel- und Süddeutschland war ja das Münzgesetz auf dem Reichstage zu Mainz zu stande gekommen. Der König verordnete nun, daß in allen freien und des Reiches Städten der Rat Beamte einsetzen solle, welche den Wechsel der Goldgulden selbst vorzunehmen und auf die Ausführung des Gesetzes zu achten hätten. Das brachte eine völlige Umwälzung im Wechsel- und Geldwesen der Städte mit sich. In Frankfurt war dies Gesetz der direkte Anstoß zur Gründung einer städtischen Bank. Das 1346 ihr verliehene Wechselrecht, das sie bisher durch Kaufleute auf private Rechnung gegen Abgaben hatte ausüben lassen, nahm die Stadt jetzt in eigene Verwaltung und gründete zugleich in diesem Stadtwechsel die erste öffentliche Bank für Depots und Anleihen, deren beträchtlicher Gewinn, besonders in den Zeiten der Messe, in den nächsten Jahren fast ein Viertel der gesamten städtischen Einnahmen ausmachte.

In Straßburg mußte man wegen der noch bestehenden Rechte der Hausgenossen langsamer vorgehen. Hier setzte der Rat 1402 die beiden Beamten, welche bisher die städtische Münze mit Edel-

metall versehen hatten, als Goldwechsler ein. Er streckte ein Kapital vor und gebot jedermann bei hoher Strafe, die Gulden nur noch bei diesen Beamten einzuwechseln. Als die Hausgenossen, denen man noch den Wechsel des Silbergeldes belassen, gegen die Neuerung protestierten, rechtfertigte der Rat am 24. Mai 1403 sein Vorgehen in einer ausführlichen Begründung vor der Bürgerschaft. Zugleich erhöhte er, um dem steigenden Verkehre gerecht zu werden, die Zahl der städtischen Wechsler auf vier.

Es war das die Zeit, in der das gesamte Finanzwesen der Stadt Straßburg durch Einsetzung einer besonderen Finanzkommission „der dreye vom pfennigturm“ und durch eine neueingeführte, genaue Buchführung umgestaltet wurde. Wir sehen, daß die Stadt damals infolge der Kriege mit einer bedeutenden Schuldenlast beladen war an Kapitalien, die sie in Frankfurt, Mainz und Worms aufgenommen hatte. Es wurde ihr oft schwer, die Zinsen, welche in Gold zu erlegen waren, aufzubringen, zumal der städtische Schatz entsprechend der nur silbernen Ausmünzung aus Barrensilber bestand. Beim Umtausch erlitt aber die Stadt regelmäßig Verluste, da sie sich gezwungen sah, die Gulden zum Kurse der Frankfurter Messe anzunehmen.

Es stellte sich also immer mehr die Notwendigkeit heraus, in Straßburg selbst einen geschäftlichen Betrieb zu eröffnen, durch den das Vermögen der Stadt nutzbringender angelegt werde als bisher, und diesen unabhängig und kapitalkräftig genug zu gestalten, um der Stadt jederzeit in ihren finanziellen Operationen beizustehen. Immer jedoch widersetzten sich die Hausgenossen der Ausführung dieses Planes, indem sie sich auf ihre alten Privilegien beriefen. Ihre Unzufriedenheit steigerte sich schließlich soweit, daß sie, nachdem verschiedene Ausgleichsversuche mißglückt waren, im Jahre 1437 zur offenen Empörung schritten und versuchten, mit Hilfe des Bischofs die Anerkennung ihrer alten Rechte gewaltsam zu ertrotzen. Das führte zu ihrem gänzlichen Sturze: der Rat, rechtzeitig gewarnt, vereitelte ihren Anschlag, und nun wurde die Gelegenheit benutzt, mit den Vorrechten der adligen Korporation gründlich aufzuräumen. Das ganze Wechselrecht wurde ihr entzogen und ging in den Alleinbesitz der Stadt über. Diese

schritt zugleich zur Gründung und Einrichtung einer eigenen Bank für Depots und Anleihen.

Das Einführungsdekret, das nicht datiert, aber aus äußeren und inneren Gründen in die Jahre 1437 bis 1440 zu verlegen ist, war früher in dem sogenannten „Heimlichen Buche der Stadt“ enthalten, ist aber mit vielen anderen wertvollen Handschriften 1870 bei dem durch das Bombardement veranlaßten Bibliotheksbrande zu Grunde gegangen. So hat sich nur jene Abschrift erhalten, welche 1445 dem Rate zu Basel auf dessen Bitten behufs Einrichtung eines ähnlichen Instituts übersandt worden ist.

Man belegte die neue Bank nach wie vor mit dem harmlosen Namen eines „Stadtwechsels“ bei der immer noch vorwaltenden Scheu, sich öffentlich zum Betrieb von Geldgeschäften zu bekennen. Das Baseler Konzil hatte kurz vorher einen solchen „Wechsel“ da für erlaubt erklärt, wo er auf obrigkeitlicher Einsetzung beruhte.

In der Einleitung giebt der Rat als Grund der Neuordnung die Unregelmäßigkeiten an, welche seither im Wechselgeschäft vorgekommen, sowohl vor Zeiten als auch noch jetzt kürzlich. Da nun aber die Stadt Straßburg Recht und Pflicht habe, dem Wohle, ihrer Bürger gemäß zu handeln, setze sie nun drei Männer ein, welche im Namen der Stadt den gesamten Wechsel handhaben sollten.

Sie müssen bezüglich ihrer Ehrenhaftigkeit und ihres Vermögens die genügenden Sicherheiten gewähren, außerdem auch lesen und schreiben können, was damals sogar bei Kaufleuten noch nicht selbstverständlich war. Die früheren Guldenwechsler waren jährlich vom Rate ernannt worden, da aber jetzt die städtischen Geldgeschäfte eine größere Stabilität des Personals erforderten, wurde bestimmt, daß jedes Jahr nur ein Mitglied aus dem Wechsleramt austreten solle, welches durch die Fünfzehner nach eingeholter Genehmigung des Rates zu ersetzen sei.

Vor allem war es jetzt notwendig, daß die Stadt bedeutendere Summen in ihre Bank einschoß, um deren Betrieb überhaupt erst zu ermöglichen. Es wurde daher zunächst „ein zümlich houptgut inn golde und müntzen“ dort hinterlegt, wobei „müntzen“ soviel heißt wie Silber- oder Kleingeld. Bedeutender noch war

die Bestimmung des Rates, daß er das Barvermögen der vier großen städtischen Stiftungen, des Frauenhauses, des „großen spittals", der „Guten lütte" und „der Elenden herberge", soweit es nicht zur Bestreitung der täglichen Bedürfnisse gebraucht wurde, auf seiner neuen Bank im Namen der Stadt deponieren ließ und alle anderen Stifter und Klosterverwaltungen anwies, ein gleiches zu thun. Bei dem bekannten Reichtum dieser Stiftungen müssen gleich anfangs beträchtliche Summen hier zusammengekommen sein, deren Höhe leider nicht angegeben wird.

Auch Private konnten von vornherein Geld bei der städtischen Wechselbank gegen die übliche Verschreibung hinterlegen. Für sie war es von besonderem Vorteil, daß dann über dieses Geld „dehein verbotte gon soll, weder geistlich noch weltlich", d. h. daß es weder von geistlichem noch weltlichem Gerichte mit Beschlag belegt werden durfte. Es war nur eine Sicherheitsmaßregel, daß man den Wechslern vorschrieb, in ihrer beschlagenen Truhe auf dem Kaufhause nicht mehr als 7000 fl. zu bewahren, das andere Kapital aber in einer besonderen Kasse auf dem sicheren Pfennigturm niederzulegen: denn die dort amtierende Finanzkommission konnte diese nur in Gegenwart der Wechsler öffnen.

Mit den so erhaltenen Summen sollten nun die städtischen Wechsler „den handel anfohen, üben und bruchen". Welcher Art aber war dieser Handel? Gewiß ist, daß nach wie vor das Einwechseln von Geld, besonders von Goldgulden, eine ihrer hauptsächlichsten Funktionen und Einnahmequellen bildete. Sie werden in ihrem Eide verpflichtet, hierin alle Bürger und Fremden gleich und gerecht zu behandeln, sowie den Wechseltarif der Stadt und alle Ordnungen, welche bisher für die Münzer und Hausgenossen gegolten, einzuhalten.

Daneben trat jetzt aber als recht mühevolle Aufgabe die Verwaltung der ihnen anvertrauten Kapitalien. Diese Thätigkeit war vor allem auch eine sehr verantwortliche. Zunächst war ihnen absolutes Schweigen darüber auferlegt, was, wieviel und von wem Geld bei ihnen hinterlegt war, selbstverständlich durften sie auch nichts von diesem Gelde zu eigenem Nutzen verwenden oder ausleihen. Welche Zinsen in der beim Empfang der Depositen

üblichen Verschreibung ausgemacht wurden, ist nicht angegeben; in der Regel werden damals 5% in den Schuldbriefen angeführt.

Im übrigen faßt die Ordnung die von den Wechslern zu unternehmenden Geldgeschäfte dahin zusammen, daß sie im Namen der Stadt „verlyhen, kouffen und verkouffen“ sollen, was ihrer Thätigkeit ein weites Feld öffnete. Die Banken liehen damals Geld meist nur unter der Bedingung aus, daß der Entleiher ein Pfand hinterlegte, an Schmuck, Steinen oder Wertgegenständen, das der entliehenen Summe einigermaßen gleich kam und bei unpünktlicher Rückzahlung der Bank verfiel. Auf der städtischen Bank zu Frankfurt war zu diesem Zweck eine eigene Wage für Perlenschnüre aufgestellt. Unsere Ordnung redet in diesem Sinne von „gulden und sylbern pfande“, doch kommt auch Ausleihen „uff verschrybung“ vor. Die Straßburger Stadtwechsler werden angewiesen, kein Geld zu verleihen ohne die Gewähr zu haben, daran „sicher und versorget“ zu sein. Kleinere Summen bis 100 fl. durften sie auf eigene Verantwortung ausleihen; was darüber war, durfte nur mit Zustimmung von mindestens zwei Mitgliedern des Wechselkollegs vergeben werden, die das geschehene Geschäft sofort mit ihrem Namen in die Bücher einzutragen hatten. Bei größeren Summen über 500 fl. war die einstimmige Zusage aller drei Beamten nötig. Das Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit bei solchen Unternehmungen wurde noch dadurch geschärft, daß sie und ihre Erben der Stadt für den vierten Teil des ausgeliehenen Geldes hafteten, falls etwas davon verloren ging. Diese Haftung fiel natürlich dann weg, wenn auf Befehl der XXIer oder XVer Summen ausgeliehen oder geborgt worden waren. Der Text unterscheidet die beiden letzteren Ausdrücke besonders, und zwar scheint „lyhen“ das Überlassen von Geld gegen Zinszahlung zu bezeichnen, während „borgen“ für unverzinsliche Darlehen gegen Pfänder gebraucht zu werden scheint.

Eigentümlich berührt die Bestimmung, daß „dhein gut rinisch goldt noch Straszburger müntze, die genge und gebe ist“ auf Vorteil ausgeliehen werden dürfe, „uff das dehein unwylle noch schaden darusz erwachssen möge“; vielmehr sollen zu diesem Zwecke nur solche Gulden ausgegeben werden, welche nicht nach rheinischem Fuße geprägt sind, und solche Silbermünzen, welche in Straßburg

nicht Währung haben. Das war eine außerordentliche Benachteiligung der Entleiher und stellte für die städtische Wechselbank von vornherein einen bedeutenden Gewinn dar. Um nämlich mit dem erhaltenen Gelde in Straßburg oder dessen Umgebung irgendwelche Zahlungen vornehmen zu können, mußte der Entleiher es erst wieder bei der Bank, bei der er es erhoben, gegen gesetzliche Währung einwechseln, wobei für die Bank die tarifmäßigen Gebühren abfielen. Da die Bank für das Umwechseln eines Guldens einen Pfennig nahm, wurden bei jeder Kapitalentnahme sofort 0,8 % als Wechselabgabe erhoben. Man darf hierbei jedoch auch nicht vergessen, daß Anleihen damals meist nur auf sehr kurze Zeit gemacht wurden, oft nur auf Wochen, und dadurch der Zinsgewinn im Durchschnitt ein geringer war.

Neben diesen Geldgeschäften sollten die Wechsler offenbar auch noch Handel mit Edelmetall zu gunsten der Stadt betreiben, wie das damals bei allen Wechselbanken üblich gewesen zu sein scheint. Es ist der Fall vorgesehen, daß jemand zu ihnen kommt, um ihnen „silbern oder gülden cleinötter oder geschirre" zu verkaufen; die sollten sie nur nach dem Gewicht in Kauf nehmen. Wolle man dagegen einwenden, daß die Arbeit oder etwaige Vergoldung mehr wert sei, so solle dem Verkäufer eine Frist bis zu drei Monaten gewährt werden, in welcher er den Kunstgegenstand zurückkaufen könne; nach dieser Frist sei man nicht schuldig, ihm über den Verbleib des verkauften Objekts Rechenschaft zu geben. Man sieht auch hier das Bestreben, für die Stadt so wenig als möglich die Gefahr eines Verlustes zu übernehmen.

Bezüglich ihrer Arbeitszeit waren die ältesten Straßburger Bankiers außerordentlich günstig gestellt. Im Sommer mußten sie von 6 Uhr Morgens bis 9 und dann wieder von 12 bis 4 Uhr Nachmittag ihres Amtes walten, während im Winter des Morgens von 7 bis 10 Uhr ihre Anwesenheit im Kaufhause an der Ill erfordert wurde. Daneben teilten sie sich in den Dienst auf dem Münzhause, wo gewöhnlich der eigentliche Wechsel stattfand. Zuspät kommen wurde freilich mit einer Strafe von einem Schilling belegt. Mit behaglicher Breite geht die Ordnung auf diese Bestimmungen ein; vermittelst einer Sandurhr, welche reihum zu be-

dienen ist, werden die Beamten kontrolliert; das Ordnungsgeld soll in ein „Krüselin“ gethan werden und wird dann, falls es den Herren beliebt, gemeinsam vertrunken.

Diese städtische Bank muß sich sehr bewährt haben, was schon daraus hervorgeht, daß man sich nach kurzer Zeit in Basel bemühte, zu ähnlichen Einrichtungen zu gelangen. Abgesehen von dem direkten Nutzen, welchen der Gewinn der Bank der städtischen Kasse brachte, übte dieses Institut den wohlthätigsten Einfluß auf die Finanzverwaltung der Stadt aus, indem es die nutzbringende Anlage disponibler Gelder ermöglichte und der Stadt selbst Gelegenheit bot, allzeit Anleihen unter möglichst günstigen Bedingungen aufzunehmen, dagegen frühere Schulden mit weniger drückenden Schulden abzustoßen. Aber auch der Handel und Geldverkehr zwischen Privaten wurde durch die Bank bedeutend erleichtert und neu belebt.

Offenbar vollzog sich die Entwickelung so, daß die eine städtische Bank in Straßburg bald dem Verkehr nicht mehr genügte. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts begegnen wir dort wie anderwärts Privatbanken mit obrigkeitlicher Konzession und wesentlich denselben Funktionen. Die Hausgenossen hatten, nachdem sie ihre politischen Vorrechte eingebüßt und das Wechselmonopol verloren, ihre bedeutenden Kapitalien im Handel angelegt, und als sich das Bedürfnis danach geltend machte, wurden ihnen vom Rate, mit dem sie seit 1442 ausgesöhnt waren, Konzessionen zur Gründung von Privatbanken wohl als eine Art Entschädigung erteilt. Wir werden davon unterrichtet durch eine Verordnung von 1488, welche den Hausgenossen einige Vorschriften in ihrem Beruf als Bankiers giebt. Auch ihnen wird strengstes Schweigen über die Depositen der Straßburger Bürger zur Pflicht gemacht. Dagegen dürfen sie, wenn ein Fremder eine Anleihe machen will, insgeheim solchen Bürgern, die Kapitalien anlegen wollen, davon Mitteilung machen. Auch das Institut der Makler sehen wir bereits ausgebildet, in den sogenannten „underkoiffern“, welche Geldgeschäfte vermitteln. Doch läßt sich die Stadt von ihnen bei Abschluß eines jeden Geschäftes eine der Höhe der Summe entsprechende Steuer entrichten.

So sehen wir aus mittelalterlichen Verhältnissen die Anfänge modernen Verkehrs- und Geschäftslebens sich entwickeln. Hoffentlich werden die Archive noch durch manches Aktenstück unsere Kenntnis über die Gründung von Banken in Deutschland bereichern und damit für die Zukunft die Zusammenstellung einer allgemeinen deutschen Geldgeschichte ermöglichen.

2.

Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft. (K.)

In dieser Abteilung sprach am

7. Januar Herr Eduard Friedberg über
„Caspar Scheuren als Künstler und Mensch".

21. März Herr Geheimer Hofrat Professor Dr. Gg. Schäfer-Darmstadt, über
„Die Kunstdenkmäler der ehemaligen Reichsstadt Wimpfen a. N."

* * *

1. **Caspar Scheuren.** Aus der Erinnerung eines Freundes. Von Eduard Friedberg.

Mitte Juni des Jahres 1887 bewegte sich ein imposanter Leichenzug nach dem Friedhofe der rheinischen Malerstadt Düsseldorf. Ein heimgegangener Meister, der am 12. genannten Monats verstorbene Professor Caspar Scheuren, ward von seinen Kollegen und Freunden zur ewigen Ruhe geleitet. Mit ihm war einer der letzten Farbenromantiker aus dem Leben geschieden, eine hochinteressante Persönlichkeit von ganz besonderer Eigenart, ein Mann, der allen unvergeßlich bleiben wird, denen er einst im Leben näher getreten ist. In Scheuren vereinigte sich die geniale Künstlernatur mit seltener Vornehmheit des Charakters zu einem solch harmo-

nischen Ganzen, daß das eine ohne das andere gar nicht denkbar war. In Gesprächen und Briefen gebrauchte er häufig den Ausdruck: „Ich bin Gemütsmensch“, und das war er auch in des Wortes vollster Bedeutung. Die tiefe Innerlichkeit des Menschen übertrug sich auf Stift und Pinsel des Künstlers und gab seinen Werken den Reiz der „Stimmung“, jenes geheimnisvollen Etwas, das mehr als alles andere zu Herzen geht, das man besser fühlt, als mit dem Auge wahrnimmt. Und hieraus erklärt sich, wie Scheuren bei mancher seiner Schöpfungen mit wenigen Strichen wirken und fesseln konnte. Andrerseits muß es auch als Grund gelten, daß dieser Meister eigentlich keine Schüler hatte. Nicht, als ob ihm Fähigkeit oder Lust abgegangen, die Geheimnisse seiner Kunst weiterzuvererben; im Gegenteil! Er war stets bereit, talentvollen Jüngern den Weg zum Erfolge bahnen zu helfen. Aber, um von Scheurens origineller Erfindungs- und Darstellungsweise profitieren zu können, mußte vor allem — Scheurensche Phantasie, sein originelles Menschentum vorhanden sein, und das findet sich gar selten. Gewiß ist jedoch, daß in nicht ferner Zeit, wenn die Wogen der modernen Realistik weiter zurückgetreten sind, Meister Scheurens Bilder gewürdigt werden, wie bei seinen Lebzeiten, und daß sie aufstrebende Talente für das ewig schöne Ideale in der Kunst zu begeistern vermögen.

Caspar (Joh. Nepomuk) Scheuren wurde am 22. August 1810 als Sohn eines wenig bekannten und wenig bemittelten Miniaturmalers in Aachen geboren. Schon beim Knaben offenbarte sich ein außergewöhnliches Talent; der kleine Caspar durfte seinem Vater raten und helfen, wenn auch nicht in der technischen Ausführung, so doch bei Entwürfen, mit den poetischen Gedanken, die in der Seele des begabten Kindes erwachten und mächtig zur Bethätigung drängten. Im Sommer 1829 bezog der kaum 19jährige die Akademie zu Düsseldorf. Er kam dort in die richtigen Hände, und seinem wunderbaren Talent fiel es nicht schwer, über die Zeit der Lehrjahre spielend wegzukommen. Bereits 1832 konnte er sein erstes Bild an die Öffentlichkeit bringen: „Eine holländische Landschaft mit Eichenwald“. Unter des berühmten Schirmer Leitung studierte er dann weiter, und bald hatte er eine solche Sicherheit

der Hand gewonnen, daß diese seiner vorwärtsdrängenden Phantasie zu folgen vermochte. Aber nicht allein in der Technik ward Scheuren ein würdiger Schüler Schirmers: ganz besonders war es des letzteren geniale und poetische Auffassung der Natur, die im Künstlergemüte des jungen Caspar gleichtönende Saiten traf. Nachdem er sich an Lehre und Beispiel des großen Meisters zum selbständigen, bewußten Schaffen genügend herangebildet hatte, fühlte er, daß seinem Sehnen wohl die Welt offen stand, daß er aber diese Welt auch sehen müsse, um an den Schönheiten der Natur und den Werken der Kunst die Gebilde seiner reichen Phantasie immer edler, idealer gestalten zu können. Nach kurzem Aufenthalt in Holland, woselbst er jene Studien machte, die er später scherzweise seine „Windmühlenstudien“ nannte, führte ihn der Weg an den Rhein, den herrlichen Strom, dessen entzückende Ufer und Thäler ihn begeisterten und zuerst festhielten, zu erfolgreichem Schaffen. Da, wo die Nahe in den Rhein fließt, im lieblichen Thale des „Morgenbach“, begann er jene Aufnahmen, die noch im selben Jahre 1835, teils in Öl, teils in arabeskenverzierten Aquarellen unter dem Titel „das Nahethal“ erschienen und den Ruhm ihres Autors begründeten. Wie oft und interessant erzählte Scheuren in späterer Zeit von seinem ersten Aufenthalt in den „drei Mühlen“ an dem Morgenbach, (die Fried. Wilh. Oertel, — W. O. von Horn — der liebenswürdige Pfarrer vom Hunsrück, in seiner „Spinnstube“ verewigte), wie er schon beim Morgengrauen an dem kristallklaren Wasser des Baches gesessen und dem Spiele der Forellen zugeschaut, die ihm nachher beim Mittagstisch so gut geschmeckt; wie er oftmals hinübergeblickt nach den Bergen und den Burgen des Rheines, und wie er in stiller Nacht den Gesang der Lorelei zu hören vermeinte. Auf der Wanderung in diesem abgeschlossenen, romantischen Thal mögen ihm auch die ersten Ideen zu seinem berühmten Rheinwerk gekommen sein, das den Namen Scheuren als den des berufensten Malers des deutschesten Stromes unsterblich gemacht hat.

Von Mitteldeutschland aus wanderte er nach der Kunststadt München, dann nach dem Alpenlande, nach Tirol, und von da nach Oberitalien, dem Lande seiner Sehnsucht und Träume. Hier,

in paradiesischer Natur, unter ewig blauem Himmel, an den unergründlichen Wassern der Seen und in der zauberischen Beleuchtung des Südens, hier gewann er seine höchste Meisterschaft in der Darstellung von Luft, Wasser und Lichteffekten. Der berückende Farbenreiz seiner späteren Werke entstammte jener Zeit der ersten italienischen Reise, die unverwischbare Eindrücke in seinem Künstlergemüte und reiche, wertvolle Studienblätter für seine Mappe hinterlassen hatte.

Nach seiner Wiedereinkehr in das bescheidene Junggesellenheim zu Düsseldorf begann die Zeit rastloser Arbeit. Aufträge über Aufträge kamen von Museen und Privaten, sein Name ward bald neben den weltberühmten der Meister Schirmer, Lessing, Schadow u. a. genannt, und der Lohn in klingender Form blieb ebenfalls nicht aus. Aber, so viel er auch malte: nie konnte man ihm den Vorwurf einer oberflächlichen, flüchtigen Behandlung seiner Bilder machen, wie dies manchem seiner Kollegen, selbst den berühmtesten und oft mit Recht, nachgesagt wurde. Zwar wollte man hier und da auch von ihm behaupten, daß seine Auffassung der Natur mehr phantastisch als wahr sei: solch ein Urteil kam jedoch durch Irrtum der Kritik, oder — aus gegnerischem Lager. Die Wahrheit wurde von ihm als höchstes Kunstgesetz heilig gehalten, und wenn auch seine stets lebendige Phantasie die Naturschilderung ausgeschmückt, so konnte man diese Ausschmückung doch sofort erkennen als das, was sie sein sollte, als ein Gebilde der Phantasie, ein poetisches, verklärendes, idealisierendes Beiwerk. Scheuren blieb immer gewissenhaft, ein strenger Selbstkritiker, der bei all seinen Schöpfungen nur die reinen Kunstprinzipien im Auge hatte, nie der Mode oder den Laienwünschen Rechnung trug und noch weniger dem schnöden Gelderwerb Opfer brachte.

Von den vielen Werken, die der fleißige Künstler von Ende der 30er bis Ende der 50er Jahre geschaffen hat, mögen hier einige, die grundlegend für seinen Ruhm geworden, namhaft gemacht werden. 1834 erwarb der Düsseldorfer Kunstverein eine Landschaft des kaum 24jährigen Künstlers „Aussicht aus der Burg Elz“. Eine Landschaft mit „Räubern im Gebirg“ ging 1836 in Besitz der bekannten Wittgensteinischen Sammlung zu

Petersburg über; ein Jahr darauf kaufte ein kunstsinniger Amerikaner die kaum fertige romantische Landschaft „Masaniello am Fuße des Vesuv“, und wenige Monate später wurde seine große „Morgenlandschaft mit Burg am See“ vom Leipziger Kunstverein erworben. Das folgende Werk „Die sterbende Äbtissin in der Klosterhalle“, ebenso vortrefflich in der Architektur wie im Figurenwerk und in poetischer Wiedergabe der Stimmung, kam in Besitz der Prinzessin Friedrich von Preußen. Der Meister schrieb bezüglich der Staffage dieses Bildes: „Ein Herz, das viel gekämpft, hat in den langen Jahren der Entsagung seinen Frieden gefunden, und nun will das brechende Auge noch einen letzten Blick thun in den Frieden der Natur!“ Ein Ölbild, das zu Ende der 30er Jahre der Kunstverein in Braunschweig kaufte, „Castell am Landsee“, ist besonders wirksam durch eine Zigeunergruppe, die, unter Eichen lagernd, das charakteristische Treiben ihres Stammes entwickelt. Scheuren erzählte einmal im Freundeskreise, unter welchen Umständen es entstanden ist. An einem Sonntagmorgen ging er, vom Kirchenbesuch heimkehrend, durch den Hofgarten in Düsseldorf. Er simulierte über Entwürfe zu einem größeren Bild und besonders über eine lebendig hervortretende Staffage. Da begegneten ihm zwei Zigeuner, ein alter und ein Bürschchen, beide recht zerlumpt, aber, wie Scheuren meinte, doch höchst malerisch aussehend. Der Künstler trug gewöhnlich schwarze Kleidung, Zylinder und weiße Handschuhe, ward demnach von den beiden Kerlen als ein besonders geeignetes Objekt zum Anbetteln betrachtet. Er, der Gutmütige, reichte dem älteren ein harten Thaler, worauf beide eine wahre Flut ihres Kauderwelsch über ihn ergossen. Der Meister verstand so viel davon, daß ein größeres Lager bei Obercassel, gegenüber von Düsseldorf, Rast gemacht und daß sie dem Herrn, als Dank für seine Gabe — wahrsagen wollten, wenn er hinüberkommen würde. Da fiel ihm sein Bild ein, und sofort kam der Gedanke, die Zigeunergruppe als Staffage zu verwenden. Noch am selben Mittag wanderte er nach der „anderen Seite“. Der Empfänger des harten Thalers erkannte ihn schon von weitem und machte die Stammesgenossen auf den freigiebigen „Herrn Baron“ aufmerksam. Im Nu war alles Männliche vom Greis bis

zum Büdchen auf den Beinen und im Begriff, auf Scheuren loszustürmen. Dieser hatte inzwischen sein Skizzenbuch herausgenommen und angefangen mit raschen Strichen das Bild zu fixieren. Da stutzte die Bande. Des Fremden imponierende Gestalt, seine schwarze Kleidung, der Zylinder, und dazu Bleistift und Notizbuch: solches Ensemble konnte nur einem verkleideten Polizeimann angehören. In achtungsvoller Stille, und nicht ganz frei vom „bösen Gewissen“ harrten sie der kommenden Dinge. Scheuren war bald fertig, ging dann auf die „Alte“ zu und überreichte auch ihr einen harten Thaler. Als sich dergestalt die Angst des Völkchens in Wohlgefallen aufgelöst, wollte die Zigeunermutter im Namen des Stammes dem generösen Herrn danken, ergriff seine Hand, sah hinein und sagte: „In drei Tagen wird Euch ein großes Glück beschert.“ Der immer höfliche Meister dankte für den guten Wunsch, grüßte die Gesellschaft durch Abnahme seines Zylinders und zog seines Weges, begleitet von lebhaften Zurufen der Zigeuner. Zu Hause angekommen, war sein Erstes, die entworfene Skizze auf Leinwand zu zeichnen. Und was geschah? erzählte Scheuren weiter, — nach drei Tagen, genau wie die Zigeunermutter prophezeit hatte, wurde ihm ein Abgesandter des Braunschweiger Kunstvereins gemeldet, der sich verschiedene Entwürfe ansah und zuletzt die kaum begonnene Landschaft mit den lagernden Zigeunern wählte. Der vereinbarte Preis war für damalige Verhältnisse ein hoher, und da Scheuren gerade Geld sehr nötig hatte, so traf, wie er lächelnd hinzufügte, die Prophezeiung vom „großen Glück“ wörtlich ein! — Seine erste Winterlandschaft entstand zu Anfang 1840; sie ward vom kunstsinnigen König Ludwig I. von Bayern für die Münchener Pinakothek angekauft. Auch auf diesem Gebiete entwickelte der Meister eine erstaunliche Virtuosität. Seine poetische Gestaltungskraft suchte und fand in allem, auch im Absterbenden, ein Süjet, der künstlerischen Verwertung würdig, und gerade hier, in der Öde einer winterlichen Natur, wußte seine „Stimmungsmalerei“ einen absonderlichen Reiz zu entfalten. Man denke sich eine weite, perspektivisch angelegte Schneelandschaft mit Buchenwald; abgestorbene Zweige liegen umher; ein schmaler Fußpfad führt durch diesen Wald, und auf ihm bemerkt man den heim-

kehrenden Förster mit seinem Tyras; links davon das kleine Jägerhaus, aus dessen niedrigem Fenster dem Erwarteten das trauliche Lämpchen entgegenleuchtet. Ein anderes Winterbild ist landschaftlich noch trister gehalten: kein lebendes Wesen ist zu erblicken; aber ganz in der Ferne steht ein Kirchlein, aus dessen Fenstern Lichter glänzen, und rechts davor ein Häuschen und darin ein angezündeter, weitstrahlender Baum — es ist Weihnachtsabend! Den Beschauer ergreift Rührung ob dieses, mit dem Pinsel hingezauberten Gedichtes!

Bis gegen Ende der 50er Jahre entstand noch eine stattliche Reihe vorzüglicher Ölbilder, von denen ein großer Teil über den Ozean ging; denn der Name Scheuren war in den Galerieen reicher Amerikaner bereits heimisch geworden. Aber auch private Sammlungen in Deutschland, am Rhein und besonders in Berlin bemühten sich um die poetischen Gebilde, und alle zahlten gut. Aus dieser Zeit sind hervorzuheben: „Eine Landschaft bei Gewitter", ein Trio kleiner, feinausgeführter Bildchen, „die Tageszeiten" darstellend, und das „Häuschen auf der Heide" — es sind dies wahre Perlen romantischer Landschaftsmalerei, von unvergänglichem Farbenreiz und hochpoetischer Stimmung.

Die in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts beginnende Herrschaft des Realismus fand in Scheuren einen entschiedenen Gegner. Stellte man jenseits den Satz auf, daß in der Litteratur, in der Bühnenkunst und besonders in der Malerei nur die nackte Wirklichkeit geschildert werden dürfe, ohne jedes ästhetische Bedenken, so hielt Meister Caspar fest an dem ewiggeltenden Kunstgesetz, das befiehlt, nichts Unschönes darzustellen, sei es durch Wort oder Ton oder durch den Pinsel. Er wollte der Romantik treu bleiben bis zum Ende seines Schaffens, und da man sie aus der Ölmalerei verbannte, entsagte er ihr gänzlich und leitete seine Kunst auf ein Feld, auf dem ihm ungeahnte Erfolge blühen sollten.

In der Aquarellmalerei und höheren Illustration konnte er seiner reichen Phantasie freien Spielraum lassen, und noch mehr als bei Ölbildern die zarten, nur hingehauchten Farbentöne anwenden, in welcher Kunst er unübertroffen geblieben ist. Er ver-

hehlte sich aber nicht, daß zur Ausführung der großen Pläne, die seine Phantasie ersonnen hatte und die nun in der zweiten Epoche seiner künstlerischen Wirksamkeit Gestalt annehmen sollten, auch umfassende Kenntnisse in der klassischen Litteratur und genauer Einblick in die Sagenwelt der Dichtung nötig sei, in der seine Geschöpfe leben. Andrerseits fühlte er wohl die Lücken, welche eine nur mangelhafte Jugendbildung bei ihm gelassen hatte, und er suchte sie durch Lektüre, durch Studieren ausgewählter Bücher auszufüllen. Schon früh hatte er Walter Scotts Romane mit Interesse gelesen; sie regten die romantische Kunstrichtung, zu welcher er neigte, noch mehr an, gaben ihm manche glückliche Idee, aber befriedigen konnten sie ihn nicht. Er wollte unsere Geistesheroen kennen lernen und mit ganzer Seele genießen, was sie der Menschheit geschenkt haben. Oftmals fragte sich der ängstliche Künstler: Darfst du es wagen, mit deiner lückenhaften Vorbildung, einen Shakespeare, einen Goethe und Schiller zu studieren, deine Kunst an die grandiosen Schöpfungen jener anzulehnen? Darfst du versuchen, die Gestalten ihrer Dichtung durch Stift und Pinsel zu verkörpern? Und er wagte es. Er las Tag und Nacht; jede freie Minute wurde den Klassikern gewidmet, und seine überaus glückliche Beanlagung machte ihm das Eindringen leichter als er geglaubt hatte. Aber, *wie* las er auch! Seine eigenen Worte bezeugen es: mit der Andacht eines gläubigen Herzens! Besonders Schillers Gedichte und Dramen zogen ihn mächtig an, weil seine vornehme Künstlernatur zu der edlen Weise des großen Poeten verwandte Beziehungen fühlte. Aus ihnen schöpfte er mit vollen Zügen, und nicht allein einzelne geflügelte Sentenzen wurden als Kern benutzt, um den seine Kunst die malerischen Gebilde gruppierte: sogar ganze Gedichte dienten ihm zum Vorwurf eines einheitlichen Werkes, wie „Das Eleusische Fest“, „Der Gang nach dem Eisenhammer“, u. a. Ein besonderes Interesse nahm er am deutschen Balladenschatz, dessen Stoffe bei der phantastischen Ausschmückung Scheurenscher Illustrationen verwendet wurden. Am meisten aber fesselten ihn die Sagen der Rheinlande. Hier, im Zauberkreis der Nixen, Elfen und Gnomen, fühlte er sich zu Hause; seine Phantasie bevölkerte die alten Burgen mit Rittern und Edelfrauen, ließ die Helden der

Geschichte aufs neue erstehen. In diesen Werken findet sich alles vereinigt, was zu einer bedeutenden Kunstschöpfung gehört: Geist, Geschmack, technische Vollendung, und jener Duft der Poesie, der berauschend wirkt; sie verbreiteten aber auch den Ruf des Künstlers weit, weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus. Und so groß wie seine Schaffenskraft war auch seine Schaffensfreudigkeit. In den zwanzig Jahren, die er der Aquarellmalerei und Illustrationskunst widmete, gingen eine Unzahl Werke dieser Gattung aus seinem bescheidenen Atelier hervor: Diplome, Albumblätter, Adressen u. dergl., der Industrie und ihren Erfolgen, der Humanitas, der Verehrung ausgezeichneter Persönlichkeiten, oder auch dem intimen Freundeskreise geweiht, alle genial in Erfindung und Ausführung. Ebendahin gehören jene 7 Blätter „Erinnerung an Koblenz", die er für den ersten Hohenzollernkaiser und seine kunstsinnige Gemahlin schuf, wahre Perlen poetischer Feinmalerei, entzückend in Farbe und Zeichnung. Erwähnenswert ist noch die Stiftung deutscher Frauen zur Einweihung der Universität Straßburg: „Chronik und Matrikelbuch", das er mit geistreich entworfenen Titelblättern ausgestattet hat.

Bei dem lustigen Völkchen der rheinischen Maler zu Düsseldorf verkehrten oft und gern die fidelen rheinischen Poeten Blanckarts, Rittershaus, Wolfgang Müller u. a., und selbstverständlich suchten diese den genialen Scheuren auf, für den sie Stoff boten und bei dem sie solchen fanden. Ihre Begeisterung für Rhein und Wein feuerten den Meister an zum endlichen Beginnen des längst geplanten „Rheinwerks", eine Sammlung von 26 Aquarellen, die in wunderbarer Weise den deutschen Strom, seine Geschichte und seine Sagen verherrlichen. Kaiserin Augusta, die selbst eine vorzügliche Malerin war, schätzte Scheuren als Künstler wie als Mensch sehr hoch; so oft die hohe Frau in Koblenz residierte, ward der Meister dorthin entboten, wie sie auch vom Hoflager zu Bilk aus häufig sein Atelier besuchte. Hier sah sie das erste Rheinwerk entstehen, begeisterte sich dafür und kaufte es, um damit dem neugegründeten Walraf-Richartz-Museum in Köln ein Geschenk zu machen, zu dessen wertvollsten Zierden es nun gehört. Schon damals ward sich der Meister bewußt, daß mit diesen 26 Blättern der reiche Stoff nicht

erschöpft und nur ein Teil jener Ideen, die er im Kopfe trug, verwirklicht sei. Er plante eine Fortsetzung im größeren Stil, machte Studienreisen bis nach Straßburg und Basel; aber bis zur Ausführung vergingen noch mehrere Jahre. Denn inzwischen waren andere Anforderungen von aktuellem Interesse an seine Zeit und künstlerische Leistungsfähigkeit herangetreten, die er nicht von der Hand weisen wollte, und dann hatte ihn Schillers „Braut von Messina“ derart gefesselt, daß er sich entschloß, die im „Chor“ ausgesprochene Lebensweisheit bildlich darzustellen. Sieben große Blätter mit herrlichen Figuren legen Zeugnis ab, wie tief der Geist des Künstlers in die unvergleichliche Dichtung eingedrungen ist und wie er sein Bestes daran gesetzt hat, um ein ebenbürtiges Kunstwerk zu schaffen. Auch dieser Schatz ward von der Kaiserin Augusta erworben und von ihr dem Nationalmuseum in Berlin überwiesen.

Ungefähr um jene Zeit ward Scheuren mit Elise Polko bekannt, deren Künstlernovellen und musikalische Märchen seine gleichgestimmte Seele sympathisch anzogen, und aus der Bekanntschaft wurde bald eine herzliche Freundschaft: standen sie doch beide, Künstler und Dichterin, im Dienste der Fee Romantik, die nicht allein ihr Schaffen, sondern auch ihre Persönlichkeiten beeinflußte und näher brachte. Er nannte sie seine „Märchenprinzessin“, und sie vergalt mit dem Titel „Märchenkönig“; sie tauschten ihre Gedanken und Pläne in freundschaftlichem Briefwechsel und vereinigten sich auch zu gemeinsamen Werken. „Aus dem Jahre 1870“, Briefblätter und Skizzen, welche Elise Polko der kunstsinnigen Frau Kronprinzessin von Preußen, der nachherigen Kaiserin Friedrich, gewidmet hat, sind mit Zeichnungen von der Meisterhand Scheurens geziert; ein andres Buch, 1878 unter dem Titel: „Stätten der Erinnerung an die Königin Louise“ herausgegeben, trägt neben dem Namen Elise Polko auch den Namen Caspar Scheuren. Und wie die Verfasserin mit aller Liebe und Verehrung, die sie dem Andenken der edlen Fürstin weihte, aus mündlichen Überlieferungen Szenen und Züge aus deren Leben zusammengestellt hat, daß es anmutet wie eine Sammlung poetischer Herzensgeschichten, so hat des Künstlers Hand die Stätten gezeichnet, an denen sich die

wichtigsten Momente dieses Lebens abgespielt haben, von der Geburt bis zum frühen Tode.

Scheuren hatte neben diesen Gelegenheitsarbeiten sein großes Werk, das zweite Rheinalbum, stets im Auge behalten und nun, von seinen Freunden und auch vom Verleger gedrängt, ging er ernstlich und mit solchem Fleiße daran, daß es in wenigen Monaten vollendet war, eine Riesenarbeit sowohl in technischer wie noch mehr in geistiger Beziehung. „Vom Deutschen Rhein", wie der Titel lautet, oder „Das Rheinland vom Fels zum Meer" (so besagt die Widmung an Kaiser Wilhelm I.), enthält in 50 Blättern die schönsten und wichtigsten Punkte des Stromgebietes, mit landschaftlichen und architektonischen Ansichten nebst reichen Illustrationen, die, an bekannte rheinische Dichtungen anlehnend, Geschichte und Sagen der Rheinlande in Figuren und reizendem Arabeskenschmuck verherrlichen. 25 Städte, mit Straßburg beginnend und dem niederrheinischen Grenzorte Cleve schließend, jede mit ihren historischen Erinnerungen, mit den Sagen, wie sie der Volksmund oder berufene Dichter aufbewahrt haben, sind von Scheurens Künstlerhand verewigt, jeder Ort in zwei Blättern, einer Landschaft und einem Figuren- und Arabeskenbild, das die betreffende Dichtung umrahmt. Während über die Landschaft aller Reiz Scheurenscher Poesie in Farbe und Stimmung ausgegossen ist, zeigt die je vorangehende Illustration neben technischer Vollendung das tiefe Verständnis, die Erfindungs- und feine Idealisierungskunst des Meisters, seinen vortrefflichen Geschmack, mit einem Wort, die volle Gunst seiner Muse. Nirgends ist eine Überladung, aber auch nirgends eine Lücke zu empfinden. Berühmte Barden mußten ihre besten Rheinlandslieder dazu hergeben, so Dahn, Schenkendorf, Rückert, Simrock, Rittershaus und vor allen Freiligrath und der liebenswürdige Wolfgang Müller von Königswinter. Glanzpunkte der Sammlung sind Worms, Mainz und Rheingau. Von unterhalb Mainz bis zum Siebengebirge erstreckt sich das eigentliche Sagenland, das Land des edelsten Weines und der verfallenen Burgen, denen deutsche Dichter ihre Lieder gesungen haben: hier hat auch Meister Scheuren seine schönste Kunst entfaltet. Die Offenbarungen seines Genies, welche er in der Schilderung

des Rheingaus niedergelegt hat, sind ihm in den weihevollsten Stunden geworden. Seine Szenen aus dem Winzerleben (Bacharach), seine „trauernde Romantik“ (Oberwesel), und vor allem seine „Lorelei“ (bei St. Goar) sind Meisterwerke, nicht die Figur der Rheinnixe, obwohl sie mit allem Reiz des Zauberhaften ausgestattet ist, sondern das Landschaftsbild vom berühmten und berüchtigten Felsen, der sirenenhaft in das verengte Strombett hinabschaut, als wollte er locken und verderben. Nur Felsen und Wasser, keine Spur von lebendiger Staffage, und doch die ergreifende Wirkung! Diesen Stätten sagenhafter Romantik folgen die geschichtlichen, Bonn, Köln und Aachen. Und endlich gegen den Schluß noch ein herrliches Bild. Der „Malkasten“ zu Düsseldorf, jener fröhliche, selige Künstlerverein, der seine Heimstätte im Jacobischen Garten aufgeschlagen hat, feierte im Juli 1873 das Jubiläum seiner Gründung. Die Maler hatten aufgeboten, was Kunst und Frohsinn vermochte, um besonders den „Historischen Festzug“ aufs großartigste zu gestalten. Emil Rittershaus glänzte beim Bankett mit einem seiner besten Sprüche, und das von Carl Hoff gedichtete Festspiel, das spät am Abend auf dem sogenannten „Venusteich“ des Gartens und in dessen Umgebung unter den magisch beleuchteten uralten Bäumen sich abspielte, machte lange von sich reden. Diesen Festzug, den Trinkspruch und das einzig schöne Landschaftsbild vom „Venusteich“ hat Scheuren in einem Doppelblatt verewigt, von dem besonders der zweite Teil, der Teich der Liebesgöttin, eine vollendete Stimmungsmalerei darstellt. Vier Jahre später, nachdem an derselben Stätte das berühmte „Kaiserfest“ abgehalten war, hat Scheuren einzelne Szenen daraus aufgenommen und in Briefformat der Kaiserin Augusta zum Geburtstag illustriert. Die hohe Frau dankte telegraphisch dem Künstler, „dessen Name (wie sie betonte) mit der Kunstgeschichte Düsseldorfs in engster Verbindung steht!“

Noch einer Schöpfung des Meisters muß hier gedacht werden, die im engen Rahmen eines kleinen Albums, ohne jeden Prunk, in winzigen Bildchen eine Fülle von Poesie bietet: „Das Fischerleben in Lust und Leid“. Zu jedem der 22 Bildchen hat Dr. Ellen ein paar Zeilen Text gedichtet; aber auch ohne Worte sind die Zeichnungen Scheurens jede für sich ein Gedicht!

In den letzten Jahren seines Lebens ward noch ein drittes, kleineres Rheinalbum vollendet, das, ganz im Stil und der Meisterschaft der beiden ersten gehalten, eigentlich nur eine Ergänzung von ihnen ist, indem es noch einzelne bemerkenswerte Punkte bringt, die in den ersten nicht Platz gefunden hatten, wie die „Abtei Lorsch“ bei Bensheim a. d. B., oder die erst nach Fertigstellung der beiden andern entstanden sind, wie das „Nationaldenkmal auf dem Niederwald“.

Daß dem Künstler, außer der hohen Anerkennung, die er bei der Kunst- und Laienwelt im In- und Ausland gefunden hat, auch zahlreiche Ehrungen zu teil wurden, ist selbstverständlich. 1856 wurde er „Königlicher Professor“, verschiedene Orden schmückten seine Brust, und viele Künstler-Vereinigungen votierten ihm die Ehrenmitgliedschaft. Am höchsten aber beglückte ihn die Huld, welche Kaiserin Augusta dem Künstler schenkte und bis zum Ende seines Lebens bewahrte. Auch die Gemahlin des edlen Friedrich, die eine besondere Vorliebe für Aquarellmalerei aus ihrem Geburtslande mitgebracht hat und die selbst eine geistreiche Farbenkünstlerin ist, schätzte Meister Scheuren sehr. Bei all diesen seltenen Auszeichnungen blieb er ein bescheidener Mann, der sich nie vordrängte, nie die Anmaßung des „Verwöhnten“ kannte; sein nobler Charakter liebte die Zurückhaltung, und wer dies für Stolz deuten konnte, der verstand eben Scheuren nicht!

Scheuren hatte in seiner zweiten Heimat Düsseldorf fast 60 Jahre seines Lebens zugebracht; mehrere Generationen von Malern waren an ihm vorübergezogen, und zu vielen Kollegen stand er in Beziehungen, vor allem zu seinem verehrten Lehrer Schirmer, ebenso zu Lessing und dessen Schwager Schrödter, zum kleinen, aber berühmten Stilllebenmaler Preyer, zu Sohn, Bendemann u. a.: aber nur mit wenigen hatte er innige Freundschaft geschlossen. Die herzlichste, bis zum Tode dauernde verband ihn aber mit dem berühmten Norweger Adolf Tidemand, den Schöpfer der „Haugianer“, der ebenso feinfühlend, nobel, liebenswürdig und bescheiden war, wie Scheuren. Die Sympathie der beiden Männer ging auch auf ihre Frauen über, so daß beide Familien im innigsten Verkehr blieben, als ob sie treue Geschwister

wären.[1]) Ich hatte oft Gelegenheit, dieses Bild seltener Herzensfreundschaft zu beobachten, sowohl in Düsseldorf, wie auch wenn sie zusammen auf Besuch an den Rhein zur Zeit eines gesegneten Herbstes kamen. Und als Professor Tidemand seine bekannten Kartone „Norwegisches Bauernleben" für Schloß Oscarhall in Christiania gemalt hatte, und dieses Werk auf Wunsch des schwedischen Königs als Album herausgab, da entwarf Scheuren ein wunderbares Titelblatt mit der Ansicht des königlichen Lustschlosses. Es war dies eine seiner geistvollsten Arbeiten.

Meister Scheuren hatte durch seine vielfachen Verbindungen eine ausgebreitete Korrespondenz: aber nur im Briefwechsel mit den allerintimsten Freunden hat er seine ganze Seele offenbart und Einblick gewährt in sein reiches Gefühlsleben, sein warmes und dankbares Herz. Wenn er solche Briefe schreiben wollte, dann fuhr er früh morgens hinaus aufs Land, um, wie er zitierte, „in der Stille der ländlichen Flur, fern von des Lebens verworrenen Kreisen" mit den Freunden und Gesinnungsgenossen Unterhaltung zu pflegen. Ich habe seine Briefe aufbewahrt, nicht allein als teure Andenken an den lieben Freund, sondern auch als Belege für die seltenen Eigenschaften des Künstlers und Menschen, der sich auch im schriftlichen Verkehre ganz gab, wie er war, ein eigenartiges Gemisch von naiver Unschuld und männlicher Größe, eine Erscheinung, bei der sich selbst scheinbare Gegensätze aufs harmonischste ausglichen. Aus diesen Briefen spricht manchmal eine gewisse philosophische Anschauungsweise gegenüber der Misere des Lebens, die ja keinem Sterblichen erspart bleibt und die auch dem heiter angelegten Künstler manche Stunde verbitterte. An seinem bescheidenen, zufriedenen Sinn richtete er sich immer wieder auf, und so dürfte sein Leben ein vollständig glückliches zu nennen sein, wäre nicht das Ende ein gar trübes gewesen. Ja das Ende! Der Arme mußte außer seiner treuen Gattin auch dem erstgeborenen Sohn ins Grab

[1]) Was ich in diesen Zeilen niedergeschrieben, ist meinen persönlichen Erinnerungen entnommen aus langjährigem freundschaftlichen Verkehr mit dem Meister und seiner Gattin und aus einem intimen Briefwechsel, den wir mehr als ein Menschenalter hindurch geführt hatten. E. F.

sehen; eine Lähmung bannte den vereinsamten Künstler an den Krankenstuhl und verdammte ihn, den noch Geistesfrischen, zur völligen Unthätigkeit. Hilflos und vergrämt, aber mit ergebenem Herzen sah, ja hoffte er seiner Erlösung entgegen. Wenige Monate vor seinem Ende schrieb er mir noch ein paar Zeilen, die kaum leserlich waren, in denen er des arabischen Spruchs gedenkt: „Lerne einsam sein, dann wirst Du nie allein sein!"

Aber auch der Briefwechsel mußte aufhören, da der gelähmte Arm, die zitternde Hand keine Feder mehr halten konnten. Das letzte Lebenszeichen, das ich von dem Teuren erhielt, war eine mit Bleistift geschriebene Postkarte, „ein Abschiedsgruß an den besten Freund", der mir nie aus der Erinnerung schwinden wird. Er zitierte die Worte des Psalmisten: „Was ist der Mensch! — Am Morgen blüht er, am Abend ist er abgeschnitten und welk!" — Und so war auch sein Lebensabend. Der Name Caspar Scheuren aber wird noch lange leben!

* * *

Die Ritterstiftskirche St. Peter zu Wimpfen im Thal.[1]) Bruchstück aus dem Vortrag „Die Kunstdenkmäler der ehemaligen Reichsstadt Wimpfen a. N." Von Geh. Hofrat Professor Dr. Gg. Schaefer in Darmstadt.

Die Stadtgemeinde Wimpfen besteht aus den beiden Orten Wimpfen am Berg und Wimpfen im Thal, urkundlich vallis Wimpina, d. i. Thalwimpfen genannt. Zahlreiche, leider entfrembete antike Funde bestätigen die Thatsache, daß Wimpfen als wichtige römische Niederlassung des Dekumatenlandes lange Zeit in Blüte stand. Vermutlich fanden die Römer bereits eine keltische Ansiedelung vor, deren Örtlichkeit ihren wirtschaftlichen und strategischen

[1]) Veranlassung zu dem Vortrag gab das jüngst erschienene Buch des Redners: „Kunstdenkmäler im Großherzogthum Hessen, Provinz Starkenburg, ehemaliger Kreis Wimpfen, Darmstadt 1898." Mit mehr als 200 größeren und kleineren Illustrationen. 335 S. Lex.-Oktav. Von demselben Verfasser sind früher folgende zwei Kunstdenkmälerbände erschienen: I. Kreis Offenbach 1881 (vgl. Berichte 1885/86 S. 120 ff.); II. Kreis Erbach 1891 (vgl. Berichte 1892, S. 180 ff.) Der AGA.

Zwecken in hohem Grade zusagte. Bis zum Fuße der hochgelegenen Cornelia-Wimpina hatte es die Schiffahrt vom Rheine her bequem, insbesondere von dem nächst der Neckarmündung gegründeten Lupodunum (Ladenburg) sowie von dem wichtigen Waffenplatz Magontiakum (Mainz), wo der Oberbefehlshaber der in einem großen Teil des Dekumatenlandes stehenden Streitkräfte (vorwiegend der 8., 14. und 22. Legion, zu denen die Garnisonen am Neckar gehörten), sein Hauptquartier hatte. Auch erwies sich die Örtlichkeit günstig zur Bergung des Gutes der ackerbautreibenden Kolonisten. Der militärisch-strategische Vorzug der Felsfläche aber bestand darin, daß sie — als fester Stützpunkt für ein größeres Standlager wie geschaffen — nicht nur den Flußlauf und die jenseits auf kaum Kilometerweite die Ebene durchziehende innere Limes-Parallelwehr, die sogenannte Neckar-Mümlinglinie, sondern auch das wellenförmige Land bis zum Hauptzug des Limes Romanus beherrschte, dessen nächstgelegene Kastelle bei Öhringen und Jagsthausen kaum 13 bis 16 Kilometer von Wimpfen entfernt sind.

Die auf die Römerherrschaft folgende Zeit hat keine Nachrichten über Wimpfen hinterlassen. Erst der Chronist Burchardus de Hallis, ein Wimpfener Stiftsherr, der allerdings erst gegen das Ende des 13. Jahrhunderts seine Chronik schrieb, erzählt bei der Schilderung der i. J. 905 stattgefundenen Verwüstung von einer zerstörten Kirche nebst klösterlicher Niederlassung, um deren Wiederaufbau später ein Bischof von Worms sich verdient gemacht und dadurch den Grund zum Ritterstift im Thal gelegt habe. Diese Nachricht ist der erste matte Lichtschimmer, der im Beginne des Mittelalters das bis dahin über der Wimpfener Kunst der christlichen Ära gelagerte Dunkel durchbricht. Von dieser Neugründung, die in Anbetracht der unmittelbar vorhergegangenen schicksalsschweren Zeitläufe nicht wohl früher als um die Mitte des 10. Jahrhunderts — infolge des von Otto I. errungenen entscheidenden Sieges auf dem Lechfelde über die Ungarn und deren völliger Vertreibung vom deutschen Boden — geschehen sein kann, steht nur noch die doppeltürmige Westfassade der Stiftskirche aufrecht, während vom Hochbau des Gotteshauses selbst neuerdings zu Tage getretene Fundamentüberreste eines früheren Anbaues vor der er-

haltenen Fassade, sowie im Inneren der jetzigen gotischen Kirche die Grundmauern einer geräumigen Zentralanlage, Zeugnis geben. Diese Bauteile gehören der ottonischen Ära an und vertreten das Übergangsstadium zwischen der verklingenden karolingischen und der durchgebildeten romanischen Kunst. Als bezeichnendes Beispiel für diese Zeitstellung sei einer Säulenbildung in den Obergeschoß-Arkaden des nordwestlichen Fassadenturmes gedacht, woran — — wohl zu unterscheiden von einigen erneuerten Säulen — drei unterschiedene Stilmerkmale auftreten, insofern das Würfelkapitäl auf frühromanische Gestaltung hinweist, der Kämpfer über dem Kapitäl ravennatisch-byzantinisch anmutet, der Säulenschaft die klassizierende Verjüngung besitzt und das Basament, wenn auch etwas steil, doch durch seine attische Anordnung eine durchaus antikisierende Formgebung verrät. Diese Verbindung unterschiedener, teilweise entgegengesetzter Stiläußerungen, die der Hochromanik fremd sind, können nur dem frühestromanischen Stilstadium angehören, in welchem Selbstschöpferisches mit Nachwirkungen der vorhergegangenen karolingischen Kunstübung sich mischte und zu Gestaltungen führte, von denen die erwähnte Arkadensäule ein allerdings disharmonisches, aber baugeschichtlich bemerkenswertes Beispiel ist. Die Abklärung des Stiles durch das Streben nach allseitiger Reinheit der Einzelformen konnte nicht ausbleiben. Der Fortschritt vollzog sich von der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts an, während für die Formenkombination, wie sie an der in ihrer Ursprünglichkeit erhaltenen Turmarkade zu Tage tritt — und mit ihr für die Hauptstrukturteile der Westfassade — die Zeitbestimmung um 950 beansprucht werden kann: die Mitte der Ottonenära.

Die Erforschung der Überreste des westlichen Anbaues und der Fundamente der vormaligen Zentralkirche gehört der Gegenwart an und vollzog sich folgendermaßen. Eine am Untergeschoß des Nordturmes nahe beim Westportal beginnende pilastrierte Gartenmauer mit urtümlich abgeschrägten Kämpfern und Basamenten erregte meine Wißbegierde, die durch eine auf meine Veranlassung im September 1895 vorgenommene Nachgrabung befriedigt wurde. Das Ergebnis — womit eine im darauffolgenden Jahre seitens der Baubehörde veranstaltete, umfangreichere Grabung in allem

Wesentlichen übereinstimmte — bestand in der Freilegung der Grundmauern des obengenannten Anbaues, der in Abmessung von 8 zu 9 m augenscheinlich eine an den mittleren Teil der Fassade angrenzende Vorhalle oder ein Oratorium war. Ein noch wichtigeres Ergebnis brachte eine im Herbst 1896 im Inneren der Stiftskirche stattgefundene Grabung zu Tage. Herr Regierungsbaumeister Eduard Wagner untersuchte einen Teil des Bodenbelags nahe bei der Turmhalle und stieß auf zwei im stumpfen Winkel verbundene Kalksteinmauerzüge mit Pfeilervorlagen, worin er mit lobenswertem Scharfsinn Bestandteile eines Zentralbaues erkannte, während die bis dahin herrschende Meinung das frühere Vorhandensein einer langgestreckten Basilika hinter der Turmfassade vermutet hatte. Durch die von der Baubehörde im Frühjahr 1897 im Inneren fortgesetzte Grabung erhielt die Zentral-Hypothese des Herrn E. Wagner allseitige Bestätigung.

Hiernach besaß das verschwundene St. Peter-Zentralmünster (Monasterium nennt der Chronist das Gotteshaus) außer den zwölf Wandpfeilern in den stumpfen Winkeln der polygonen Umfassungsmauer, sechs Pfeiler im Mittelraum, ein Ergebnis, das nach allen Analogien mit Sicherheit erwartet werden konnte. Denn, ist beispielsweise das Aachener Münster im Sechzehneck konstruiert, welchem im Mittelraum ein Achteck entspricht, so erscheint es folgerichtig, daß dem Wimpfener zwölfeckigen Polygon ein sechseckiger Mittelraum entsprach. Ob diese Stützen aus Pfeilern, ob aus Säulen oder aus einem Wechsel von Pfeilern und Säulen bestanden, bleibt fraglich, da die seitherigen Grabungen keinerlei in diesem Sinn erkennbare Einzelformen aufweisen. So darf angenommen werden, daß die sechs Stützen vom Mittelraum einen breiten Umgang abgrenzten, über welchem Emporen hinzogen. Der Mittelraum aber stieg wahrscheinlich als ein von einem Lichtgaden durchbrochenes Hochgeschoß frei zu dominierender Höhe hinan, und war entweder mit einem Zeltdach oder mit einer Kuppel bekrönt, während die Eindeckung des tiefer gelegenen Umgang-Erdgeschosses wohl aus einem ringsumlaufenden Walmdach bestand. Der baugeschichtlich und kunstarchäologisch wichtigste Bestandteil der freigelegten Fundamente ist unstreitig

die Choranlage, die stark ausladend an der östlichen Peripherie des Polygons vortritt und aus einer Hauptapsis und zwei Nebenapsiden sich zusammensetzt. Alle drei Apsiden schließen an ihren Innenseiten halbkreisförmig. Nach außen folgen nur die Nebenapsiden der Rundform; dagegen ist der äußere Abschluß der Hauptapsis polygonal und zwar dreiseitig gebildet, ein Zeichen, daß die Frühromanik bei allem Vorherrschen des Rundbogenprinzips keineswegs ablehnend gegen Chorschlüsse in gebrochenen graden Linien sich verhielt. Diese Choranlage kann auch einen Rückschluß auf die ursprüngliche Chorgestaltung desjenigen karolingischen Sakralbauwerkes gewähren, das allen jüngeren frühmittelaltrigen deutschen Rundkirchen zum Vorbild diente, nämlich des Aachener Münsters, dessen Apsidenanlage im 15. Jahrhundert zu gunsten eines weiträumigen, spätgotischen Chores umgebaut wurde. Der Durchmesser des Wimpfener Polygones von 22 m bleibt allerdings hinter dem des Zentralbaues zu Aachen erheblich zurück; er übertrifft hingegen die Abmessungen der alten Kloster-Rundkirche zu Ottmarsheim im Elsaß, sowie der verwandten Anlagen zu Essen, Fulda und Mettlach an der Saar. Noch bescheidener waren die polygonalen Baptisterien zu Mainz und Worms, die jetzt verschwunden sind. Die Wurzelkeime der genannten rheinischen Zentralkirchen reichen aber mehr oder weniger auf die St. Vitaliskirche in Ravenna zurück.

Das hier geschilderte ottonische Münster stand drei volle Jahrhunderte aufrecht und genügte den Anforderungen des älteren Stiftsklerus. Da trat um die Mitte des 13. Jahrhunderts eine Wendung ein. In Richard von Ditensheim, dem damaligen Dechanten, erstand dem Stift ein thatkräftiger Erneuerer. Zugleich war er auch ein baulustiger Freund der Kunst. Die Ritterstiftskirche in ihrer jetzigen Erscheinung ist mehrenteils sein Werk. Schon aus der Ferne gesehen, erhebt sich das Gotteshaus in wirkungsvoller Monumentalität. In die Nähe getreten, bemerkt der Beschauer alsbald, daß es sich bei dem Denkmal um eine Verbindung getrennter Baugedanken handelt, die in wechselndem Formenausdruck und scharf ausgesprochener Stilverschiedenheit einander gegenüberstehen. Dem westlichen Fassadenabschluß mit

*

ottonischem Stilgepräge treten die östlichen Bestandteile und der mittlere Baukörper gegenüber; sie folgen den Gesetzen der Gotik und nehmen durch Großräumigkeit, tektonischen Charakter und künstlerische Schönheit alles Interesse in Anspruch. Die Plananlage ruht auf der Grundgestalt des lateinischen Kreuzes und zeigt basilikale Anordnung: hohes Mittelschiff, niedrige Seitenschiffe, in Abmessungen von 50 m Gesamtlänge, samt Westpartie. Am Grundriß befremdet, daß kaum eine Abteilung rechtwinklig ist. Die Achsen der Haupträume stehen schief zu einander und bilden mehr oder weniger verschobene Vierecke. Welche Ursachen die disharmonische Anlage bedingten? Wir wissen es nicht. Die Erscheinung steht übrigens nicht vereinzelt da. Auch an anderen Sakralbauten, zumal in der mittelrheinischen, schwäbischen und fränkischen Nachbarschaft — wie an den Stiftskirchen zu Aschaffenburg, Kaiserslautern, Stuttgart und an den Pfarrkirchen zu Rottenburg und Schwäbisch-Hall — liegen die Chöre nicht in der Achse des Langhauses; die Pfeilerabstände und Gewölbejoche sind in allen diesen Kirchen ungleich.

Über den Neubau der Ritterstiftskirche enthält die Chronik des Zeit- und Stiftsgenossen Burchardus de Hallis folgende auszugsweise Stelle: „. . . Richardus, de villa Ditensheim traus Rhenum oriundus, monasterium prae nimia vetustate ruinosum, ita ut jam in proximo ruinam minari putaretur, diruit accitoque peritissimo architecturiae artis latomo, qui tunc noviter de villa Parisiensi e partibus venerat Franciae opere fraucigeno basilicam ex sectis lapidibus construi jubet“: „Das Münster, welches vor übergroßem Alter baufällig war, so daß dessen Einsturz schon in nächster Zukunft zu erwarten stand, brach der von dem überrheinischen Orte Ditensheim gebürtige Richard ab, und nachdem er einen in der Baukunst wohlerfahrenen Steinmetzen berufen hatte, der neuerlich von der Stadt Paris aus der Gegend von Franzien gekommen war, befahl er, eine Basilika in nach französischer Werkart geschnittenen Steinen zu errichten.“ Diese Stelle wurde bei ihrem Bekanntwerden in den dreißiger Jahren von manchen dahin überschätzt, daß sie dem Einfluß der französischen Gotik auf die Entwickelung der deutschen Gotik eine

übergroße Bedeutung beilegten, was mitunter noch heute geschieht, wie beispielsweise in folgendem Satze des „Führers für Wimpfen und Umgebung 1890“: „So für eine in jenen fernen Tagen damals durchaus neue und eigenartige Kunstrichtung“. Die Anhänger dieser Meinung übersehen, daß der gotische Umbau des Münsters im Jahre 1259 begann. Ob bei Richard von Ditenheims Ableben im Jahre 1278 das Werk noch im Werden begriffen oder schon bis zur romanischen Westfront gediehen war, ist ungewiß. Wie dem auch sei: bestimmte Zeitgrenzen der Bauführung sind durch die genannten Daten gegeben, und darin ist ein wichtiges Kriterium für die der Stiftkirche im kunstgeschichtlichen Entwickelungsgang anzuweisende Stellung enthalten. Denn schon lange vor 1259 hatte die deutsche Gotik zahlreiche hervorragende Meisterwerke geschaffen. Der Dom zu Köln, das vollkommenste Denkmal des gotischen Baustiles, wurde 1248 gegründet; das Langhaus des Münsters zu Straßburg stand 1275 vollendet da; am Freiburger Münster begann der Langhausbau 1250. Von diesen großartigen Kathedralen abgesehen, wurden die ebenso stilreine wie formenreiche Liebfrauenkirche zu Trier 1224, die Cisterzienserkirche zu Marienstadt im Westerwald 1227 und die St. Elisabethkirche zu Marburg in Hessen, das typische Musterbild des frühgotischen Baustiles, 1235 begonnen. Fast gleichzeitig mit dem gotischen Wimpfener Monasterium entstanden 1262 die Ostpartie der St. Katharinenkirche zu Oppenheim am Rhein, 1260 die formenschöne St. Barbarakapelle in der südlichen Kapellenreihe des Domes zu Mainz und 1264 die Dominikaner-Klosterkirche zu Wimpfen selbst. Wo solche Thatsachen reden und solche Zahlen beweisen, erscheint es fruchtlos an ein Schlagwort wie das mißdeutete opus francigenum sich zu hängen und ihm eine Wichtigkeit beizumessen, die ihm schlechterdings nicht gebührt. Eine aufmerksame Prüfung läßt unschwer erkennen, daß jener Ausdruck nur im Zusammenhang mit den darauf folgenden Worten, also in der Vereinigung von opere francigeno ex sectis lapidibus verstanden sein will und demgemäß zu übersetzen ist „in nach französischer Werkart geschnittenen Steinen.“ Es ergiebt sich daraus, daß hier der deutschen Werkart die französische Werkart in dem Sinn gegenübergestellt wird, wie

wir auch heute innerhalb des damals allgemein gekannten und geübten gotischen Bausystems von deutscher, französischer, englischer, italienischer Gotik als besonderen Richtungen reden, die wir füglich als Dialektformen der Wurzelsprache des Stiles bezeichnen können. Das vielumstrittene Wort opus francigenum entbehrt daher jeglicher Beweiskraft für die Annahme der Verpflanzung der Gotik aus Frankreich nach Deutschland durch Vermittelung der Wimpfener Ritterstiftskirche. In gewissem Betracht fällt auch die Thatsache ins Gewicht, daß bei diesem Münsterumbau zwei stiftsgenössische Fachleute thätig waren, deren Namen im Stiftsnekrolog als Cunradus sacerdos lapicida und Bertholdus lapicida verzeichnet stehen. Sollte der Laie Berthold mit dem von Dechant Richard berufenen latomus identisch zu setzen sein? Und sollten die beiden lapicidae Konrad und Berthold in gemeinsamer Arbeit das Werk vollführt haben? Das sind keine unberechtigten Fragen. Denn die Plananlage der Kirche folgt an dem liturgisch wichtigsten Bauteil, nämlich in der Gestaltung des Chorhauptes und der Seitenchöre, entschieden der Norm deutscher Gotik, während nur wenige andere Bauteile, die Schauseite des südlichen Kreuzschiffes insbesondere, die Einwirkung französischer Gotik verraten. Wäre die gesamte Plananlage unter dem Einfluß des aus der Fremde heimgekehrten latomus entstanden, so würde die Ostung des Gotteshauses aller Wahrscheinlichkeit nach die in der französischen Sakralarchitektur bevorzugte Apsidialkonstruktion mit Chorumgang und radiantem Kapellenkranz erhalten haben, und dies um so gewisser, als der Künstler eine auffallende Vorliebe für die auf seiner Studienreise nach „Franzien" geschauten Beispiele solcher Anlagen besaß, wie sich noch weiter ergeben wird.[2])

Beim Angriff des Münsterneubaues war Dechant Richard, altehrwürdigem Herkommen gemäß, zunächst auf Herstellung des Chores zur Feier der heiligen Geheimnisse bedacht, worauf die Errichtung des Kreuzschiffes und des Langhauses folgte. Die Vollen-

[2]) Für die Frage nach dem Ursprung des gotischen Stiles war der Herr Vortragende in der glücklichen Lage einen Brief des berühmten Gotikers Friedrich von Schmidt mitteilen zu können: er ist in seinem Werke S. 207—209 abgedruckt, worauf hier verwiesen wird. Der AGA.

bung minder dringlicher Bauteile, wie Osttürme, Transseptgiebel, Strebesystem, geschah entweder nur ungenügend oder unterblieb später gänzlich. Die Mauertechnik ist zumeist Quaderbau aus gelblichem Heilbronner Sandstein, da und dort an Strebepfeilern und Fenstergewänden mit Buntsandstein durchsetzt.

Treten wir der Baugruppe näher. Der Außenbau der Chorpartie zeigt deutsche Gotik in gemessener Entfaltung des frühen Stilstadiums und konstruktiv unberührt von fremder Einwirkung, so daß die Annahme von der Thätigkeit der vorhin er-

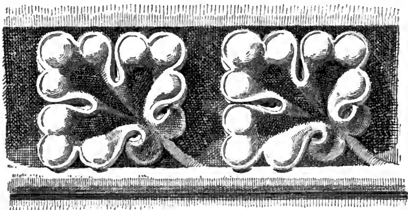


Fig. 1.

wähnten Meister Konrad und Berthold zulässig erscheint. Das 17 m hohe Chorhaupt ist aus dem Achtort gestaltet. Dieser Anordnung entsprechend legen sich an den Polygonecken vier Strebepfeiler, deren Nischen lebensgroße Statuen enthalten, die als Dekorativleistung befriedigen. Die Wasserspeier sind als fratzenhafte Unholde behandelt, deren Bedeutung mit der Tierfabel zusammenhängt. Darüber steigen 7,50 m hohe Fialen frei und luftig am Dachrand empor. Das Maßwerk in den lanzettförmigen Spitzbögen der Chorfenster besteht aus sechsteiligen Rosetten; an den Fenstern der Nebenapsiden herrscht dagegen der Dreipaß vor. Das den Chor wie die übrigen Hauptteile der Kirche umgürtende Kranz-

gesimse[3]) ist stilistisch von bemerkenswerter Schönheit und besteht aus dicht gereihten Blättern von trefflicher Zeichnung und Meißelführung. Von den beiden fast quadratischen Chortürmen ist der nordöstliche gediegen im Mauerwerk, aber schlicht in der Fenster-

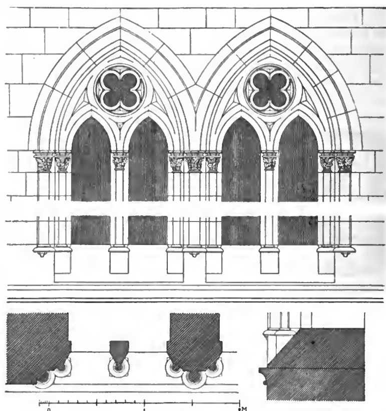


Fig 2.

bildung, während die Lichtöffnungen des leider unvollendeten, südöstlichen Turmes eine edle Kraft- und Formenfülle zeigen, wie solche dem Charakter hochmonumentaler Turmarchitektur entspricht.[4])

[3]) Fig. 1.
[4]) Fig. 2.

Ist die Gruppe der östlichen Bauteile in der gemeinsamen Erscheinung von Hauptchor, Nebenchören und Türmen als eine Schöpfung von würdevollem Ernst und stiller Strenge zu rühmen, so darf die südliche Transseptfassade den Anspruch erheben ein reiches, ja überreiches Prachtstück und die dekorativ belebte eigentliche Schauseite der Thalwimpfener Stiftskirche zu sein. Daß hier kein Gotiker deutscher Observanz, sondern ein französisch geschulter Werkmeister frei und unabhängig gewaltet, dafür spricht die ganze Anordnung und, man möchte sagen, jeder Meißelschlag. Vor allem giebt sich die fremde Einwirkung durch den für die französische Gotik charakteristischen Horizontalismus gegenüber dem in Deutschland ungleich mehr betonten Vertikalismus zu erkennen. Dies geschieht teils durch Mehrung der den Bau umziehenden Simsbänder, teils durch neben- und übereinander geordnete Reihen von offenen oder geblendeten Arkaturen mit und ohne Statuenschmuck. An Stelle des Ernstes und der Strenge des deutschen Stiles, in welchem die Ornamentation dienend sich verhält, tritt jenes französierende Schmuckwerk um seiner selbst willen auf, so daß die Mauerflächen ganz damit bedeckt sind. Übrigens ist einzuräumen, daß das alles in glücklichen Verhältnissen, sowie mit Klarheit und Folgerichtigkeit durchgeführt ist. Diese Schmuckmotive und unter ihnen nicht zum mindesten die Säulung der Arkaturen und fialenbekrönten Statuenbaldachine geben Zeugnis von dem Eifer, womit der Latomus die Kenntnis des französischen Stilidioms sich anzueignen bestrebt war; selbst am breitgelagerten Portal verleugnet er dieses Studium nicht. Sein deutsches Kunstnaturell blieb sich aber doch in einem Punkte treu, nämlich im Festhalten an der schlanken Lichtöffnung über dem Eingang, an welcher Stelle die französische Gotik der radianten Fensterrose den Vorzug zu geben pflegt.

Das Portal der Transsept-Schauseite erweckt mehr durch seine plastische Ausstattung als durch seine Architektur kunstwissenschaftliches und künstlerisches Interesse. Als Haupt- und Mittelpunkt ist das die Bildfläche des Tympanon ausfüllende Hochrelief des Opfertodes auf Golgatha anzusehen. In beziehungsvollem Zusammenhang stehen damit die Statuetten der zwölf Apostel in

den Hohlkehlen des Portalgiebels. Besonders hervorragend sind sieben Statuen am Portal selbst. Am Mittelpfeiler erscheint die Madonna, formenschön in Haltung und Gewandung; die beiden Statuenpaare von Heiligen in den Portalkehlen zeigen die gleiche Höhe des Stiles, mit den durch die Attribute Schlüssel und Schwert kennbaren Figuren der Apostel Petrus und Paulus an den Pfeilern des Portales. Oberhalb des Einganges war die Arkatur der Schauseite zur Aufnahme zahlreicher Heiligenstatuen bestimmt, von denen die vier vorhandenen durch vortrefflichen Wurf der Gewandung bedeutsam sind. Überhaupt sind es die Draperien, worin die künstlerischen Vorzüge der Thalwimpfener Fassadenskulpturen gipfeln; hier ist in Wahrheit Adel und Schönheit mit gereiftem Stilausdruck verbunden. Über den Urheber dieser plastischen Schöpfungen giebt der Chronist Burchardus de Hallis nähere Auskunft, indem er den aus Frankreich zurückgekehrten Latomus als solchen mit den Worten bezeichnet: „Idem vero artifex mirabilis architecturae basilicam iconis sanctorum intus et exterius ornatissime distinctam fecerat“: „Ebendieser Künstler aber hat den wundersamen Bau der Basilika innen und außen mit Heiligenbildern überaus zierlich geschmückt.“ Daß der berufene Werkmeister auch in der Bildhauerei als hervorragender Künstler sich bewährt hat, kann in jener Zeit nicht befremden. Wenn dann der Chronist noch die Bemerkung beifügte, der Latomus habe die Wimpfener Skulpturen multo sudore, also im Schweiße seines Angesichts vollführt, so mochte dies mit dem Umstand zusammenhängen, daß ihm die Bearbeitung des spröderen Gesteines der Neckarbrüche ungleich größere Anstrengung verursachte, als das weichere, bildsamere Material, womit sein Meißel in den französischen Bauhütten sich vertraut gemacht hatte, ein Material, das zudem die Eigenschaft besitzt, nach der Versetzung ins Freie mit den Jahren an Härte zuzunehmen.

Die dem Latomus gebührende Autorschaft des Fassadenschmuckes findet übrigens an der Schauseite selbst eine ganz eigenartige Unterstützung durch folgenden Thatbestand. Die B a l d a c h i n e der sieben großen Portalstatuen zeigen nämlich, anstatt der allgemein gebräuchlichen Fialenbekrönung, meißelfertig ausgearbeitete

tektonische Gruppen, die bisher bald als „Stadtmauern," bald als „niedrige, festungsartige Aufbauten und Städte im Kleinen" erklärt wurden. Sie sind es nicht. Diese ungewöhnlichen Statuenbaldachine geben sich vielmehr in größter Deutlichkeit als Apsidial-

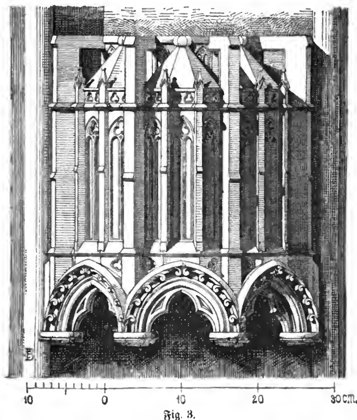


Fig. 3.

konstruktionen komplizierter Choranlagen mit Kapellenkränzen zu erkennen,[5]) wie soche um jene Zeit in der französischen Gotik zur vollen Ausbildung gekommen waren und mit deren Skizzen der Künstler seine Studienmappe in der Fremde bereichert hatte. Noch

[5]) Fig. 3.

beweiskräftiger für seine Wirksamkeit an der Südfassade ist ein unterlebensgroßes Hochreliefbildnis an einer Fialenkonsole in der Ecke des südwestlichen Strebepfeilerpaares. Vor einem Blätterbüschel sieht man einen jungen Mann in sitzender Haltung mit überschlagenen Beinen und zwangslos darauf gestützten Händen.[6]) Das bartlose Antlitz mit dem Ausdruck frohmütiger Selbstzufriedenheit in den Zügen ist nach vorn geneigt und scheint den Beschauer zu fragen: „Hab' ich's gut gemacht?“ Soll die richtige



Fig. 4.

Antwort auf diese Frage gegeben werden, so kann sie nur dahin lauten, daß es dem Latomus — denn dieser ist in der Figur augenscheinlich zu erkennen — gelang, Architektur und Plastik zu einem reichen Ganzen an der Schauseite der Ritterstiftskirche zu vereinigen. Derartige Baumeisterbildnisse sind in der Architektur des Mittelalters keine seltene Erscheinung. Am häufigsten kommen sie in der Spätgotik vor; für die Frühgotik darf vielleicht das Thalwimpfener Steinbild die Priorität beanspruchen.

[6]) Fig. 4.

Das dreischiffige Langhaus ist an Höhe dem Hauptchor gleich; die Höhe der Seitenschiffe beträgt 8,50 m. Zum Hochschiff schwingen sich aus den Strebepfeilern Strebebögen hinan, von denen nur ein einziger aus älterer Zeit stammt. Den unvollendeten Transseptgiebel auf der Nordseite haben jüngere Zeiten durch ein Fachwerk zu ergänzen gesucht, das dürftiger, um nicht zu sagen scheunenartiger kaum gedacht werden kann und das nicht nur den Bauteil selbst um alle Wirkung bringt, sondern die Monumentalität der ganzen Baugruppe schwer beeinträchtigt. Tagtäglich zieht die Ritterstiftskirche die Blicke zahlreicher Reisender aller Nationen auf sich, welche die Nord- und Süddeutschland verbindende Schienenstraße am rechten Neckarufer vorüberführt. Der Anblick des Baudenkmals wäre erfreuend und erhebend, drängte sich nicht der architekturlose

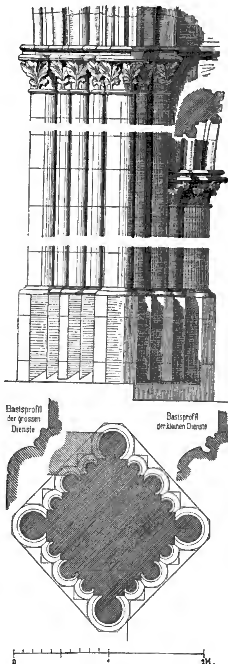


Fig. 5.

Fachwerkgiebel als partie honteuse beleidigend in den Vordergrund.

Betreten wir das Innere der Stiftskirche von der Westseite her und haben wir das Befremdliche der schiefen Achsenstellungen überwunden, so fühlt sich der Beschauer durch die Entfaltung der reinsten Formen gotischen Stiles freudig berührt und er empfängt den Eindruck gemeinsamer Harmonie aller Teile eines reich gegliederten, baulichen Ganzen, in dessen Einzelformen der nämliche Rhythmus nachklingt, der in den Hauptformen waltet. Der Vierungsraum wird von kraftvollen Bündelpfeilern flankiert, die auf wuchtigen Polygonbasamenten ruhend in belebter Gliederung ihrer zahlreichen, um den Pfeilerkern gereihten alten und jungen Dienste in die mit Blättern heimischer Flora geschmückten Kapitälgruppen übergehen, auf deren Deckplatten die Gewölbe ansetzen.[7]) Dem raumprüfenden Auge wird die Erscheinung nicht entgehen, daß die Mittelpunkte der beiden östlichen Vierungsbündelpfeiler und der Mittelpunkt des Chorschlußsteines durch Verbindung gerader Linien ein gleichseitiges Dreieck bilden, das durch Verlängerung seiner Schenkel bis zu den im rechten Winkel zwischen Transsept und Langhaus stehenden beiden Bündelpfeilern als größeres gleichseitiges Dreieck sich ausgestaltet. Kein Zweifel, daß die Erscheinung ein hervorragendes Beispiel ist für die bewußte Anwendung der Triangulatur in der Sakralbaukunst des deutschen Mittelalters.

Eine im Aufbau wie in den Einzelformen vortreffliche Gliederung der unteren Chorwände besteht in der Arkatur, die in Form von Spitzbögen den Hintergrund der Tumba des Hochaltares bildet und bis an die Fenstersohlbänke reicht. Die Fenster selbst waren mit leuchtenden Glasgemälden geschmückt, die nach der Aufhebung des Stiftes an andere Orte kamen. Zwei sehr ansehnliche Gruppenfolgen gelangten in das Museum zu Darmstadt; sie bestehen aus alttestamentlichen und neutestamentlichen Vorgängen in beziehungsvoller, konkordanzmäßiger Gegenüberstellung und sind umrahmt von bewegtem vegetabilischem

---

[7]) Fig. 5.

Ornament. In Stil wie Technik weist der Gemäldezyklus auf die Entstehungszeit der Stiftskirche. Die Frage nach der Herkunft dürfte dahin zu beantworten sein, daß der Ursprung mit großer Wahrscheinlichkeit auf oberbaierische Klöster, vielleicht auf Tegernsee, zurückzuführen ist.

Das stimmungsvolle Gesamtbild, welches der Chorraum ungeachtet der Entfremdung der alten Glasgemälde den Blicken noch immer darbietet, würde unvollständig sein, ohne Hinweis auf die künstlerische Ausstattung durch Mithilfe der Plastik und zwar durch eine Folge von Statuen an den Seiten des Chorbogens (arcus triumphalis) und in den Polygon-



Fig. 6.

winkeln der Apsis. In diesen Skulpturen sind ohne Zweifel die icones sanctorum, d. i. Heiligenfiguren zu erkennen, womit nach dem Berichte des Chronisten der latomus artifex die Kirche intus, also innen, geschmückt, nachdem sein kunstreicher Meißel in ähnlichen Werken exterius d. i. außen an der Schauseite sich erprobt hatte. Diesen Zusammenhang bekundet, stilistischen Analogien zunächst, die verwandte Gestaltung der Baldachine in Form von Apsidialkonstruktionen des französischen Kathedralensystems. Die tüchtigste Leistung unter sämtlichen Chorstatuen ist unstreitig die Gruppe der Madonna mit dem Jesusknaben neben dem zierlichen Sakramentshäuschen.[8]) Die Gestalt der Muttergottes strahlt von Hoheit und Würde. Der Blick ist auf den zarten Sohn gerichtet, der in kindlicher Heiterkeit zur geliebten Mutter emporschaut. Die Gewandung ist ein Meisterstück vornehmer Anordnung in freiem und doch weichem Wurf mit sichtlicher Anlehnung an die Draperie der Marienstatue am Südportal; in allem übrigen jedoch ist das letztere Werk weit entfernt von der fesselnden Grazie der Chormadonna.

Hier dürfte der Anlaß geboten sein, auch auf eine gediegene Leistung der Kunstschreinerei hinzuweisen, nämlich auf das Chorgestühl, bestehend in einem Zelebranten-Sedile und zwei Sitzreihen von reicher figuraler und ornamentaler Ausstattung. Das Gestühl gehört zu den vorzüglichsten Arbeiten dieser Art und steht in seiner ganzen Erscheinung hinter keinem ähnlichen Werk der Frühgotik zurück, die berühmten Chorstühle zu Xanten am Niederrhein und zu Seligenpforten in der Oberpfalz nicht ausgenommen. Der höheren Holzplastik gehört eine auf einem Nebenaltar stehende St. Anna-Statue an, deren sprechendes Antlitz mit dem Ausdruck ergreifender Rührung in den harmdurchfurchten Zügen des Meißels eines Veit Stoß und Tilman Riemenschneider würdig ist.

Bevor wir das Innere des Gotteshauses verlassen, sei noch ein kurzes Wort über seine harmonische Gesamtwirkung gesagt. Diese wird wesentlich hervorgerufen durch die gesetzmäßige Vollführung der Grundidee strenger Übereinstimmung aller Bestand-

---

[8]) Fig 6.

teile des großartigen gotischen Werkes. Als geheimnisvoller Reiz tritt die Höhengleichheit von Hochschiff und Chor hinzu, ein Moment, worin dasjenige Verhältnis begründet ist, bei welchem Höhe, Breite und Tiefe gleichberechtigt erscheinen und die thatsächliche Größe der Abmessungen zu richtiger Geltung gelangt.



Fig. 7.

Überraschend wirkt auch die Schönheit des Lichtstromes, der mit seinen Strahlen und Reflexen den Bau durchflutet. Dabei tritt dem prüfenden Auge eine Gestaltungskraft entgegen, die das Vielfältige durch die Macht des tektonischen Gedankens zusammenhält und in der Vollendung des Struktiven wie der schmückenden Einzelformen den künstlerischen Anforderungen klaren und empfindungs-

vollen Ausdruck giebt. Hier zeigt es sich in hohem Grade, daß die Gotik das glückliche Ergebnis verstandesmäßiger Arbeit im Bunde mit phantasiereichem, künstlerischem Vermögen ist.



Fig. 8.

Als Sakristeien dienen die Untergeschosse der beiden Osttürme. Die Formgebung der Thürfüllungen mutet modern an. Dagegen sind die metallenen Thürklopfer-Löwenhäupter mit wuchtigen Ringen im Rachen von so primitiver Stilisierung, daß sie älteren Werken der Gießkunst zum Verwechseln ähneln und man versucht sein könnte, sie für vorgotische Arbeiten zu halten.[9]) Die nördliche Sakristei bewahrt einige spätgotische Holzskulpturen, darunter eine jugendliche Madonnenstatue mit lieblichem Gesichtsausdruck, niederwallender Lockenfülle und faltenreichem Mantel, dessen brüchige Modellierung allein schon hinreicht, dem Werke seine Zeitstellung um die Wende des 15. und des 16. Jahrhunderts anzuweisen.[10])

Die drei Flügel des an die Nordseite des Langhauses anstoßenden Kreuzganges stimmen in den Abmessungen nicht völlig überein. Diese unsymmetrische Anlage, weitentfernt dem Gesamteindruck Eintrag zu thun, steigert vielmehr die Wirkung der luftigen Arkadenzüge, deren reizende Durchsichten, in Verbindung mit überraschender Mannigfaltigkeit gotischer Stilformen und großem Reichtum der Ornamentation,

[9]) Fig. 7.
[10]) Fig. 8.

den Thalwimpfener Kreuzgang zu einer der schönsten deutschen Hallengruppen dieser Art erhebt.[11]) Die Arkatur gehört drei



Fig. 9.

unterschiedenen Stilstadien an, insofern der östliche Flügel die edelgotische Formensprache der Wendezeit des 13. und 14. Jahr-

[11]) Fig. 9.

*

hunderts redet, der nördliche Flügel dem vorgerückteren des 14. Jahrhundert angehört und der westliche Flügel die minder gesetzmäßigen Zierformen der niedergehenden Gotik des 15. Jahrhunderts aufweist. Das Material ist durchweg Heilbronner Sandstein. Plastisch am meisten durchgebildet sind die von einer Fülle trefflich gemeißelten Laubwerks umkränzten Kapitäle des Ostflügels. In diesem überaus mannigfaltigen Vegetativschmuck spielen

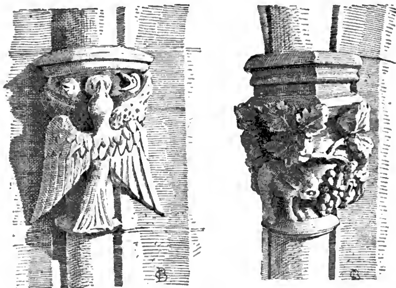


Fig. 10.

Wasserpflanzen, Ahorn-, Epheu-, Eichen-, Klee- und Rebenblätter die Hauptrolle. Daneben erscheinen blühende Rosen und Winden, Laub und Früchte der Erdbeerstaude, des Feigenbaumes und des Weinstocks, vielfach belebt durch munteres Getier. Nur zwei Beispiele seien erwähnt.[12]) Eine Mauerschwalbe mit ausgebreiten Flügeln und gespreiztem Schweif ätzt die über ihr im Neste geborgenen Jungen und haftet so dicht am Kapitäl,

[12]) Fig. 10.

daß sie in dieser Haltung wie ein heraldisches Bild wirkt; und ein junger Hase ist in einen Weinberg geschlichen, wo er sich unter Blätterbüscheln an saftigen Trauben gütlich thut. Mit freudiger Überraschung betrachten wir die sinnigen und meißelfertigen Gruppen und bewundern sie als reizende plastische Stilleben gotischer Frühzeit. Diese ikonischen Kapitäle zeigen, daß die gotische Bildnerei damals schon in hohem Grade es verstand, das Tierleben und den Pflanzenwuchs in freier Natur zu belauschen und die darin waltenden Erscheinungen mit einer Meisterschaft wiederzugeben, die den Plastikern des Ritterstifts, wie an ihren Statuen im Großen so an dieser Ornamentik im Kleinen zu andauerndem Ruhm gereicht und ihnen einen hervorragenden Rang in der Entwickelungsgeschichte der Skulptur des Mittelalters sichert.

3.

Abteilung für Sprachwissenschaft (SpW).

a) Sektion für Alte Sprachen (AS).

Dieser Abteilung wurden in dem Zeitraum vom 1. Januar bis 30. April 1898 auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr Dr. phil. W. Rüdiger, hier,
„ Dr. phil. J. Heinemann, hier.

In einer gemeinsamen Sitzung mit der Abteilung für Geschichte am 20. Januar sprach Herr Dr. L. Ziehen über „Drakon“.

---

b) Sektion für Neuere Sprachen (NS).

Am 23. Februar sprach Herr Oberlehrer Dr. Dick über
„Der gegenwärtige Stand des internationalen Schülerbriefwechsels“,

**

und Herr Oberlehrer Dr. Junker über
„Welche Gesichtspunkte kommen für das Übersetzen in unsern höheren Schulen in Betracht?“

Am 27. April wurden besprochen:
„Die Frankfurter praktischen Kurse zur Förderung neusprachlicher Studien und das Stipendium der Stadt Frankfurt für Neuphilologen“.

4.
Abteilung für Geschichte (G).

Dieser Abteilung wurden in dem Zeitraum vom 1. Januar bis 30. April 1898 auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

ohne Wahlrecht:

Herr Dr. ph. R. Parsch, hier,
„ Dr. ph. J. Heinemann, hier.

5.
Abteilung für Deutsche Sprache und Litteratur (DL).

Dieser Abteilung wurden in dem Zeitraum vom 1. Januar bis 30. April 1898 auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr Dr. ph. R. Parsch, hier,

ohne Wahlrecht:

Herr Dr. ph. J. Heinemann, hier.



II. Litterarische Mitteilungen.

Neuere Goethe- und Schillerlitteratur XVI.

Von Professor Dr. Max Koch zu Breslau.

Nach dem Vorgange Varnhagens von Ense, der schon 1823 seinen Sammelband „Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden" als eine Beilage zu allen Ausgaben von Goethes Werken veröffentlichte, hat das Goethejahrbuch von seinem ersten Bande an „Mitteilungen von Zeitgenossen über Goethe" aus den verschiedensten Quellen hervorzuziehen gesucht. Briefe, Tagebücher, Erinnerungen bieten eine noch keineswegs erschöpfte Fülle von Zeugnissen für die Einwirkung, die Goethe und Schiller auf Zeitgenossen und Nachlebende geübt haben (vgl. VII, 395). Zu den Verbindungen und Wechselwirkungen, auf die der alte Goethe selbst den größten Wert legte, gehören seine Beziehungen zu Thomas Carlyle und Lord Byron. Die deutsche Litteratur über jeden der beiden ist neuerdings durch die Übersetzung eines Teils von Nortons Ausgabe der „Reminiscenses by Thomas Carlyle" (London 1887) und den Neudruck der bereits 1824 in Cottas Verlag erschienenen Verdeutschung von Medwins Gesprächen mit Byron bereichert worden. Paul Jäger hat aus den „Reminiscenses" zunächst Carlyles Aufzeichnungen über seinen Vater und über seinen Jugendfreund Eduard Irving übersetzt.[1]) Carlyle machte sich nach der Niederschrift der letzteren (1866) Vorwürfe, daß sie mehr von seinem eigenen als des Freundes Leben handelten. So erzählt er, wie „ernstlich, trübselig und völlig einsam" er in dem alten Herrnhause von Kinnaird über seinem „Life of Friedrich Schiller" brütete, das ihm selber nicht

[1]) Lebenserinnerungen von Thomas Carlyle. Göttingen 1897 (Vandenhöck & Ruprecht).

einmal ein nennenswertes Stück Arbeit erschien, aber „in dieser undurchdringlichen großen Wildnis und der Trostlosigkeit seines inneren Menschen“ doch sein einziger Schutz und seine einzige Zuflucht war. Es war seine erste selbständige Arbeit aus der deutschen Litteratur und kein Zufall, daß er gerade diese gewählt hatte. Zu Schiller zog ihn, wie v. Schulze-Gävernitz[a]) in seiner fesselnden Darstellung von Carlyles Entwickelung, sozialen Theorien und Geschichtsphilosophie mit ihrer Kritik der Gegenwart und Hoffnung für die Zukunft hervorhebt, „zu Schiller zog ihn eine gewisse Verwandtschaft der Schicksale. Schiller war, wie er, in seiner Jugend von Hindernissen umgeben; auch er hatte mit Armut, schlechter Gesundheit und Anfällen von Verzweiflung zu kämpfen. Auch Schiller hatte die überkommenen Glaubenssätze unter sich zusammenbrechen gefühlt, und doch war er zu eigenen, moralischen Überzeugungen gelangt, nach denen er sein Leben in edler Weise regierte.“ Die Biographie erschien stückweise im „London Magazine“, und erst bei der daraus zusammengeflickten, ebenfalls namenlosen Buchausgabe empfing Carlyle das Honorar von hundert Pfund. In seiner Verdüsterung fand er es natürlich, daß das Buch bei seinem ersten Erscheinen (1825) „der Nichtbeachtung der Menschen überlassen blieb“; zieh er doch selber es der absoluten Jämmerlichkeit, Dürftigkeit und Trivialität. Wenn er es auch noch in der Vorrede zur zweiten Auflage a somewhat insignificant book nannte, so geschah es, weil nicht blos seine eignen Anforderungen inzwischen gestiegen, sondern die neu erschlossenen Quellen in der That eine vollere Darstellung von Schillers Leben möglich gemacht hätten. Ihm selbst hatte das Ergebnis seiner Arbeit Wert gewinnen müssen, als Goethe bei der Anzeige dieser Schillerbiographie in „Kunst und Altertum“ 1828 zuerst öffentlich die Anerkennung seines jungen schottischen Freundes aussprach und sein Buch rühmte, das „so klar und so gehörig, als es kaum aus der Ferne zu erwarten gewesen“, Einsicht in Schillers Charakter gewähre. Der Charakter, das moralische Element war es denn auch, was Carlyle in Schillers

---

[a]) Carlyle. Zweite Auflage. Geisteshelden. Eine Sammlung von Biographien. Sechster Band. Berlin 1897 (Ernst Hofmann & Co.).

und Goethes Werken so mächtig anzog; den ästhetischen Anschauungen war er unzugänglich, weil er, wie Schulze-Gävernitz zutreffend betont, „eine durchaus unkünstlerische Natur“ war und „der strenge Geist seiner puritanischen Vorfahren nie völlig die Herrschaft über ihn verlor“.

Carlyles „Erinnerungen“ verzeichnen ebenso als Glücksereignis den Empfang Goethischer Briefe, wie sie vermerken, daß Graf Bentinck, durch den Goethe sein erstes Schreiben an Carlyle beförderte, die ihm von Goethe anempfohlene Gelegenheit zur Bekanntschaft mit dem noch namenlosen Schriftsteller nicht ergreifen mochte. Der unbefriedigenden Arbeit an der Schillerbiographie wird in den „Erinnerungen“ die erfreuende der Übersetzung von „Wilhelm Meister“ gegenübergestellt. Nach wiederholten vergeblichen Versuchen war Carlyle endlich in den eigentlichen Kern des Werkes eingedrungen. Jeder Biograph Carlyles und auch neuerdings v. Schulze-Gävernitz legt größten Nachdruck auf das im „Sartor Resartus“ abgelegte Selbstbekenntnis Carlyles, wie im Juni 1821 plötzlich eine neue Erleuchtung, er gebraucht gut puritanisch das Wort „Bekehrung“, über ihn gekommen sei. Etwas Ähnliches erzählen die „Erinnerungen“ von seinem Verhältnis zu Goethes Roman. „Noch steht mir lebhaft vor Augen, wie ich, als ich ihn durchgelesen, hinauslief und durch die menschenleeren Straßen von Edingburgh dahineilte — es war ein windstiller Sonntagabend mit schottischem, feinem Nebel —: ohne Zweifel großartig, harmonisch zusammengefügt, weitsehend, einsichtsvoll und lebenswahr; wann habe ich seit vielen Jahren oder, fast möchte ich sagen, je zuvor in meinem Leben solch ein Buch gelesen? Und das übersetzte ich, obwohl meine Kenntnis der darin geschilderten Verhältnisse und selbst die Kenntnis der Sprache noch zu dürftig war, nun gewissenhaft, wirklich zum Teil mit dem Bewußtsein, eine Pflicht damit zu erfüllen für meine Landsleute, wenn sie es lesen wollten, was denn ein paar Auserwählte unter ihnen seitdem auch immer gethan haben.“ Auch Schulze-Gävernitz, in dessen Schilderung die litterarischen Gesichtspunkte sonst völlig hinter den sozialpolitischen zurücktreten, betont, daß Carlyle sich zeitweise in eine materielle Notlage versetzte, nur um seine Aufgabe als Vermittler der

deutschen Litteratur in England zu erfüllen. Die Übersetzung des „Wilhelm Meister" brachte ihm hundertachtzig Pfund ein. Unter den Lesern des Buches war aber auch sein theologischer Freund Eduard Irving, der gegen Goethe nicht blos als eine Art heidnischer gottloser Person und nutzlosen Sänger eine Abneigung hatte, sondern ihm auch die Schuld beimaß, daß sein Freund Carlyle „vom rechten Wege abgekommen war". Das Letztere war von Irvings religiösem Standpunkt aus geurteilt ganz richtig, denn Carlyle erklärt auch in eben diesen Erinnerungen an Irving, daß er für die Gewinnung seiner selbständig freien Denkweise, seiner „Bekehrung" sich Goethe unendlich zu Dank verpflichtet fühle. Carlyles Stellung zum Christentum, dessen Entartung in der englischen Staatskirche wie in allen erstarrten äußeren Formen er allerdings aufs heftigste bekämpfte, kann nur im Zusammenhange seiner Ideen, wie Schulze-Gävernitz sie gut faßbar dargelegt hat, richtig verstanden werden. Gerade auf dem religiösen Gebiete hat er von Goethe entscheidende Anregungen empfangen, so daß Schulze-Gävernitz im vierten Abschnitt seines Buches „Carlyles Stellung zur künftigen Entwicklung" der Untersuchung über Carlyles Beziehungen zu Goethe (S. 186—198) entscheidende Wichtigkeit beilegt. Erblickte Carlyle in Goethe die wichtigste weltgeschichtliche deutsche Persönlichkeit nach Luther, so sah er in ihm auch bereits „den neuen, wahrhaft modernen Menschen verkörpert. Die Weltanschauung des alten Goethe — ‚Wilhelm Meisters Wanderjahre' und zweiter Teil des ‚Faust' — ist es, welcher Carlyle vorbildliche Bedeutung" für Überwindung der skeptisch-individualistischen Richtung beilegt. Gegenüber dem durchaus negativen Charakter der Gegenwart „war ihm die Erscheinung Goethes das köstlichste Zeichen der Zeit". So rühmt Carlyle denn auch in seinen „Erinnerungen" dankerfüllt: „Goethe war in seiner Weise den steilen felsigen Pfad vor mir gegangen, der erste unter den Modernen." Die „Erinnerungen" wissen aber auch zu berichten, daß Irving trotz seiner Abneigung gegen Goethe eingestehen mußte, die religiösen Belehrungen, welche in „Wilhelm Meisters Wanderjahren" die Vorsteher der pädagogischen Provinz erteilen, verieten mehr Verständnis für Christus und die christliche Religion, „als ich bei allen Theologen gefunden habe, die ich je

gelesen habe". Daß Carlyle selbst, wie er in den „Erinnerungen" hervorhebt, sich von diesen Erörterungen über das Wesen und die Notwendigkeit der Ehrfurcht aufs tiefste ergriffen fühlen mußte und daß er diese Worte Goethes unzähligemal suchenden und frommen Gemütern empfahl, erscheint dem mit Carlyles Geistesrichtung Vertrauten selbstverständlich.

Die streng ethische Lebensanschauung Carlyles und die trotzige Selbstberechtigung des Individuums in Lord Byrons Leben und Dichtung stehen sich so schroff wie möglich gegenüber. Während Carlyle sich den alten Goethe zum Führer wählte, der sich aus den pessimistischen und revolutionären Jugendstimmungen zu einem Standpunkt durchgearbeitet, von dem aus ihm die Welt „nicht nur erträglich, sondern voll von Erhabenheit und Lieblichkeit" erschien, lebte in Byron die skeptisch-pessimistische Grundstimmung von „Werthers Leiden" wieder auf. Für das Allumfassende und die großartige Sachlichkeit des alten Goethe aber zeugt es, daß er seinerseits zu gleicher Zeit den entschiedensten Vertretern dieser entgegengesetzten Richtungen, dem schottischen Denker und dem englischen Dichter, gerecht zu werden vermochte. Carlyle gesteht in seinen „Erinnerungen", daß der Empfang eines Briefes von Goethe ihm den Tag zu einem besonders glücklichen stempelte. An den Lord Byron gewidmeten Erinnerungen Kapitän Medwins, den „Gesprächen mit Lord Byron"[3]) (London 1824) hat sich Goethe selbst als Mitarbeiter beteiligt. Wenn auch der Herausgeber des deutschen Neudrucks sich seiner Aufgabe durchaus nicht gewachsen zeigt[4]) und die neuere Goethelitteratur nicht verwertet hat, so ist die Thatsache

---

[3]) Ein Tagebuch geführt während seines Aufenthaltes zu Pisa in den Jahren 1821 und 1822. Aus dem Englischen. Mit Einleitung, Anmerkungen, Namen- und Sachregister herausgegeben von A. v. d. Linden. Zweite Auflage. Leipzig 1898 (Verlag von H. Barsdorf).

[4]) So giebt der Herausgeber zu Byrons Äußerung, sein Haus sei schon öfters ein „Bender" gewesen, die gelehrte Erklärung, das persische Wort bender bedeute Hafen, was in diesem Zusammenhange völlig sinnlos ist. Byron spielt natürlich auf den schwedischen Karl XII und die Belagerung seines Hauses in Bender an. Lustig ist eine andere Erläuterung: „In der spanischen Auffassung heißt ‚Faust' außer ‚Don Juan Tenorio' auch ‚Cyprian von Antiochien'".

einer zweiten Auflage des Buches doch unter den neuen Beiträgen zur Goethelitteratur erwähnenswert. Das Vorbild für Eckermanns Gespräche hat Medwins Buch allerdings nicht, wie der Herausgeber meint, geben können, da Eckermanns Aufzeichnungen schon früher, den 10. Juni 1823, einsetzen. Dagegen fiel mir bei der erneuten Durchsicht des Buches auf, daß Bernays, der Byrons Gespräche für seinen kleinen Aufsatz „Goethe, Maturin, Wolfe" benützte (vergl. Kleine Schriften II, 201), ebenso wie vor ihm Suphan, die Äußerung Byrons übersah, er habe Maturins „Bertram" handwerksmäßig zusammengesetzt. Durch Goethes Übertragungsversuch des Schauerdramas, der dem neuen Herausgeber der „Gespräche" ebenso unbekannt blieb wie die Schriften der letzten Jahre über die Beziehungen Goethes zu Byron (vergl. XI, 206), ist dies Geständnis Byrons jetzt besonders beachtenswert geworden. Im übrigen mag für Goethes unverdiente Ehrung des Maturinischen Stückes, das auch die Aufmerksamkeit des jungen Grafen Platen (Tagebuch 30. Mai 1816) erregte, gelten, was Heinrich Kräger in seiner Betrachtung des „Byronschen Heldentypus"[5]) von Goethes Verhalten gegen Byron selbst meint. Goethe sei „durch seine Idee von einer Weltlitteratur, die er nicht blos von weitem nahm, sondern persönlich gern noch herbeiführen wollte, für den englischen Dichter vielleicht zu sehr voreingenommen; er sah, um der großen Sache willen, diesem Kandidaten eines fremden Volkes manches durch die Finger". Das an sich selbst bewährte Tasso-Rezept „die Kunst als eine von Gott verliehene Entschädigung für alle Leiden des Lebens hinzunehmen", das Goethes Verse („Ein freundlich Wort kommt eines nach dem andern") Lord Byron empfahlen, vermochte dieser seiner andersgearteten Natur nach nicht für sich anzuwenden. Dagegen freute sich Byron, daß Goethe, der doch seinen „Faust" am besten kennen mußte, im Gegensatz zu andern Kritikern die Selbständigkeit anerkannte, mit der Byron in seinem „Manfred" aus dem Kerne des „Faust" doch etwas ganz Neues entfaltet hätte. Er kannte bei Abfassung des „Manfred" den Marlowischen Faust

---

[5]) Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte, herausgegeben von Franz Muncker. Sechstes Heft. München 1898 (Karl Haushalter, Verlagsbuchhandlung).

gar nicht, von dem Goethischen nur Bruchstücke; dagegen hat er sich nach Krägers Ansicht im „deformed Transformed“ viel entschiedener als im „Manfred“ in bewußter Huldigung an Goethe und seinen „Faust“ angelehnt. Kräger prüft beide Dramen Byrons auf ihre Verwandtschaft mit „the Faust of the great Goethe“. Die Hauptrichtung seiner Untersuchung des Byronschen Heldentypus weist aber auf ganz andere Quellen. Die Bezeichnung Byrons als des Hauptes der satanischen Dichtung hat auch Carlyle, dessen Lebensansicht und Wirken Kräger in seinem Schlußkapitel der Byronschen Verzweiflungspoesie entgegenstellt, aufgegriffen. Die Bezeichnung trifft aber nach Krägers Prüfung noch in einem ganz besonderen Sinne zu. In Miltons Satan glaubt er das große Vorbild von Byrons Helden zu finden. Zwischen den beiden englischen Dichtern aber stehe vermittelnd ein deutscher: Schiller. „Was Schiller einst in Deutschland in einem kurzen Schauspiel, in den ‚Räubern‘, erschöpfte, das verteilte sich in England auf zwei Personen, auf den Dichter Byron und den Philosophen Carlyle, der mit christlicher Selbstüberwindung und Entsagung den prometheisch gearteten Vorgänger überholte.“ Schillers großer Räuber bäumt sich gegen das Unrecht der bestehenden Ordnung auf, wie Miltons Satan und die Byronschen Helden; gleich ihnen fordert er die Qual heraus, an seinem Stolze zu erlahmen. Er spielt aber nach Krägers Ausdruck „seine Rolle als Prometheus und Luzifer nicht zu Ende. ‚Die Räuber‘ sind wie keines der späteren Dramen Schillers ein leidenschaftlich hinausgeschrieenes Bekenntnis von den Seelenkämpfen einer Übergangszeit, die hier auf die Bühne projiziert und für die Anschauung sinnenfällig dargestellt worden waren.“ Aber der Dichter der „Räuber“ führt trotz seiner Jugendlichkeit seinen Helden auch zur Unterwerfung unter die beleidigten Gesetze zurück, erkennt „den Bau der sittlichen Welt“ an. Hier scheiden sich Schiller und Byron. Carlyle dagegen schließt sein Bündnis mit dem deutschen Dichter, der Moors Gesetzlosigkeit niedergezwungen hatte und „ein großer und segensreicher Erzieher“ des deutschen Volkes wurde.

Daß Schiller durch Klopstock auf Milton hingewiesen wurde und „mit schauderndem Erstaunen Miltons Satan durch das un-

wegsame Chaos folgte", hat er in der „Vorrede" seiner Jugendtragödie selbst erzählt. Karl Moor fragt Spiegelberg, ob er den Milton gelesen habe und spricht dabei seine eigene Sympathie aus für den erlegenen, doch nicht gedemütigten Rebellen, der keinen über sich dulden wollte; „war er nicht ein außerordentliches Genie?" Kräger preßt seine an sich dankenswerten Nachweise über die Beziehungen des deutschen Sturmes und Dranges zu Milton nur zu sehr, wenn er von der Verwandtschaft zwischen Prometheus, und Satan ausgehend sagt: „Goethe schrieb den Prometheus, und Schiller versteckte den Satan hinter seinem Karl Moor." Schillers „Räuber" hatten schon 1792 in Lord Woodhouselys Übersetzung ihren Einzug in Großbritannien gehalten. Byron scheint sie indessen erst 1814 gelesen zu haben und setzte sie dem „Fiesko" nach. Aber in einer englischen Um- und Nachdichtung, Miß Harriet Lees „Germans Tales" hatte er schon 1802 die Gestalten und Motive von Schillers Jugendwerk kennen gelernt. Kräger geht nun den Spuren dieses Einflusses wie den sehr bedeutenden von Schillers „Geisterseher" in den einzelnen Dichtungen Byrons nach. Er macht dabei die hübsche Bemerkung, daß für den englischen Dichter die Helden der böhmischen Wälder sich ganz naturgemäß in Seeräuber (Corsair Lara) verwandelten. Obgleich Kräger den Reiz und die Kraft von Byrons Poesie im Beschreiben und Wiedererzählen findet, hebt er doch hervor, daß der englische Dichter trotz seiner Bereisung der Schweiz[6]) kein so treues und anschauliches Bild von Land und Leuten zu geben vermochte, wie Schillers aus Büchern herausgearbeitetes im „Wilhelm Tell".

Der Dichter Byron und der Denker Carlyle, die beiden größten englischen Schriftsteller dieses Jahrhunderts, unterschieden sich nach Kräger dadurch von ihren Landsleuten, daß sie auf fremde Art und Weise eingingen. „Carlyle führte in der That Goethes gewaltige Erbschaft über den Kanal und sättigte mit deutschen Gedanken die englische Kultur dieses Jahrhunderts." Nehmen wir

[6]) Bei der Schilderung von Byrons Aufenthalt am Genfer See läßt Kräger Byron sich in Coppet mit Friedrich Schlegel über die Verkennung Goethes in England unterhalten (S. 60). Es kann sich natürlich nur um August Wilhelm Schlegel handeln, denn Friedrich war niemals in Coppet.

aber ein Buch zur Hand wie Kuno Franckes „Social Forces in German Literature“[7]), so erkennen wir mit Dank, wie Thomas Carlyle auch jenseits des Weltmeeres einem tieferen Erfassen der deutschen Litteratur die Wege weist. In den Werken seiner Dichter und Denker will Francke die Geschichte des deutschen Volkes vorführen. Als die zwei Grundelemente, die in dieser Geschichte um Ausgleich ringen, bezeichnet er: „the tendency toward personal freedom and the tendency toward collective organization“. Ich könnte freilich nicht behaupten, daß es dem Deutsch-Amerikaner in seinem trefflichen und anziehenden Buche geglückt sei, überall diese Gegensätze des Individualismus und des collectivistic Ideal an den geschichtlichen Einzelbeschreibungen klar zu machen. Er ist streckenweise in der gewöhnlichen litterargeschichtlichen Darstellung stecken geblieben. Aber die Auffassung der deutschen Litteraturentwickelung als die Entwickelung sozialer Kräfte hat er von Carlyle überkommen. Wie Carlyle in der Weltanschauung des alten Goethe, der ethischen Überwindung des Individualismus und Erziehung des Einzelnen zum sozialen Handeln, die Heilslehre der Zukunft erblickte (Schulze-Gävernitz S. 192), so findet auch Francke in „Wilhelm Meisters Wanderjahren“ und dem zweiten Teile des „Faust“ „a glorification of individual culture hallowed trough devotion to collective tasks“. In „Wilhelm Meister“ sieht Francke ein Ideal aufgesteckt, so fern aller Selbstsucht, daß es das Evangelium einer weltlichen Christenheit genannt werden darf (S. 358). Wenn der Individualismus in der Sturm- und Drangzeit aufs mächtigste auflebte, so streben Goethes und Schillers reiffste Werke nach einer Darstellung der menschlichen Natur in ihrer Gesamtheit. In den Weimarer Jahren ihres Zusammenwirkens verkörpern sie nicht blos das höchste Ideal des Individualismus und leiten die geistige Bewegung des ganzen 18. Jahrhunderts zu ihrem Höhepunkte, sondern streben auch nach einem neuen, idealen Kollektivismus und bereiten so den Grund für die großen nationalen und sozialen Reformbewegungen unserer Tage (S. 318 u. 349).

---

[7]) A Study in the History of Civilization. Second Edition. New-York 1897 (Henry Holt & Company).

In Goethes und Schillers Erstlingswerken findet Francke einen formalen Rückschritt gegenüber den feinen, in sich geschlossenen und abgerundeten Verhältnissen der „Emilia Galotti"; dafür ist das politische Element in „Kabale und Liebe" der „Emilia" gegenüber vertieft und gesteigert, „a literary anticipation of the social upheaval of 1789". „Götz" und „Räuber", „Werther" und „Luise Millerin" schienen die elementaren Kräfte und Instinkte der menschlichen Natur wieder an ihrer rechtmäßigen Stelle einzusetzen. Dabei zeige sich aber ebenso der Unterschied von Goethes und Schillers Persönlichkeit in ihren Dichtungsgestalten, wie in dem Macht und Herrschaft begehrenden Faust Marlowes und dem Träumer und Idealisten Goethes sich der Gegensatz des Engländers und des Deutschen kundgebe. Schillers drei Jugenddramen seien mehr pathologisch als tragisch und zeigten alle Fehler der Sturm- und Drangzeit Das letztere ist gewiß nicht richtig. Schillers angeborene dramatische Begabung überwindet im Gegenteil von Anfang an viele Fehler der Geniedramen, auch des Berlichingen. Im Gegensatz zu Goethes weiblich gehaltenen, rezeptiven Charakteren, types of inner life rather than of outer activity, stünden die rauhkräftigen, thatlustigen Gestalten Schillers, eager for public life and for public deeds. Nichtsdestoweniger sei Goethe und Schiller von ihren ersten Anfängen an das Streben nach moralischen Endzielen gemeinsam auf Grund ihrer eigenen, sittlichen Persönlichkeit (constitution), und diese innere Verwandtschaft mußte zuletzt ihren Bund herbeiführen. Kein Volk aber habe jemals in so kurzer Zeitspanne eine solche Schar den höchsten Aufgaben und größten Problemen der Menschheit gewidmeter Männer erzeugt, wie sie die deutsche Kultur in Weimars goldenen Tagen vereinte (S. 349). Schon in den „Künstlern" habe Schiller Rousseaus Ideal eines Naturstaats durch das Erfassen eines idealen Kulturstaates übertroffen, in den ästhetischen Briefen seine vollgereiften Ideen vorgetragen. An Reichtum der Einbildung und innerem Leben bleibt er auch jetzt noch hinter Goethe zurück; die Macht seiner Dichtung besteht aber in „the concentrated energy of a mind craving to bridge the chasm between idea and reality, bent on restoring to humanity its lost equilibrium, inspired with the idea of moral freedom."

Francke weist wiederholt auf die Schwäche der glanzvollen klassischen Litteraturperiode hin, die mit ihrer Verehrung des Griechentums weder auf dem festen Grunde volkstümlicher Überlieferung aufgebaut war (S. 413), noch an weite Volkskreise bei ihrem idealen Fluge sich wenden konnte (S. 350). „Aber es bleibt nichtsdestoweniger wahr, daß ohne die gesteigerten Gedanken- und Phantasieschöpfungen jener klassischen Periode es heute keine deutsche Nation geben würde; und die Geschichte würde eines der eindrucksvollsten Beispiele einer aus individualistischen Idealen gebornen kollektivistischen Organisation entbehren." Und so erklärt Francke denn auch mit Recht den gegen unsere klassische Litteraturepoche erhobenen Vorwurf eines Mangels an Patriotismus für völlig haltlos und abgeschmackt (S. 397 und 429). „Wer kann zweifeln, daß es Deutschlands geistige Errungenschaften waren, die es im politischen Zusammenbruch noch erhielten? Wer sieht nicht, daß das Fortleben der besten individualistischen Elemente des 18. Jahrhunderts zu dem nationalen Auferstehen gegen Napoleon und damit zur ersten Bekundung des das 19. Jahrhundert beherrschenden Gemeingefühls führte?" Und so erscheint ihm auch der letzte Lebensabschnitt Goethes wie kein anderer reich erfüllt von moral incentive, spiritual visions, fraught with greater national significance.

Man wird bei Beschäftigung mit der Goethelitteratur recht oft von Mißmut über all die Kärrnerarbeit überwältigt. Vergleicht man dann aber die früher herrschenden Urteile über Goethe und Schiller mit der Auffassung, wie sie in Franckes erfreuendem Buche sich kundgiebt, so wird man doch von dem Gefühle der Befriedigung darüber ergriffen, wie wir's wirklich etwas weiter gebracht haben. Daß ein solches Buch über die sozialen Kräfte in der deutschen Litteratur in englischer Sprache in Newyork erscheinen konnte, ist nicht blos ein Zeichen der Verwirklichung jener von Goethe geforderten Weltlitteratur, sondern zugleich ein stolzes Zeugnis von der anerkannten Bedeutung der Arbeit deutscher Dichter und Denker. Wie diese Arbeit aber auch zu unserem eigenen Schaden ausgenützt worden ist, davon weiß Matthias Murko in seinem Buche „Deutsche Einflüsse auf die Anfänge der böhmischen

Romantik" [8]) zu erzählen. Aus Herders Schriften haben die Väter der czechischen Bewegung die ersten Anregungen empfangen, von ihm und den deutschen Romantikern gelernt, die eigene Vorzeit zu erforschen und daraus nationales Selbstbewußtsein zu schöpfen. Wie die österreichischen Slaven ihren deutschen Lehrmeistern zu danken wissen, das hat ja im Laufe des letzten Jahres sich gar herrlich offenbart. Es ist jener schändlichen Verfolgung alles Deutschtums gegenüber ein schwacher Trost, daß der Slave Murko es in seinem Buche ehrlich eingesteht, die schon in den zwanziger Jahren von den czechischen Führern geforderte Unabhängigkeit von allem Deutschen sei eine Selbsttäuschung gewesen, denn „das Neue und Gute wurde gerade durch die deutschen Muster und Strömungen hervorgerufen und gefördert". Der Slovake Jan Kollár (1793—1852), einer der entschiedensten und einflußreichsten Vorkämpfer des Panslavismus, hat in den Jahren 1817 bis 1819 in Jena studiert. Schon v. Biedermanns Sammlung enthält zwei Unterredungen Goethes mit dem jungen Theologiestudenten, den Goethe zum Sammeln slovakischer Volkslieder aufforderte. Den vollständigen Bericht über sein „Leben auf den deutschen Hochschulen" hat nun Murko aus Kollárs um 1849 abgeschlossener Autobiographie übersetzt und seinem Buche beigefügt. Kollárs Schilderung des Jenaer Studentenlebens und einzelner Professoren wie Fries, Luden, Oken, ebenso die Erzählung der Wartburgfeier ist sehr anschaulich gehalten. Das Kapitel über Goethe bezeichnet Murko selbst als das schwächste in Kollárs Erinnerungen. [9]) Kaum als Gedächtnisschwäche, sondern schon als bewußte Lüge muß man es aber bezeichnen, wenn der leidenschaftliche Slovake Goethe sagen läßt: „Ich höre, die Magyaren sollen

[8]) Deutsche Einflüsse auf die Anfänge der slavischen Romantik. Erster Teil. Mit einem Anhang: Kollár in Jena und beim Wartburgfest. Graz 1897 (Verlags-Buchhandlung, Styria).

[9]) Murko verweist wiederholt auf die eingehendere Untersuchung, die Ernst Kraus („Goethe a Cechy" Prag 1896) über Goethes Beziehungen zu czechischen Schriftstellern veröffentlicht hat. Ich habe bereits einmal auf das Buch des durch seine Faustforschungen rühmlich bekannten Prager Gelehrten verwiesen. Da es aber in czechischer Sprache geschrieben ist, muß die deutsche Goetheforschung sich mit Murkos Angaben begnügen.

ebenso sanglos sein wie unser deutsches Volk." Der Dichter des „Heidenröslein" und „Blümlein Wunderschön", der Verfasser jener Anzeige von „des Knaben Wunderhorn" sollte so gesprochen haben! Wohl aber spricht Kollár selbst einige Seiten vorher sein Erstaunen aus über den Liederreichtum und die Sangeslust der deutschen Studenten. Deutsche Volkslieder in Thüringen mochte er allerdings nicht gerne hören, denn er fand in Thüringen wie in Sachsen nur eine ihrer Nationalität entfremdete slavische Urbevölkerung und erklärte es für eine unerläßliche Pflicht und unverjährbares Recht des Slaventums, jene Gebiete zurückzugewinnen, den verlornen Kindern wieder die Sprache ihrer Mutter Sláva zu lehren. Wohl begeistert er sich in Jena für „Werthers Leiden" und „Wilhelm Meister", aus dem er gesellschaftliche Umgangsformen studiert und das Ideal der romantischen Dichtkunst entwickelt. Er ahmt in einem Sonett das Mignonlied nach und rühmt Goethe als den deutschen Dichter, den „die Tochter der Sláva" am meisten liebe. Goethes Forderung einer Weltlitteratur regte ihn zur Forderung einer allen Slavenstämmen gemeinsamen Nationallitteratur an. Aber sein Kapitel über Goethe zeigt deutlich, wie fremd ihm jeder Zeit Goethes Geist geblieben war.

Dagegen haben unter den frühesten czechischen Dichtern Čelakovský und Kamarýt die lebhafteste Verehrung für Goethe geäußert, dessen Anmut und Lieblichkeit sie dem „großen, erhabenen Schiller" vorzogen. Und wie die beiden Führer schloß sich die ganze „patriotische Schule in Prag bei ihrem Bemühen um Schaffung einer originellen czechischen Dichtung an Goethe und die deutsche Romantik an. Übersetzungen, wie Josef Jungmanns schon 1812 begonnene, erst 1841 veröffentlichte Übertragung von „Hermann und Dorothea", Zauberlehrling, Mignon, Gesang der Geister über den Wassern, Čelakovskýs Umbildung der „Geschwister" in seiner „Marinka" (1827), Safáriks Übersetzung der Schillerischen „Maria Stuart" (1821), die erste vollständige Übersetzung der „Glocke" (1823), des „Handschuhs" und Liedes „An die Freude" durch Jungmann, blieben nur deshalb vereinzelt, weil „Übersetzungen aus dem Deutschen bei der damaligen allgemeinen Kenntnis dieser Sprache und der leichten Zugänglichkeit der deutschen Bücher gar

nicht als Bedürfnis empfunden wurden, was zum Teil noch bis heute Geltung hat." Aber die Natürlichkeit und Objektivität des Goethischen Liedes erscheint Czelakovský und seinen Freunden als höchstes Muster; er meint man sollte diese musikalischen Verse immer singen, nicht lesen. Die Balladen Czelakovskýs wie die Balladen und ein Drittel der Epigramme Chmelenskýs erinnern nach Murkos Angabe an Goethe. Ja, selbst bei ihren Bemühungen um das slavische Volkslied sind diese czechischen Dichter von Goethe geleitet; Czelakovskýs erste Arbeit auf diesem Gebiete ist die Übersetzung des „Klaggesangs von der edlen Frauen des Asan Aga". Andrerseits hat Goethe selbst 1822 das angeblich altböhmische „Sträußchen" („Wehet ein Lüftchen") übersetzt und von der Entdeckung der Königinhofer Handschrift, deren freche Fälschung die czechische Bewegung so würdig einleitete, und Kollárs Sonetten im sechsten Bande von „Kunst und Altertum" 1827 Anlaß genommen zu dem Wunsche „die slavische Sprachkunde auch in die deutsche Litteratur hereinzuführen". Seine aus gemeinsamen naturwissenschaftlichen Interessen hervorgegangene Verbindung mit dem Grafen Kaspar von Sternberg, dem Präsidenten des Prager „Museums", bestimmte Goethe, die von Palacký redigierte „Monatsschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen" zu empfehlen. Goethes Aufsatz aus dem Märzheft 1830 der Berliner „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" ist, was bei Goedeke nicht angegeben ist, sofort in den „Jahrbüchern des böhmischen Museums" IV, 498—502 wieder abgedruckt worden. Goethe fiel es auf, daß die czechischen Dichter, „selbst indem sie alten Mustern folgen, nicht umhin können, durch Sinnesart, Ausdrucksweise und Gedichtformen doch auch in heutiger Bildung Deutsche zu sein". Und alles, was Murko bei seinem Überblick über die Entstehung und Entwickelung der czechischen Litteratur und slavischen Bewegung hervorhebt, bestätigt diese absolute Abhängigkeit der erstrebten czechischen Originalität von deutschen Geistesthaten, deutscher Lehre.

Doch wenden wir uns, nachdem wir mit gehobenem Selbstgefühl den Einwirkungen unserer Weimarischen Klassiker in England und Amerika, mit gemischten Gefühlen ihrem Einfluß bei den österreichischen Slaven nachgeforscht haben, zu den Sprach- und

Zeitgenossen. Und da wir einmal daran sind, den Spuren Goethes und Schillers in neu veröffentlichten Briefen und Tagebüchern nachzugehen, so sei es mir gestattet, in diesem Zusammenhang auch gleich ein früheres Versäumnis nachzuholen und wenigstens gelegentlich der neuesten Auflage von Karl Hases „Erinnerungen an Italien in Briefen an die künftige Geliebte" [10]) darauf hinzuweisen wie der später berühmte Jenenser Theologe bei seiner Reise in den Jahren 1829 und 1830 von Mantua bis zu den Tempeltrümmern von Segesta überall Goethe als seinen unsichtbaren, doch deutlich zu ihm sprechenden Reisebegleiter zur Seite hatte. Zwar findet ausdrückliche Erwähnung von Goethes italienischer Reise nicht oft statt: aber man fühlt es der ganzen Darstellung und dem Schlußworte, das die eigne Durchquerung Siziliens mit der von Goethe unternommenen vergleicht, deutlich an, wie lebhaft dem Schreiber Goethes Schilderungen aus Italien vor Augen stehen. In Malcesine am Gardasee erinnert er sich, wie Goethe hier als Volksredner den Verdacht der Spionage von sich ablenkte; in Vicenza ergeht er sich im Anschluß an Goethe in Lobpreisungen Palladios, und in Rom wählt er nach Goethes Vorbild sich Winckelmann und seine Kunstgeschichte zum Führer. Was er dabei über Winckelmann äußert, ist von Goethes Charakteristik Winckelmanns beeinflußt. Schon ehe Hase in Mailand sich an Sografis Komödie von Werther, deren Inhalt er erzählt, vergnügte, las er gleich beim Betreten Italiens die Ultime Lettere di Jacopo Ortis und urteilt über Foskolos Werk: „Schon als Nachahmung und an poetischer Gestaltung minder groß als sein deutscher Vorfahre eignet sich dieser Werther mehr für die Leidenschaftlichkeit des italienischen Charakters und ist kräftiger durch die Wahrheit des politischen Hintergrundes. Während unser Werther meist durch selbstgemachte Übel des alltäglichen Lebens zerdrückt wird, vereinigt sich in Ortis sein eigenes Herzeleid mit dem Schmerze über das Elend seines zerrissenen Vaterlandes, und dieser Schmerz, der ihn tötet, wirft einen Zug altrömischer Größe auf das Leben des liebeskranken Jünglings;

[10]) Dritter Abdruck. Leipzig 1896 (Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel).

und darin liegt der Grund, weshalb diese Briefe in ganz Italien mit rauschendem Beifalle aufgenommen und verboten worden sind. Das ganze Volk liest seinen eigenen verborgenen Schmerz darin." Den römischen Karneval findet Hase glänzender als Goethe ihn geschildert habe und giebt selbst eine vergnügte Beschreibung des bunten Treibens. Aber die gesunde, feste Wirksamkeit in Goethes italienischen Reiseberichten, die findet auch er etwas ganz Anderes als das aus Bildern und Büchern Wohlbekannte. Jean Pauls Italien im „Titan" sei wohl wahr aber nicht wirklich, immer schön, anschaulich selten. Wenn Jean Paul nicht nach Italien und der Schweiz gereist sei, weil er ein ideales Italien in seiner Phantasie trug, so habe ihm gegenüber Goethe Recht, der nur Selbersehen gelten lassen wollte. Auf Goethes dichterische Auffassung des Teufels kommt Hase bei Entwickelung seines eignen Planes zu einem großen Merlinroman zu sprechen. Er vergleicht den Teufel im Faust mit dem Teufel bei Milton und Klopstock und der „furchtbaren Schönheit", mit der Rafael seine Einwirkung in dem besessenen Knaben in der unteren Szene der Verklärung dargestellt habe.

Mit Klopstock berührt sich Hases eigenes Werk. Man hat Klopstock so viel verspottet, daß er Sehnsuchtsoden an eine künftige Geliebte gerichtet habe: der jugendliche Hase richtete seine kunstvoll abgerundeten Reiseschilderungen aus Italien an eine künftige Geliebte, von der er wirklich noch nichts wußte, während Klopstock in Leipzig wahrscheinlich von seiner Kusine Schmidt bereits manches Lobende vernommen hatte. Negativer Art dagegen ist Hases Berührung mit einer anderen Dichtung. Es ist bekannt, welch üblen Einfluß auf Grillparzers äußere Schicksale zwei Strophen seines Gedichtes „Die Ruinen des Campo Vaccino in Rom" hatten, in denen er das Kreuz im Kolosseum als an dieser Stelle unpassend bezeichnet. Da Sauer in dem reichhaltigen Kommentare, den er im siebenten Bande des Grillparzer-Jahrbuchs [11]) diesem Gedichte widmete, auch Führichs begeisterte Worte über das Kreuz

[11]) Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Redigiert von Karl Glossy. Sechster und siebenter Jahrgang. Wien 1896 und 1897 (Verlag von Karl Konegen).

im Kolosseum anführte (1827), so wäre es erwähnenswert gewesen, daß nicht blos die katholischen romantischen Maler und Dichter sich daran erbauten, sondern auch der streng protestantische Theologe Hase am 7. Januar 1830 rühmte: die Kirche habe mit Recht mitten unter den herrlichsten Trümmern der alten Welt ihr Siegeszeichen aufgerichtet. „Dieser einfache Kreuzbalken in dieser Umgebung ist unbeschreiblich stolz, groß, rührend." Die Äußerung klingt wie eine Abwehr der Grillparzerischen Verse. Ich würde dies ja im Rahmen unserer Übersichten nicht erwähnen dürfen, wenn Grillparzers Gedicht nicht in enger Beziehung zu Schillers „Göttern Griechenlands" stünde. Schon Grillparzer selbst hat in dem Entwurf seiner offiziellen Verteidigungsschrift wie in einem Gespräch mit Frankl sich auf Schiller berufen. „Schiller ist weder ein Heide, weil er die Götter Griechenlands, noch ein Katholik, weil er die Maria Stuart und Jungfrau von Orleans geschrieben hat, und doch ist er wegen der ersten von Katholiken (Stolberg) und wegen der letzteren von den Protestanten angegriffen worden. Dasselbe gilt von meiner Sache." Neuerdings aber hat Sauer „Die Götter Griechenlands" nicht blos als eine der wichtigsten Anregungen zu Grillparzers Gedicht bezeichnet, sondern auch die Ähnlichkeit der Strophenform und der Reime in beiden Gedichten erörtert. Grillparzer, der in seiner Jugend sklavisch die Schillerische Dichtung nachgeahmt, habe auch noch in diesem reifen Werke unter ihrem Bann gestanden. Die verwandte Weltanschauung und der verwandte Grundgedanke beider Gedichte hätten vielfach zu ähnlicher Ausdrucksweise geführt, und die stoffliche Übereinstimmung heiße auch auf die formelle weit größeren Wert legen, als sonst vielleicht angezeigt wäre. Als ein Vorbild für Schillers eigenes schönes Gedicht hat Platen in seinem „Tagebuch" (6. Dezember 1817) Voltaires „Apologie de la Fable" bezeichnet, doch zugleich hinzugefügt, daß die „Götter Griechenlands viel höher stehen". Goethischen Einfluß in Grillparzers Gedichten findet Sauer in der gewaltigen Satire „Bretterwelt", und zwar ist es der Dialog zwischen Theaterdirektor und Dichter im Faustvorspiel, der hier eingewirkt zu haben scheint. Unzweideutige Nachahmung von Goethes „Römischen Elegien" verraten die vier von Sauer

mitgeteilten, mit Unrecht Grillparzer zugeschriebenen vier Elegien von J. C. Bernard in dem österreichischen Taschenbuch „Selam“ von 1814. Aus der Fortsetzung von Bauernfelds „Tagebüchern“ (vgl. XI, 415) erfahren wir, daß der Wiener Lustspieldichter, der 1876 in der Chronik des Burgtheaters mit 900 Aufführungen als der nach Schiller (1250, Shakespeare über 800; Grillparzer 450) am meisten gespielte Autor erscheint, im Oktober 1852 den zweiten Teil des „Faust“ las, um für seinen Kaiser Maximilian im „Letzten Narren“ Anregung zu gewinnen. Als er 1863 „Die Soldaten“ von Lenz zu einem Schauspiel „Soldatendirne“ umarbeitete, tadelte er, daß Goethe so vornehm auf Lenz herabsehe, in dem doch trotz seiner Narrheiten und seinem Ungeschmack ein echt dramatischer Kern stecke. Eine ganz herrliche Äußerung findet sich in einem der köstlich urwüchsigen Briefe von Moritz v. Schwind an Bauernfeld. Der Märchenmaler klagt über die fremden Einflüsse in alter und neuer Zeit, die alles Lebendige bedrohten. Von einer Nachahmung der alten Deutschen könne freilich auch nicht die Rede sein, wohl „aber von einer Abstammung und Verwandtschaft, wie sich die Sprache im Faust zu den Reimen des Hans Sachs verhält. Ich rechne mirs zum Verdienst, das zu wissen und bin zufrieden, wenn ich beitragen kann, daß da fortgearbeitet wird, wo was rechtes wachsen kann“. Unter den Zeugnissen für Goethes Einfluß auf die Malerei sollte dieses Bekenntnis Schwinds künftig nicht fehlen.

Wenn Bauernfeld erzählt, daß 1863 die k. k. Polizei wieder einmal im Burgtheater Schillers „Wilhelm Tell“ nicht aufführen ließ, so liefern Glossys Studien „Zur Geschichte der Wiener Theaterzensur“ manchen Beitrag für die Bühnenschicksale von Goethes und Schillers Dramen. Nicht blos die Nachahmer des „Götz“ und „Werther“ begehrten Zulaß auf das Wiener Theater, selbst der „Clavigo“ wurde in einem Lustspiel „Charlotte von Freyburg“ geplündert. Über die Folgen des „Götz von Berlichingen“ klagte der ältere Stephanie, welcher an der Vorzensur der Schauspiele teilnahm, fast im Sinne Ayrenhoffs: „Die Sucht, Begebenheiten aus der deutschen Geschichte nach Shakespeares Manier für das Theater zu bearbeiten, verursacht seit einigen Jahren die Armut guter, brauchbarer Originale. Diese Manier ist freilich die leichteste, sich zum

Dichter zu machen, aber zugleich die nachteiligste für den Geschmack. Man sieht zur Genüge, daß hierdurch der Wert guter regelmäßiger Stücke immer mehr und mehr fällt, und besser wäre es für das Theater gewesen, man hätte diese ungeheure Manier unter ihrem Moose ruhen lassen." Über eine bisher unbekannte Aufführung des „Götz" von 1783 am Kärntnerthortheater hat E. Kilian im neuesten Bande des Goethejahrbuchs (S. 293) Mitteilung machen können. Interessant ist es, daß durch Klingers „Zwillinge" ein kraftgeniales Trauerspiel „Cosmus der Zweite, Herzog von Florenz" veranlaßt wurde, denn nicht blos Klingers unterlegener Mitbewerber Leisewitz hatte diese Geschichte von Cosmus seinem „Julius von Tarent" zu Grunde gelegt, sondern auch der von dem „Julius" und den „Zwillingen" begeisterte Schiller schrieb in der Militärakademie ein Schauspiel „Cosmus von Medicis". Von Schillers Jugenddramen werden „die Räuber" in den Zensurakten überhaupt nicht erwähnt; „Kabale und Liebe" war wegen des anstößigen Charakters einer förmlich unterhaltenen fürstlichen Mätresse vitios und unzulässig. „Man gab ehemals vor," heißt es in der 1795 abgefaßten amtlichen Denkschrift des Theaterzensors Hägelin, „daß das Stück auf den vorigen wirtenbergischen Hof anspielte." Erst infolge der französischen Revolution wurde 1793 „Fiesko" verboten, der seit 1787 im Spielplan des Burgtheaters gewesen war. Nur die Rolle der Bertha hatte man bereits seit der zehnten Aufführung „aus Anstandsrücksichten" weggelassen. Am 31. März 1800 durfte „Fiesko" dann wieder erscheinen. „Wilhelm Tell" von Jos. Ignaz Zimmermann und „der Schweizerbund" von Joh. Ludwig am Bühl wurden schon 1779 wegen der Lehre vom Tyrannenmord verboten. Nach der Hinrichtung Ludwigs XVI galt als Grundsatz: „Hinrichtungen der Regenten, wie z. B. jene Karls I von England, der Maria Stuart von Schottland können in monarchischen Staaten nicht aufs Theater gebracht werden", während vorher im Juli 1792 der Theaterzettel mit dem Versprechen anlocken durfte: „Um das vortreffliche Stück (Spieß' „Maria Stuart") noch interessanter zu machen, geht die Enthauptung der Königin von Schottland öffentlich auf dem Theater vor." In Prag wurde noch 1821 selbst die Buchausgabe von Safariks czechischer Übersetzung der Schillerischen „Maria Stuart"

von der Zensur verboten und durfte erst ein Jahrzehnt später gedruckt werden.

Eine ganz andere Bedeutung als den zuerst im Grillparzer-Jahrbuch und seitdem auch selbständig veröffentlichten „Tagebüchern" Bauernfelds, der heute im Spielplan der reichsdeutschen Bühnen bereits fast verschwindet, kommt für die Geschichte der Einwirkungen Schillers und Goethes den Tagebüchern zweier Dichter zu, deren Stellung innerhalb unserer Nationallitteratur für alle Zeiten gefestigt erscheint: Platens und Uhlands. Von Uhlands Tagebüchern war bisher gar nichts veröffentlicht, aus einem Teile der Platenschen Tagebücher ein vollständig ungenügender Auszug (1860), in dem kaum ein Satz dem Wortlaut der Niederschrift entsprach. Mir selbst gewährte schon vor Jahren die Freundlichkeit des damaligen Leiters der Münchener k. Staatsbibliothek, Karl von Halm, Einsicht in Platens Hefte. Dem mannhaften Entschlusse des gegenwärtigen Vorstandes, G. von Laubmann, verdanken wir die unverkürzte Veröffentlichung von Selbstbekenntnissen, die an psychologischem Interesse neben Rousseaus Confessions genannt werden dürfen, in die Entwickelung eines Dichters die wunderbarsten Einblicke gewähren und manche der gegen Platen herrschenden Vorurteile zerstreuen müssen.[12]) An dieser Stelle haben wir freilich nicht die Wichtigkeit dieser rücksichtslos offenherzigen Geständnisse für die Kenntnis Platens zu berücksichtigen, sondern nur festzustellen, was sich hieraus für sein Verhältnis zu Schiller und Goethe ergiebt. Schon während der niederdrückenden Jahre im Kadettenkorps begeisterte er sich an Schillers lyrischen Gedichten, die ein neues Leben in seiner Brust weckten. „Es schien, als dehnte sich ein neues unabsehliches Land vor mir aus, das ich bebauen und befruchten sollte." In Nachahmung Schillers schrieb er selbst eine Reihe von lyrischen Produkten und nahm gegenüber seinem Mitschüler dem Grafen Fritz Fugger, dem spätern Herausgeber seiner

[12]) Die Tagebücher des Grafen August von Platen. Aus der Handschrift des Dichters herausgegeben von G. v. Laubmann und L. v. Scheffler. Erster Band. Stuttgart 1896 (Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger).

nachgelassenen Werke, heftig für Schiller Partei, während Fugger ein großer, enthusiastischer Verehrer Goethes war und Platen mit dessen Schriften bekannt machte. Acht Jahre später (25. April und 6. Oktober 1816) kam Platen gereift auf die Vergleichung Schillers und Goethes zurück. Da meinte er, das Goethische Talent sei zwar nicht so blendend wie das Schillerische, „allein je näher man es betrachtet, desto mehr fühlt man sich dafür eingenommen". Nun bewunderte er den Schatz von Lebensweisheit, Menschenkenntnis und die Gediegenheit in Faust, Tasso und der natürlichen Tochter, deren Jamben er für die besten in Deutschland geschriebenen, kräftiger und bündiger als die Schillerischen erklärte, während er in den lieblichgleitenden des „Tasso", den Strom der Schillerischen vermißte. Zwar herrsche in allen Schillerischen Werken das Gefühl vor, aber auch bei Goethe werde es aus allen Tiefen der Seele aufgeregt. „Ich suche alles hervor, was mich ehemals an Schiller entzückt hatte, allein es kann mich nicht mehr verblenden gegen Goethes Verdienst. Die Hippokrene, aus der Schiller trank, ist ein wilder, geschwollener Strom mit stolzen Wellen, der schätzebeladene Schiffe dem Meere zuführt. Das Wasser, aus dem die Goethische Muse schöpft, ist ein reizend umbuschter Bach, von spielenden Fischen bevölkert, von Vögeln überflattert, dessen klare und reine Flut den köstlichen Goldsand des Grundes durchschimmern läßt." Schon 1815 hatte er Goethes Gedichte mit in den Feldzug genommen und beschäftigte sich auf dem Hinmarsch nach Frankreich fortwährend mit dem Manne, der ihm noch immer ein halbes Rätsel blieb. „Seine Elegien, trotz ihrer verführerischen Immoralität, entzücken mich als große Meisterwerke. Ich habe mir einen Auszug vorzüglicher Stellen seiner Gedichte gemacht, die seinen Charakter am besten bezeichnen können. Seine Epigramme von Venedig und seine Weissagungen geben mir Stoff zu vielem Nachdenken. Er weckt oft mit zwei Worten eine Fülle von Gedanken. Es bewegt sich eine ganze Welt in seinen Produkten; ich wünschte, daß mir nur eine einzige Unterredung mit ihm über das Los des Menschen und den Geist des Christentums" — Platen war während seiner Militärzeit streng gläubig — „vergönnt wäre." Nur teilweise wurde Platen dieser „Wunsch meines Lebens" am 17. Oktober 1821

erfüllt, denn die Unterredung, welche leider auch in den Nachträgen von Biedermanns Sammlung fehlt, berührte nur Unerhebliches. Aber schon am 6. Juni 1816 hatte das 33. der venetianischen Epigramme Platen so tief getroffen, daß er sich gelobte, bei seinen Arbeiten künftig mit äußerster Strenge zu Werke zu gehen und, selbst auf die Gefahr hin überhaupt nichts mehr niederschreiben zu können, nicht eine Zeile niederzuschreiben, „die nicht mit erträglichem Vers und Reim einen erträglichen Gedanken verbindet". Daß Goethes italienische Reise von Platen einfach als Fortsetzung von „Dichtung und Wahrheit" aufgefaßt wird, überrascht den Leser seiner Aufzeichnungen (2. August 1814 und 1. Dezember 1816) nur, weil in den neueren Ausgaben der ursprüngliche Titel der italienischen Reise: „Aus meinem Leben. Von Goethe. Zweiter Abteilung erster Teil" weggelassen zu werden pflegt. Während Platen an der Vermischung von wirklichem Leben und Dichtung Anstoß nahm und die Selbstbiographie als ein Werk aus kalten Erinnerungen tadelte, fand er in der italienischen Reise nicht blos den einfachen Stil über alle Beschreibung liebenswürdig und hinreißend. Er meinte, aus diesem Buch müsse man auch den Verfasser durchaus schätzen und liebgewinnen, der alles so leicht und doch so tief behandle. Ganz zutreffend urteilte er, es sei keine Reisebeschreibung, vielmehr eine Beschreibung von den Eindrücken der Dinge auf den Verfasser. Goethes Äußerungen über Naturwissenschaft, die ihn mehr als seine Kunstkennerschaft anzogen, weckten in ihm selbst eine lebhafte Sehnsucht nach dem Studium der Botanik. Er pries nun Goethe als einen großen originalen Genius, der nur mit sich selbst verglichen werden könne. Noch ahnte Platen nicht, daß er in Italien selbst Goethes Spuren folgen und die „Überkünstelung", die er jetzt seinen späteren Werken vorwarf, als klassisches Muster verehren sollte. Freilich lehrte ihn schon „Dichtung und Wahrheit", daß man in dem Wechsel seiner Lebenserfahrungen die Erklärung dafür zu suchen habe, wie derselbe Autor den „Götz von Berlichingen" und „Die natürliche Tochter" habe schreiben können. Daß Goethe für letztere die Mémoires historiques der Prinzessin von Bourbon-Conti benützt habe, erkannte er beim ersten Lesen; die Szene zwischen dem Weltgeistlichen und dem Herzog,

die beiden Unterredungen Eugeniens mit dem Gerichtsrat und jene mit dem Mönch müßten „jede Erwartung befriedigen“. Aber der ganzen Tragödie konnte er den Vorwurf nicht ersparen, sie scheine nur der einzeln eingestreuten philosophischen Wahrheiten wegen da zu sein. So tadelt er auch am „Tasso“, den er immer wieder vornimmt, daß ihm eine moralische oder philosophische Idee zu Grunde liege; er habe gleich dem „Nathan“ nur die Form einer Tragödie, könne aber auf der Bühne nicht Effekt machen. „Die allzuhäufigen Sentenzen sind auf dem Theater ganz unpassend, wo man die Menschen handeln und nicht will philosophieren sehen“, zudem seien im Tasso alle Personen gar zu leidenschaftslos und hellsehend. Aber manches eigene dunkle Gefühl wurde dem an sich verzweifelnden, mit seiner Umgebung in innerm Zwiespalt lebenden Platen durch den Goethischen Tasso klar, und in seinen Briefen an Liebig hat er später auch den dramatischen Gehalt des Stückes in Schutz genommen. Da er das „ätherische Stück“ in der Göschenschen Ausgabe besaß, las er nach ihm die „Lila“, „eine ziemlich unbedeutende Operette, wenngleich von Goethe. Man sieht die Heilung einer Wahnsinnigen, ohne sie eigentlich begreifen zu können“, ein Bedenken, das neuerdings Möbius (s. u.) vom medizinischen Standpunkte aus begründet hat. Dagegen fand er (19. Juni 1816) „die Mitschuldigen“ eine recht hübsch versifizierte, artige, wenn auch leider sehr unmoralische Komödie, „die Geschwister“ eine allerliebste Kleinigkeit, an seiner Schreibart jedem französischen Lustspiel ebenbürtig, und selbst aus dem veralteten „Triumph der Empfindsamkeit“ entnahm er manche gute Lehre für die eigene Thorheit.

Mit höchster Begeisterung spricht Graf Platen (19. Juni 1816) von der Schönheit und Gediegenheit der „Iphigenie“, die eben nur „unter dem reinen heiteren Himmel Italiens gedeihen konnte“. Die Aufführungen erforderten freilich auch hier wie beim „Tasso“ ein viel gebildeteres Publikum als eines in der Welt sei. Nur „die Daktylen“ fand Platen zu hart zwischen den schönen Jamben. Seinem Herzen näher standen trotz aller Bewunderung für Goethes Werke die Dramen Schillers, ja er verspürte hie und da einen plötzlichen Drang nach Schillerischer Poesie. Beim Durchmarsch durch Mannheim wollte er wenigstens das Theater sehen, „das

ehemals das beste in Deutschland gewesen, und auf dem Schillers erstes Stück zum erstenmal gegeben wurde. Schillers Phädraübersetzung, welche die deutsche und die gallische Muse zur schönen Blume vereine, zog er den Übertragungen des „Mahomet“ und „Tankred“ von Goethe vor. Die Freundschaft zwischen Karlos und Posa hatte für Platen, den, freilich nicht ganz „ungestört von Mädchenlaunen, wir stets um Freundschaft warm ringen sehen“, besonderen Reiz. Im begeisterten Lobe der „Maria Stuart“ kann er sich (26. Mai 1815) gar nicht genug thun, während er (12. Februar 1817) die Dramatisierung des epischen Stoffes der Jungfrau von Orleans für ein formales Vergreifen Schillers hielt. Mit Wehmut studierte er (20. Dezember 1815) den dramatischen „Nachlaß des unsterblichen Mannes“, das Gerippe jener unvollendeten Arbeiten, die kein anderer „in seelenvoller Fülle zu gestalten“ vermöge. Im Oktober 1816 veranlaßte ihn die Lesung von Shakspeares Königsdramen zu der nicht eben zutreffenden Bemerkung: „Schiller hat Shakspeare alles in seiner Charakterzeichnung zu danken, so sehr er sich in seinem Dialog über ihn erhebt, obgleich seine früheren Stücke sich nicht über den Shakspeareschen Schwulst und dessen Jagd auf bizarre und gigantische, aber meist einseitige Gedanken erheben können.“ Daß Platen selber Schillers „Ritter Toggenburg“ in englische Reime übertrug (22. Oktober 1814), ist nur ein Kuriosum, aber im Verlaufe seiner englischen Studien führt er auch die Schlußstrophe an, die Walter Scott seiner Übersetzung des „Untreuen Knaben“ beigefügt hat. Die Thatsache der Scottischen Übertragung erwähnt Loeper, doch der Zusatz scheint in der deutschen Goethelitteratur ziemlich unbekannt zu sein. Düntzer hat den Schluß vermutet: „Die wendt sich um und winket“; Walter Scott ergänzte:

„All arose with thund'ring sound,
All th'expected stranger greet:
High their meagre arms they wave
Wild their notes of welcome swell:
Welcome, traitor, to the grave,
Perjur'd, bid the light farewell.“

Ein für Platens letzte Lebenszeit besonders wichtiges Verhältnis zu Schiller tritt schon in diesem ersten Bande der „Tage-

bücher", der nur die Jugend- und militärischen Dienstjahre (bis 31. Dezember 1817) umfaßt, hervor. Anfangs Mai 1816 hat Platen Schillers „Abfall der Niederlande" wieder gelesen, wie er sich im November 1817 durch seinen „Dreißigjährigen Krieg" und die übrigen historischen Abhandlungen des siebenten Bandes der Körnerischen Ausgabe aufs neue gefesselt fühlte. Schon in seinen Tragödien offenbare es sich, wie edel und groß Schiller die Geschichte auffasse. Es sei „doch etwas ganz anderes, wenn ein genialer und philosophischer Kopf sich an die Geschichte macht, als ein trockener Sammler". Schiller habe in Deutschland zuerst die Anmut eines hinreißenden Stils mit der Gründlichkeit der Geschichtsforschung vermählt. „Wäre doch das Gedächtnis weit genug, alle diese schönen Dinge unvergeßlich mit unserem eigenen Vorrat zu verschmelzen. Der Ruhm eines guten Geschichtsschreibers würde auch mir der vorzüglichste unter den schriftstellerischen sein." Mit seinen „Geschichten des Königreichs Neapel" hat Platen 1833 nicht erfolglos darnach gestrebt, gleich seinem Vorbild Schiller als „deutscher Livius" den Ruhm des Historikers mit dem des Dichters zu vereinigen.

Wenn Platens „Tagebücher" uns vollen Einblick in das qualvolle Ringen eines melancholischen, edlen Jünglings gewähren und mit einer Fülle litterarischer Urteile, die auf einer unglaublich ausgebreiteten Lektüre beruhen, leidenschaftliche Herzensergüsse mischen, so trägt Uhlands „Tagebuch" [13]) den stillverschlossenen Charakter, den der schwäbische Dichter und Forscher in jungen wie alten Tagen stets aufrecht erhalten hat. Es sind ganz trockene, nur selten von einer persönlichen Bemerkung belebte sachliche Aufzeichnungen gleich denen der Goethischen Tagebücher. Nichtsdestoweniger werden wir gerade durch diese Aufzeichnungen in den Stand gesetzt, die bisherigen Annahmen über Uhlands Verhältnis zu Schiller und Goethe mehrfach zu ergänzen und zu berichtigen. Die Behauptung seines Biographen Notter, daß Uhland den Goethischen Tasso erst nach

[13]) Aus des Dichters handschriftlichem Nachlaß herausgegeben von J. Hartmann. Mit einem Bild Uhlands nach dem Gemälde von Morff aus dem Jahr 1818. Zweite Auflage. Stuttgart 1898 (Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger).

dem dreißigsten Jahr gelesen habe, erscheint allerdings durch das Tagebuch, welches die Lesung des „Tasso“ zwischen dem 21. und 28. September 1817, die der „natürlichen Tochter“ unter dem 11. August 1818 verzeichnet, nicht widerlegt. Aber im allgemeinen ist aus der Erwähnung im Tagebuch, welches die Jahre 1810 bis 1820 umfaßt, nicht stets zu folgern, daß Uhland das betreffende Werk jetzt zum erstenmal lese. Die gesellschaftliche Lesung von „Don Karlos“ und „Maria Stuart“ im Schottischen Hause (1814) oder das Lesen im „Götz von Berlichingen“ nach einem Spaziergang auf den Schloßberg (16. November 1814) kann natürlich ebensowenig als erste Bekanntschaft verstanden werden, wie das häufige Lesen in den Gedichten Schillers (2. Oktober 1811; 5. Juli 1816) und Goethes (21. September, 10.—24. November 1814; 27. März 1816). Es ist doch kaum anzunehmen, daß Uhland nicht vor dem 16. Dezember 1814 die 1795 in den „Horen“ erschienenen „Römischen Elegien“ kennen gelernt haben sollte, da das Tagebuch wie die neu veröffentlichten Briefe an Justinus Kerner[14]) lebhafte Teilnahme für alle neu herauskommenden Arbeiten Goethes beweisen. So hat Uhland nach dem Tagebuch „die Wahlverwandtschaften“, die einzelnen Teile von „Dichtung und Wahrheit“, die Hefte von „Kunst und Altertum“ gleich nach dem Erscheinen eifrig gelesen. Schon am 26. Juli 1809 meldet er Kerner, im Cottaischen Taschenbuch für 1810 werde eine Fortsetzung von Meisters Lehrjahren stehen. Die Überschrift des ersten Kapitels „Die Flucht nach Egypten“ hatte den von Uhland weiter verbreiteten Irrtum veranlaßt, Meister selbst reise nach Egypten. Uhland fügt die Frage bei: „Ob wohl hier auch die Abenteuer vom Doppelroman vorkommen?“ Da Notter eigens bemerkt, er und andere Freunde Uhlands wüßten sich keiner bedeutenden Äußerung Uhlands über Goethe zu entsinnen, muß doch hervorgehoben werden, daß im Tagebuch wiederholt Gespräche über den „Faust“, „die Wahlverwandtschaften“, „Werther“, den er im Vergleich zu Rousseaus musikalischer, von ihm über alles

[14]) Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden. Herausgegeben von seinem Sohn Theobald Kerner. Durch Einleitungen und Anmerkungen erläutert von Dr. Ernst Müller. Mit vielen Abbildungen und Facsimiles. Zwei Bände. Stuttgart und Leipzig 1897 (Deutsche Verlags-Anstalt).

geschätzter „Heloise“ mehr pittoresk fand, verzeichnet sind. Am 13. Januar 1811 mahnten ihn Goethes Stanzen vor dem „Faust“ an die „Gewissenhaftigkeit, nicht zu schreiben, was nicht wirklich gefühlt worden“. Als ihn bei einem Spaziergang am 2. März 1817 „Frühlingsgefühl“ ergreift, liest er zu Hause sofort „Fausts Frühlingsspaziergang“. Der von Uhland am 8. September 1811 gelesene Brief Goethes an einen jungen holsteinischen Dichter (Gottfried Heinrich?) Böttcher scheint verschollen; in Strehlkes Verzeichnis findet sich der Name nicht. Überraschend ist Uhlands Eintragung unter dem 19. Dezember 1814: „Goethes Euphrosyne gelesen, dadurch veranlaßte Idee zu einer dramatischen Dichtung: Polyxena“. Von diesem Plane Uhlands war dem Herausgeber seines dramatischen Nachlasses, Keller, noch nichts bekannt. Für einen gleichfalls erst durch das Tagebuch bekannt gewordenen dramatischen Plan, die Marchesella Adelarda, sucht Uhland im Juli 1818 bei Schillers „Jungfrau von Orleans“ Anregung. Im August studierte er Schillers dramaturgische Abhandlungen. Wenn wir Schwabs Urteil auch hierin wie in vielem von Uhland beeinflußt halten dürfen, so hegte man im Freundeskreise der schwäbischen Dichter gerade für die „Jungfrau“ besondere Vorliebe. Schwab (29. Januar 1811 an Kerner) ärgerte sich, daß Schlegel in seinen dramaturgischen Vorlesungen das arme Mädchen von Orleans zu sehr heruntersetze, „wo doch gewiß der Dichter auf dem wahren Wege war“, und den Tell für sein Vortrefflichstes erkläre. Die neuere dramaturgische Kritik hat sich in dieser Frage freilich mehr auf Schlegels als auf Schwabs Seite gestellt. Der General Theobald Kerner machte einmal (3. Oktober 1819) Justinus und den ihm verbundenen „lieben neuen Mittelalterdichtern“ den Vorwurf, daß sie Schiller nicht so ganz wollten gelten lassen, aber der habe „in dem Ritter von Toggenburg gezeigt, daß er in eurer Manier gar wohl exzellieren könnte, aber versucht einmal und exzelliert in der seinen. Es ist falsch, daß Moral und Philosophie nicht in die Poesie gehören. Philosophie ist mit der Religion und diese mit der Kunst verwandt. Macht euch aus dem Mittelalter heraus, kommt in die gegenwärtige Zeit, die wahrhaft poetisch ist. Auch ein Dichter, der Theodor Körner, ist geblieben. Versucht es, einmal einzelne Szenen dieses

Krieges würdig darzustellen". Daß in Uhlands Kreise manch tadelndes Wort gegen Schiller fiel, berichtet Notter. Kerners Freude, als er in Hamburg neben dem „Werther" als Volksbuch Goethische und Schillerische Gedichte („In einem Thal bei jungen Hirten") als Flugblätter fand, Uhlands hübsche Parodie („Tübingen ist worden zu einem Trübingen") und fleißige Lesung von Schillers Werken sind ebensoviel Zeugnisse liebevollen Verständnisses für Schiller. Für Goethe aber ist Kerner auch in späteren Jahren noch entschieden eingetreten, als Schwabs Gattin bei Lesung von Goethes und Zelters Briefwechsel sich darüber entrüstete, „wie Goethe von unserm Uhland gedacht hat". Kerner empfahl der erregten Freundin als Antwort darauf Eckermanns Gespräche mit Goethe. „Es ist ein herrliches Buch. Sie sollen nur nicht über den Goethe schimpfen. Von Uhland hat er ja doch ganz ordentlich gesprochen und über seine Politik ganz wahr" (8. September 1836). Uhland selbst äußerte sich, wie Sophie Schwab an Kerner berichtete, über seinen Ruhm und die Goethegeschichten mit einer aus innerster Seele kommenden Bescheidenheit. Aber „was Goethe über ihn gesagt hat, that ihm weh, und besonders, meint er, verdrieße es ihn, daß er nicht verstehen könne, was Goethe nicht recht an seinen Gedichten sei". Der Bericht Sophie Schwabs stimmt überein mit Uhlands Distichon, in dem er die „Frage" an Goethe richtete. Wie Kerner Eckermanns Gespräche der Stuttgarter Freundin empfahl, so rühmte ihm diese „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" an. Sie habe das Buch mit wahrem Vorurteil zu lesen angefangen, doch enthalte es gar zu viel Schönes und Herrliches, das trotz der widerlichen Goethe-Anbeterei unwiderstehlich anziehe; über Musik z. B. könne man gar nichts Schöneres sagen. Im allgemeinen erscheinen Sophie Schwabs Urteile freilich sehr anfechtbar. Man kann kaum einen weniger zutreffenden Vergleich machen, als wenn sie in Mörike die nämliche Zerrissenheit — „das Ideale kann sich mit der Wirklichkeit nicht zurecht finden" — wie in Goethes „Tasso" findet und selbst dem milden, freundlichen Kerner „etwas Tassoisches" zuschreibt. Da hat über Mörike mit ganz anderem Verständnis David Friedrich Strauß zu urteilen gewußt, der sich selber als einen der wärmsten Verehrer Mörikes

bezeichnete und ihm „das specificum, was den Dichter macht, in etwas höherem Maße als etwa Schiller" zuschrieb, trotzdem aber hinzufügte: und doch fehle Mörike etwas zum großen Dichter; wenn man ihn zum Geschichtsstudium bringen könnte, würde er es vielleicht werden. „Es fehlte ihm an Vermögen der Idee, oder er hat mehr Seele als Geist."

Welche Bedeutung den Werken Goethes und Schillers in Strauß' Lebensführung und Weltanschauung zukömmt, weiß man aus dem „alten und neuen Glauben" ebenso, wie man aus seinen Arbeiten über Schubart und Klopstock, Frischlin und Hutten, Schlegel und Immermann, Reimarus und Brockes ihn längst als hervorragenden Forscher und Darsteller im Gebiete der neuen deutschen Litteraturgeschichte zu verehren gelernt hat. Trotzdem wird man fast überrascht durch die reichen Mitteilungen, welche seine Briefe [15]) über seine andauernde und tiefeindringende Beschäftigung mit Goethe gewähren, durch die Fülle wirklich bedeutender litterargeschichtlicher Äußerungen in seinem Briefwechsel. Gerade seinen nächsten Freunden wie Gervinus und Vischer gegenüber trat er für Goethe ein. Durch Gervinus' Bevorzugung Shakespeares fand er sich verstimmt als einer, „der sich ganz an Goethe aufgenährt hatte" (24. Sept. 1862), und warnte Vischer, sich durch ursprünglich harmlose Späße nicht in einen Gegensatz gegen Goethe hineintreiben zu lassen. „Denn ich bleibe dabei: wir stehen auf Goethe und graben uns selbst die Wurzeln ab, wenn wir uns wider ihn stellen" (17. Juni 1863). Zwar war er selbst dem zweiten Teile des „Faust" abgeneigt, aber Vischers Konjekturalpoesie über eine Ausführung des zweiten Teils, die Morris neuerdings gerühmt hat, verwarf er durchaus und meinte, ein so gewiegter Kritiker sollte doch selbst einsehen, daß er auf falschen Weg geraten sei, sobald dieser Weg ihn dazu führe, dem Goethe einen Vers vormachen zu wollen. Während er gegenüber einem gemeinsamen Freunde sich äußerte, man sollte Vischer durch einige Jahre alle Beschäftigung mit dem „Faust" verbieten, damit er ihn wieder unbefangen betrachten könne,

[15]) Ausgewählte Briefe von David Friedrich Strauß. Herausgegeben und erläutert von Eduard Zeller. Mit einem Porträt in Lichtdruck. Bonn 1895 (Verlag von Emil Strauß).

*

schrieb er am 4. Juli 1857 an Vischer selbst: „Der Kritiker kann nur sagen und aufzeigen, wo und wiefern es der Dichter gut oder auch schlecht gemacht hat; geht er weiter und will ihm zeigen, wie er es hätte machen sollen, so wird er, je mehr er dabei ins einzelne geht, um so gewisser zum Schulmeister. Mir scheint, Du hast den „Faust“ gar zu oft schon auf dem Katheder als Prosektor unter dem Messer gehabt. Du wolltest zunächst zwar nur den Bau eben dieses Dichterwerkes aufzeigen, doch aber zugleich den Organismus der Dichtart, zu der es gehört, daran illustrieren, das Individuum an der Gattung messen. Allein der Faust ist ein Phönix.“ Er sei kein dramatisches Gedicht, ja nicht einmal ein Kunst-, sondern ein Naturwerk. „Der Faust ist ein durch alle Altersstufen des Dichters fortgesetztes, in immer neuen Ansätzen wiederholtes Ringen des Dichters mit einer übermächtigen Aufgabe, der er von verschiedenen Seiten und je nach den Alters- und Entwickelungsstufen in verschiedenen Weisen beizukommen sucht. Diese Fortentwickelung, diese Veränderungen des ursprünglichen Plans zeige mir der Kritiker, mache auch die Risse, die Inconcinnitäten bemerklich, aber am Ende mache er jedesmal darauf aufmerksam, wie unter diesen Bedingungen der Anbau eben doch wieder schön geworden.“

Den spätesten Werken Goethes steht Strauß mißtrauisch gegenüber, schon den Divan fand er „ein sehr gemischtes Ding aus einer Zeit, da Goethe schon anfing, seine Schubladen umzukehren“. Für vieles darin aber war er begeistert und ärgerte sich, Marianne Willemer zwei der schönsten Gedichte abtreten zu müssen. Den vollen Respekt vor Goethes Leistung bekomme man erst, wenn man durch Vergleichung mit dem noch sehr rauhen und in den Formen ungenießbaren „Hafis“ von Hammer sehe, wie er durch diese unbeholfene Hülle hindurch den poetischen Gehalt so stark empfand (S. 509 und 558). Ebenso fand er die Vergleichung der „natürlichen Tochter“ mit ihrer Quelle nicht blos sehr interessant, sondern auch für Goethe höchst ehrenvoll. Der Reiz, den dies Werk immer für ihn hatte, wurde noch durch Entdeckung der Verwandtschaft einer Rede des Sekretärs (III, 2) mit Rousseau erhöht, „obwohl ich den gefährlichen Spinozismus, der darin liegt, nicht verkenne, wo ein Verbrechen verübt wird, aber kein Verbrecher vor-

handen ist, sondern jede Person in ihrer Art ganz Recht hat. Aber welche wahrhaft göttliche Eloquenz ist in diesem Stück; so hoch geht ihr Strom meines Wissens in keinem andern Goethischen Werke; er hat mich an die Reden der Athene in den Eumeniden erinnert, die für mich in dieser Hinsicht ein non plus ultra sind". Freilich fühlte sich Strauß gerade in der „Natürlichen Tochter" auch durch die politische Gesinnung Goethes angezogen. Er begriff 1848 so ganz das Unbehagen, das der Ausbruch der französischen Revolution seinem alten Schutzheiligen Goethe verursachte. Er lernt sich in diesen stürmischen Tagen deutlicher als jemals dahin kennen, „daß ich ein Epigone jener Periode der Individualbildung bin, deren Typus Goethe bezeichnet, und aus diesen Schranken weder heraus kann noch will". Um so eifriger beschäftigte sich Strauß mit jener ihm so sympathischen Periode. Von einem 1847 geplanten Aufsatz über Schubarts Stellung zu den vier großen Dichtern Klopstock, Wieland, Goethe und Schiller wurde nur der erste Teil herausgearbeitet. Den Aufsatz über Schiller als Komiker, der ihm im Herbst 1854 im Kopf herumging und den später sein Freund Kuno Fischer verwirklichte, wußte er nicht beim Zipfel zu kriegen, obwohl er schon 1846 Vischer, der Schiller komisches Vermögen abgesprochen hatte, zu widerlegen suchte. Freilich knüpfte er daran die schroffe Bemerkung: vom Wallenstein ab höre das Komische bei Schiller auf in demselben Maße, „als der ganze Schiller lederner und manierierter wird. Das zum Teil von Goethe ihm vorgehaltene Gespenst der Klassizität zehrt mit den Schlacken auch ein gut Teil seiner Ursprünglichkeit auf". Wallenstein selbst bezeichnet er noch viel später (1868) als einen „Makbeth, der unter anderem auch deswegen nicht reussiert, weil er zugleich ein Hamlet ist". Der Irrtum, daß Schiller im frohen Gefühl der gelungenen Tragödie mit größter genialer Leichtigkeit das Lager hingeworfen habe, hätte Strauß als Kenner des Schiller-Goethischen Briefwechsels nicht mitunterlaufen dürfen; aber sein Lob der heiteren Lebensfülle des Vorspiels trifft trotzdem zu. Und Strauß' Gedanke eines Dialogs zwischen einem Kritiker (Vischer), der das „Lager" als das Gelungenste ansieht, und Schiller selbst, der Max und Thekla für das Beste der Wallensteindichtung halte, ist gewiß nicht ohne Reiz.

**

Wer übrigens aus jenem Hieb auf das „Gespenst der Klassizität“ eine Feindschaft von Strauß gegen den Klassizismus folgern wollte, ginge gewaltig irre. Zu einer solchen Stellungnahme war Strauß viel zu viel Historiker. Nachdem er sich von der Schwierigkeit, zu Goethes hundertstem Geburtstag einen Artikel zu schreiben, hatte zurückschrecken lassen — „dieser Stoff ist mir zu groß oder zu nah, wahrscheinlich beides“ —, ging er nach Vollendung seines „Hutten“ und vergeblichem Abmühen an einer Lutherbiographie daran, „Deutsche Dichterleben von Klopstock bis Schiller“ auszuarbeiten. In Briefen an Käferle und Vischer (14. Januar und 9. Februar 1858, entwickelte er die Grundidee dieser geplanten Vitae Poëtarum Germanorum. Gerade von der Höhe des Humanisten- und Reformationszeitalters, auf die ihn Hutten geführt habe, sei der Ausblick auf jene Blütezeit der deutschen Litteratur besonders interessant. „Die klassische Litteratur der Deutschen ist die Tochter des Humanismus und der Reformation. Unsere klassischen Schriftsteller sind ohne Ausnahme Protestanten, wie der Protestantismus selbst germanisiertes Christentum ist. Ebenso waren sie jedoch ohne Ausnahme humanistisch gebildet. Aber der Humanismus war deutsch geworden. Klopstock dichtete seine Messiade nicht mehr lateinisch, wie Frischlin die Hebräis. Eine entsprechende Umwandlung war aber andrerseits in dem Protestantismus vorgegangen: er war oder wurde doch in unseren klassischen Dichtern immer mehr zum freien Humanismus. Trägt auch Klopstock noch stark die konfessionelle Farbe, so streift sie in Wieland und Lessing sich ab, Herder macht die Humanität zum Losungswort, und Goethe und Schiller stehen und bauen auf diesem freien Boden weiter. Die Aufhebung der Transzendenz, erst in schlechter Art bei Wieland, dann als volle Sättigung bei Goethe, bis die eingesogene in Schiller praktisch überquillt, das ist der dialektische Prozeß und das schließliche Fabula docet einer solchen Poetengeschichte.“

Wir müssen beschämt gestehen, daß auch heute noch keine unserer Litteraturgeschichten diese großen Gesichtspunkte genügend im Auge behalten hat. Daß Strauß bei dieser Gesamtanschauung Gervinus' „Geschichte der deutschen Dichtung“ hochstellte, ja in jedem

Angriffe auf dies Werk eine Selbstverurteilung des geringschätzigen Tadlers sah, verdient eigene Erwähnung. Von einer Parteinahme gegen die klassische Richtung kann nach dem Gesagten bei Strauß natürlich keine Rede sein. „Wie nun alles Leben ein Pulsieren ist, ein Pendelschwung, der das Zentrum bald rechts bald links zur Seite läßt, so ist es merkwürdig, wie die deutsche Litteratur, wenn wir den Protestantismus als ihren Vater, die humanistische Richtung als ihre Mutter betrachten, in ihren Hauptvertretern abwechselnd die Ähnlichkeit bald mit dem Vater bald mit der Mutter vorschlagen läßt. Dem Vater wie aus dem Gesichte geschnitten ist gleich anfangs Klopstock, während Wieland ebenso bestimmt in die mütterliche Familie sieht; eine Ausgleichung erfolgt in Lessing und Herder, aus der aber sogleich wieder Goethe und Schiller mit den deutlichen Zügen von Erasmus und Luther hervortreten." Es gelte nur eben die Vermittlung ausfindig zu machen, „durch welche mittelst einer Reihe von = und wieder = Luthers Gesetz und Evangelium in Kants kategorischem Imperativ und Schillers ästhetischer Erziehung des Menschengeschlechts ausmündet." Erinnerte ihn doch selbst äußerlich Huttens lebendige, deutliche Handschrift an Schillers Hand. Andrerseits zog er auch gerne Parallelen zwischen den Klassikern deutscher Dichtung und Musik. Mit Haydn habe Wieland nicht blos die heitere Gesundheit gemein, sondern auch das Verdienst neben einem heraufgewachsenen Größeren, Mozart und Goethe, anerkennend und heiter lernend weiter zu produzieren. Dagegen regte sich bei Strauß in den fünfziger Jahren wiederholt der Wunsch, der Shakspeareolatrie entgegenzutreten mit, wie er es launig ausdrückte, einer Dissertation: Poetarum, qui exeunte seculo XVIII in Germania floruerunt classicorum contra Shakespearium ejusque admiratores nimios vindiciae. Wenn Schiller am Makbeth manches verdorben hätte, so habe seine Bearbeitung doch gewiß auch manches gebessert. Aus „Iphigenie" und „Hermann und Dorothea" aber müsse man erkennen, daß Goethe „einen höheren Entwickelungspunkt der Menschheit bezeichnet als Shakspeare". Er habe eine Sphäre, wo er Herr sei und Shakspeare nicht hin könne, drum sei er der Unsere, in einem Sinn, wie es Shakspeare durchaus nicht wäre, noch zu sein vermöge.

Mit Aufmerksamkeit verfolgte Strauß wichtigere Erscheinungen der Goethelitteratur. Rosenkranz' Vorlesungen „Goethe und seine Werke" (1847) fand er ein merkwürdiges Gemisch von feinen Bemerkungen und unausrottbarer Scholastik, bei Schäfer (1851) störte ihn der Wettkampf mit „Dichtung und Wahrheit", freilich für jeden Goethebiographen eine gefahrdrohende Charybdis, als Hauptmißgriff, und das Lob von Lewes (1855) ärgerte ihn als „echt deutsches Gerede". Dagegen folgte er den einzelnen Arbeiten seines Freundes Adolf Schöll mit freudiger Teilnahme und trieb ihn an, doch die Goethebiographie selbst auszuführen. Er ließ sich von dem kundigen Führer nicht blos an den Weimarischen Stätten geleiten, die ihm in der Folge sich besonders durch die Lesung von Knebels Nachlaß anschaulich belebten, sondern unternahm im Mai 1852 auch mit Schöll einen Ausflug auf den Gickelhahn, wo er die Freude hatte, zuerst ein von Goethe in den Felsen eingehauenes S (Stein) zu entdecken. Im Juli ging er dann in Wetzlar und Garbenheim den Werther-Erinnerungen nach. Hier konnte er sich ganz dem Geiste Goethes hingeben, während er das Jahr vorher in Venedig sich mehr durch das dunklere Kolorit von Platens venetianischen Sonetten als durch Goethes venetianische Epigramme ergriffen fühlte, freilich auch, weil ihm selbst jenes Behagen fremd war, „das in jenen Goetheschen, für sich so werten Gedichten sich so köstlich ausspricht". Als Strauß in den sechziger Jahren selber den Naturwissenschaften näher trat, wurde ihm immer klarer, wie Goethes Religion in seinen Naturstudien bestand und er nach dieser Seite ein sehr religiöser Mensch gewesen sei. Es ergänzte sich ihm so das Bild, das er schon in einem Briefe an Rapp vom 4. Februar 1853 von Goethes Entwickelung, oder wie er sich ausdrückte, von der Goethischen Grundidee entworfen hatte. Die Briefskizze bietet eine Art Ersatz für den nicht zu Stande gekommenen Goetheband der Straußischen Lebensläufe deutscher Dichter und darf als eine der geistvollsten Zeichnungen von Goethes Entwickelungsgang den Hehnischen Aufsätzen angereiht werden.

Wenn David Friedrich Strauß die ästhetische Bildung und im Besonderen die Vertrautheit mit Goethes Werken als wesentlichen Teil seiner Lebensauffassung forderte, so war sein in politischen

und Goethefragen vielfach anders denkender Freund, der Ästhetiker Friedrich Theodor Vischer, durch sein Fachstudium wie durch Neigung zu fortwährender Beschäftigung mit Goethes und Schillers Werken veranlaßt. Die ablehnende Haltung, welche er jederzeit gegen den zweiten Teil von Goethes „Faust" einnahm, ist bedauerlich, darf aber nicht den Dank mindern für die reiche Förderung, welche er durch zahlreiche Arbeiten dem tiefern Verständnis Schillers und Goethes erwiesen hat. Schon 1866 hat Vischer die öffentliche Selbstkritik an seinem gewaltigen Hauptwerk, der „Ästhetik" (1846—1857), begonnen, aber die geplante Umarbeitung ist trotzdem nicht mehr ausgeführt worden. Bei dieser Sachlage gewinnen Vischers akademische Vorlesungen „Zur Einführung in die Ästhetik" besondere Bedeutung, und das sonst berechtigte, von Vischer selbst wiederholt geäußerte Bedenken gegen die Drucklegung der nur für den mündlichen Vortrag bestimmten Erörterungen mußte zurücktreten. Fast gleichzeitig sind so nach den eigenhändigen Notizen und nach Niederschriften von Zuhörern die Vorlesungen des Schule machenden Lehrers der Ästhetik und jene des Geschichtsschreibers der „Entstehung der neueren Ästhetik", die Vorlesungen Vischers und Heinrichs von Stein aus ihrem Nachlaß herausgegeben worden. Eine so sorgfältige Bearbeitung wie Robert Vischer sie den Vorlesungen seines Vaters zu teil werden ließ, um ein einheitlich geschlossenes Ganzes herzustellen[16]) (nur S. 205 unten hat sich ein Satz eingeschlichen, den Vischer schwerlich so gesprochen haben wird), ist bei Steins Vorlesungen nicht erfolgt oder vielleicht auch nicht möglich gewesen. Zudem sind gerade die Goethe und Schiller gewidmeten Teile seiner ästhetischen Vorlesungen als „Beiträge zur Ästhetik der deutschen Klassiker" bereits 1893 gesondert veröffentlicht worden (vgl. IX, 397). Zu jenem gehaltvollen Büchlein, dem wirklich die weiteste Verbreitung zu wünschen wäre, bringen die „Vorlesungen über Ästhetik"[17]) nur wenig nachträgliche Bemerkungen für Goethe und

---

[16]) Vorträge von Friedrich Theodor Vischer. Für das deutsche Volk herausgegeben von Robert Vischer. Erste Reihe: Das Schöne und die Kunst. Stuttgart 1898 (Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger).

[17]) Nach vorhandenen Aufzeichnungen bearbeitet. Stuttgart 1897 (Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger).

Schiller. Am bedeutendsten erscheint dabei die Entwickelung des Satzes (§ 7) „Natureindrücke beruhen auf einem der Natur mit dem Menschen Gemeinsamen“, denn sie gestaltet sich, vielleicht ohne Steins Absicht, zum Beweise, mit welch wunderbar ästhetischem Feingefühl Schiller seine Elegie „Spaziergang“ ausgeführt hat. Stark wird von Stein Platos Einfluß auf Schillers ästhetische Anschauung betont, selbst den Gegensatz von Form- und Stofftrieb will er auf das Gleichnis der menschlichen Triebe als zweier widerstrebender Pferde im „Phädrus“ zurückführen. Andrerseits betont er, daß es sich bei Schiller nicht um Ableitung von Regeln und Formen aus Plato handle: „Die Denkweise Platons selbst wird übernommen, Platons Philosophie und mit ihr die Antike werden zu einem deutschen Geisteserlebnis.“ Es ist eine feinsinnige Beobachtung, wenn Stein die tiefe lebenslange Einwirkung Winckelmanns auf Goethe auch von dem erschütternden Eindruck ableitet, den Winckelmanns plötzlicher Tod auf den Leipziger Schüler Ösers machte. Denkt man zurück an den Streit der Schweizer- und Gottschedianer über die Zulässigkeit und das Wesen des Wunderbaren in der Poesie, so freut man sich doppelt über Steins schönen Ausspruch: „Das poetisch Wunderbare sind die Wunder der Seele, so im ‚Wilhelm Meister‘ der herrliche geistige Abgrund Mignons und des Harfenspielers“. Das Bezeichnende für die gemeinsame ästhetische Tendenz Goethes und Schillers erblickt er in ihrem Persönlichen, Ursprünglichen. „Ihnen ist Weltanschauung nicht ein philosophisches System, sondern die Summe der Erlebnisse. Sie bringen in ihren Dichtungen Weltanschauung zum Ausdruck. Dieser Grundzug ihres poetischen Schaffens kehrt auch in ihren ästhetischen Lehren als leitender Gedanke wieder.“ Stein steht also in ästhetischen Grundfragen im entschiedensten Gegensatz zu Lipps, der („Der Streit über die Tragödie“) nichts von dem Suchen nach einer Weltanschauung des Dichters in seinen einzelnen Werken wissen will. Aber gerade bei Steins Betonung der Persönlichkeit muß es wundernehmen, von ihm das Urteil zu hören: „Nur das vorzeitige Abreißen seines Geschicks trägt die Schuld davon, daß Heinrich von Kleist nicht Schillers Stelle einnahm.“ Der Schöpfer des „Prinzen von Homburg“ hätte gewiß noch eine Reihe von Dichtungen schaffen können,

die dramatisch manche Vorzüge vor den Schillerischen ausgebildet hätten. Aber Kleist, wie er einmal als scharf ausgeprägte Persönlichkeit sich in allen seinen Werken widerspiegelt, hätte niemals und auch unter den günstigsten Umständen nicht „Schillers Stelle“ einnehmen, d. h. Schillers Persönlichkeit und Weltanschauung in der Geschichte des deutschen Dramas ersetzen können. Treffend dagegen bestimmt Stein das Verhältnis der Romantiker, Hardenbergs, der unter dem Einfluß der Persönlichkeit Schillers und der Werke Goethes stünde, der Brüder Schlegel und Jean Pauls zu den beiden Klassikern. Der auf Schelling fußende August Wilhelm Schlegel fasse zwar die Natur im Sinne Goethes als ein lebendiges Ganzes[18]) auf, sein Begriff des Unendlichen schlage aber trotz Anknüpfung an Schillers Lehre „eine von dieser lebensvollen Auffassung abweichende Richtung ein. Für Schiller war das Unendliche ästhetisch bedeutsam als das Reich, in dem wir frei sind von der Angst des Irdischen, es war gleichbedeutend mit der unbegrenzten Bestimmbarkeit, in der er das Wesen des ästhetischen Zustandes erblickte. Schlegel dagegen faßt es als das unbestimmt Unendliche und bildet den Begriff in ähnlich scholastischer Weise aus, wie die Ästhetiker des achtzehnten Jahrhunderts den Begriff der Vollkommenheit. So beginnt in der Romantik eine Entartung der klassischen Denkweise.“

Wenn Stein in Goethe-Schillers Dichtungen den Ausdruck ihrer Weltanschauung findet, so erklärt Vischer, die Vergleichung ihres Dichterwerts müsse von der Frage ausgehen:

---

[18]) Fast mit den gleichen Worten wird dies auch in einer Anmerkung (S. 20) von Nikolaus M. Pichtos' Schrift „Die Ästhetik A. W. von Schlegels in ihrer geschichtlichen Entwickelung“ Berlin 1894 (E. Vogels Verlag in Kommission) gesagt. Pichtos sucht wiederholt Hayms Angaben über das Verhältnis Schlegels zu Schiller entgegenzutreten. Zur Kennzeichnung des Pichtos'schen Machwerks, das nur aus völlig unselbständigen, ungeschickten Auszügen aus einem Teile von Schlegels Werken besteht, genügt der Hinweis auf seine Klage S. 31, daß Schlegels Berliner Vorlesungen leider ungedruckt und ihm daher unzugänglich seien. Als der Verfasser einer Monographie über Schlegels Ästhetik dies schrieb, lag Minors dreibändige Ausgabe jener Vorlesungen über die Kunstlehre bereits ein volles Jahrzehnt in Seufferts „Deutschen Litteraturdenkmalen“ vor!

„Wie hat jeder von beiden seine Art von Weltanschauung vergegenwärtigt? Wie hat er vermocht, sein Ideal in das Bild der Vielfältigkeit des Lebens auseinanderzulegen und so vor die innere Anschauung zu führen, daß wir genötigt sind, zu sehen, wie er sieht? Wie viel Genie ist auf der einen, wie viel auf der andern Seite?" Das hohe Denken und Suchen nach dem Idealen mache noch ebensowenig wie die moralischen Eigenschaften den Dichter aus (S. 41), obwohl die großen Dichter immer ethische Wucht hatten. „Wir werden nicht die Pedanten sein, dem Künstler die Stürme des Lebens nachzurechnen, aber im Großen muß er ein Charakter gewesen sein" (S. 171). Im Drama habe Schiller mehr Gewalt; in Charakteristik, Ausdruck von Stimmungen, im Lyrischen stehe er weit hinter Goethe zurück, was übrigens Schiller selbst in drastischer Weise ausgesprochen hat. Goethes Eigenart charakterisiert Vischer des weiteren, indem er (S. 50) sein offenes Schauen in Italien mit Herders moralisierender Betrachtung vergleicht. Die Erwähnung der einzelnen Werke in Vischers Vorlesungen hängt natürlich mit den in beiden Teilen („Über die allgemeinen ästhetischen Begriffe" — „Die Kunst überhaupt") erörterten ästhetischen Fragen aufs innigste zusammen, deren Besprechung nicht in den Rahmen dieser Übersichten gehört. Nur einzelne für die Goethe-Schiller-Litteratur unmittelbar verwendbare Äußerungen darf ich herauslösen. So verweist Vischer (S. 44) auf die beliebten Vergleichungen zwischen Frau von Stein und Iphigenie, um ähnlich, wie es neuerdings von Wilamowitz geschehen ist, vor der Vermengung solcher biographischen Erklärung mit dem ästhetischen Urteil zu warnen. Auch Vischer weist bei „Werther" und „Tasso" auf die persönlichen Momente hin, aber die Frage, „ob das Dargestellte wirklich geschehen ist oder nicht" dürfe einem Kunstwerk gegenüber nur nebenher gestellt werden. Ein wichtigstes Mittel der Kunst sieht Vischer im Kontrast, und gerade hierfür findet er in Goethes Werken die besten Beispiele: Egmont und Oranien gegenüber König Philipp und Alba, Tasso und Antonio, Faust und Mephistopheles, Martha und Gretchen, aber auch Schillers Posa und Karlos. Dieser Kontrast kann aus der Sphäre des Komischen, der z. B. die beiden Goethischen Paare in der Gartenszene des „Faust" angehören,

durch die furchtbaren Leiden und Seelenkämpfe der Kerkerszene ins Erhabene gesteigert werden. Es ist ganz natürlich, daß der Ästhetiker Vischer besondern Nachdruck auf Schillers ästhetische Abhandlungen legt. Es paßt durchaus auf Schillers Entwickelungsgang, wenn Vischer vom ausübenden Künstler fordert: „Er soll über das Schöne nicht nachdenken, sondern nachgedacht haben. Das wird ihm bei seinem Schaffen wenigstens negativ dienlich sein, wird ihn vor Fehlschritten bewahren." Schillers theoretische Studien (Nachdenken) gingen seiner Wiederausübung der Kunst voran. Schillers Ausruf, der Poet sei der ganze, der Philosoph immer nur der halbe Mensch, will aber Vischer trotz der eigenen künstlerischen Ader nicht gelten lassen. Er meint (S. 166) gegen die Weltanschauung eines großen Philosophen bleibe ein klassisches Kunstgebilde doch zurück, der geniale Denker überrage den genialen Künstler, die Philosophie als Gesamtthätigkeit stehe höher als die Kunstwelt, weil sie die Kraft habe, der Kunst in ihr Geheimnis zu blicken. Gegen diese Abschätzung Vischers wird sich doch manches zur Verteidigung des Schillerischen Satzes einwenden lassen. Das tiefste Geheimnis der Kunst enträtselt keine Ästhetik und Philosophie, denn es liegt in der Tiefe der großen Persönlichkeit, und die unmittelbare Wirkung, die von Dichtungen wie „Faust" und „Wallenstein" auf Millionen ausgeht, darf ihre Schöpfer doch mit stolzerem Selbstgefühl erfüllen als die Zirkel, welche der Weise in stillem Gemache aussinnt. An dieses Gefühl der Schaffensfreude, des vollen Erfassens, was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, in der eigenen Brust, hat Schiller aber doch bei seinem Ausruf gedacht, als er aus dem Kreis der Spekulation auf dürrer Heide wieder auf die „schöne grüne Weide" der Dichtung übertrat.

Ganz von Schiller dagegen erscheint Vischer abhängig bei seiner Erörterung des Verhältnisses vom Guten zum Schönen (S. 168). Aus dem Widerstreit von Pflicht und Sinnlichkeit sollen wir nicht auf den Standpunkt ethischer Strenge uns flüchten, sondern auf einer Höhe ankommen, „wo die Sinnlichkeit so erzogen ist, daß sie diesen Pflichten von selbst sich fügt, auf einer Höhe, wo das Gute zur Neigung wird, Sittengesetz und natürliche Lust übereinstimmen". Das entspricht genau den Ideen, wie sie Schiller im

Gegensatz zu Kant in „Anmut und Würde“, den Ästhetischen Briefen, „Ideal und Leben“ entwickelt. Die erstere „berühmte inhaltvolle Schrift“ wird von Vischer am meisten herangezogen (S. 192), wenn er auch meint, daß Schiller darin die Würde besser geschildert habe als die Anmut, bei der er zu viel moralisiere. Eine Vereinigung des Anmutigen und Hochedlen sieht Vischer in dem ganzen Wesen und Thun der Goethischen Iphigenie; mir will es nicht zulässig erscheinen, auf diese hohe Gestalt das Wort „anmutig“ anzuwenden. Dagegen finde ich es ganz ausgezeichnet, wie Vischer „Hermann und Dorothea“ heranzieht, um anschaulich zu machen, wie Einfachheit immer ein Zug von Stilgroßheit in der Poesie sei (S. 271). Und ebenso findet Vischer in dem Soldatengenrebild von „Wallensteins Lager“ historische Größe. Aus der grundnaiven Roheit dieser Soldaten wächst der erste Pappenheimer Kürassier in die Sphäre der Tragödie hinauf. Wallenstein selbst gehe wie ein Geist mitten durch die Soldaten hindurch. „Stil ist ideale Großheit der Auffassung in technischer Gewöhnung.“ Wie hier wieder die künstlerische Phantasie den Stoff gestalten muß, dafür wählt Vischer (S. 215) als Beispiel die Entstehung von Schillers „Tell“. Die ganze Wärme seines für die Menschenrechte glühenden Geistes, sein eigenes Inneres muß Schiller in die Geschichte der Chronik, die Natur- und Reisebeschreibungen hineingießen. „Der Künstler hat in sich das Organ, wodurch die Strahlen des in der Welt zerstreuten Vollkommenen nach einem Punkt in Raum und Zeit, nach einem Bild geworfen werden, so daß es ideal erscheint.“ Es ist Aufgabe der künstlerischen Phantasie, die großen Geistesfaktoren darzustellen. So sei „das Streben ins Unendliche und Maßlose, die Überhebung des Menschengeistes über seine Schranken“ die Idee des Goethischen Faust. „Die Idee von Schillers Wallenstein ist zu bestimmen als die ὕβρις, als Überhebung des Feldherrngenies, das seine Machtvollkommenheit bis zum Verrat ausdehnt, die Idee von Goethes Egmont als die Poesie der schönen, freien Lebensstimmung mit der in ihrem unvorsichtigen Leichtsinn liegenden Gefahr, die Idee von Goethes Tasso als der Konflikt des Phantasiemenschen mit den Forderungen der Konvention und des Maßes.“ Merkwürdig, daß Vischer bei der „Jungfrau von Orleans“ nicht

nach diesem Zusammenhang der einzelnen Teile mit der Idee des Stückes forschte, sondern in den Montgomeryszenen nur die willkürliche Nachdichtung einer homerischen Szene erblickte, die in ihrer antiken Stilisierung den einheitlichen Charakter des mittelalterlichen, mystischen Heiligenbildes schädige (S. 276). Als Beispiel einer nicht naturalistisch wahren und doch im höchsten Grade wahren Stilisierung und Idealisierung führt Fischer die Danneckersche Kolossalbüste Schillers an.

Im Hinblick auf Strzygowskis Kritik des Goethischen Aufsatzes über Leonardo da Vincis Abendmahl im 17. Bande des Goethejahrbuchs (vgl. Berichte XIII, 186) verdient es eigens erwähnt zu werden, daß Vischer bei Schilderung „jenes mustergiltigen Bildes" sich vollständig an Goethes Auslegung anschließt (S. 136), wie dies ja im neuesten Bande des Goethejahrbuchs auch Paul Weizsäcker unter Zurückweisung von Strzygowskis Behauptungen gethan hat. Unerwähnt in der Goethelitteratur ist es, glaube ich, bis jetzt geblieben, daß ein Archäologe von Brunns Ansehen Goethes Aufsatz über die Laokoongruppe in den Propyläen nicht blos als einen „Glanzpunkt der Laokoon-Litteratur" bezeichnet, sondern auch Goethes Deutung zugestimmt hat. Das Urteil Brunns hat Sulger-Gebing angeführt in seiner kenntnisreichen und unparteiischen Darstellung der Kunstansichten der Brüder Schlegel [19]). Den Gegensatz der Kunstanschauungen der Weimarer Kunstfreunde und der beiden romantischen Führer setzt Sulger-Gebing dabei mit Recht als bekannt voraus; trotzdem schweift der Blick wiederholt auf die Stellung Goethes hinüber. Im „Athenäum" hat A. W. Schlegel noch gerühmt, daß Goethe einer der wenigen großen Dichter sei, welche auch Sinn für bildende Kunst besäßen. Der Ausgangspunkt für Friedrich Schlegels ganze Kunstbetrachtung war Winckelmann gewesen, aber die Verehrung des hohen Führers zur Kunst des Altertums blieb Goethe mit den Brüdern nicht lange gemeinsam.

---

[19]) Die Brüder A. W. und Fr. Schlegel in ihrem Verhältnisse zur bildenden Kunst dargestellt. Mit ungedruckten Briefen und Aufsätzen A. W. Schlegels. Dritter Band der Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte, herausgegeben von Franz Muncker. München 1897 (Karl Haushalter, Verlagsbuchhandlung).

Goethe zwar hält rücksichtsvoll einen für die „Propyläen" bestimmten Aufsatz „Über die Flaxmannischen Gemälde" zurück, um Schlegels begeisterter Anpreisung von Flaxmanns Umrissen im „Athenäum" nicht entgegenzutreten, da er nach Sulger-Gebings Feststellung diese Kupfer selber durch Schlegels Vermittelung Ende März 1799 kennen gelernt hatte. Erst im 47. Bande der Weimarischen Ausgabe ist Goethes Kritik Flaxmanns, dieses „Abgotts aller Dilettanten", gedruckt worden. Sulger-Gebing ist so in der Lage, Goethes und Schlegels Aufsatz über denselben Gegenstand zu vergleichen. Goethe urteile einzig vom künstlerischen Standpunkt aus, Schlegel zeige sich in dilettantischer Art von den ihn besonders anziehenden Stoffen abhängig, sei wortreich und überschwänglich, wo Goethe in objektiver Ruhe und Klarheit kurz charakterisiere. Diesen Gegensatz von Schlegels gesuchter und Goethes schlichter Redeweise beleuchtet Sulger-Gebing auch an einem einzelnen Beispiel, der Übersetzung von Diderots Satz: „l'arc-en-ciel est en peinture ce que la basse fondation est en musique". Das lautet bei Goethe einfach: „Der Regenbogen ist in der Malerei, was der Grundbaß in der Musik ist"; bei Schlegel nennt Diderot den Regenbogen den Generalbaß der Koloristen. Wenn Goethe jedoch über jene Berliner Vorlesungen A. W. Schlegels Bericht empfing, so hat er sich jedenfalls gefreut über die Parteinahme des Redners für seine und gegen Newtons Farbenlehre, die im Zusammenhang mit diesem Diderotschen Ausspruch zur Sprache kam.

Da so oft von der Nutzlosigkeit der weimarischen Bemühungen für die ausübenden Künstler gesprochen wird, so verlohnt es sich, eigens auf den von Sulger-Gebing zum erstenmal veröffentlichten Brief des Bildhauers Friedrich Tieck an A. W. Schlegel aufmerksam zu machen. Tieck meldet dem Freunde, daß die Beschreibung von Davids Gemälde, Versöhnung der kämpfenden Römer und Sabiner, von Karoline von Humboldt stamme. Die Einleitung dazu, welche bis jetzt von keiner Goetheausgabe berücksichtigt wurde, hält Sulger-Gebing (S. 114) für eine gemeinsame Arbeit von Meyer und Goethe. Der Bildhauer Tieck hat sie als eine Arbeit Goethes bewundert. Alles, was darin gesagt sei, „ist im strengsten Verstande wahr, und das neue Bild der beste Beweis davon. So lange

Goethe schreibt, ist es ganz überflüssig, etwas über Kunst zu schreiben". Als August Wilhelm Schlegel 1812 bei Besprechung der Winckelmann-Ausgabe in den Heidelberger-, Friedrich 1819 in den Wiener-Jahrbüchern in dem Aufsatz über die römische Kunstausstellung ihre Polemik gegen Goethe und Meyer spielen ließen, hüteten sie sich doch, Goethe dabei ausdrücklich zu nennen. Sulger-Gebing hat diese wenig erquicklichen späteren Arbeiten der Brüder ebenso wie die an Ideen reicheren ihrer Sturm- und Drangzeit klar und scharf charakterisiert, so daß seine Schrift als ein schätzenswerter Beitrag zu der ganzen Geschichte des Streites der klassizistischen und romantischen Kunstrichtung erscheint, an dem Goethe von den „Propyläen" bis zu „Kunst und Altertum" sich ja so lebhaft beteiligt hat. Der Vorwurf, daß er dabei „einseitig gegen die Maler-Romantiker wetterte", wie ihn Karl Busse in seiner Studie über „Novalis' Lyrik"[20]) erhebt, entspringt selber einer einseitigen Anschauung und durchaus ungenügender Sachkenntnis. Busse stellt (S. 86) die unerweisbare Behauptung auf, die deutsche Romantik sei zu einem Teil an Goethe zu Grunde gegangen. So fest und treu sie trotz unendlich viel verwandter Züge die Opposition gegen Schiller aufrecht erhalten habe, so wurde sie durch die Zeitverhältnisse doch „zu der gleichen Entwickelung getrieben, wie Goethe und Schiller sie leider genommen hatten" (S. 47). Die Ansicht, daß Goethe und Schiller durch die Einwirkung der Antike und des Klassizismus zu ihrem und unserm Schaden von der nationalen und realistischen Art des „Götz" und der „Luise Millerin" zu „Pandora" und der „Jungfrau von Orleans" abgefallen seien, hat in neuerer Zeit ja viele Vertreter gefunden; ich brauche nur an Weitbrechts Buch „Diesseits von Weimar" (vgl. X, 170) zu erinnern. Im Grunde sympathisierte auch ein Mann wie Fr. Th. Vischer mit dieser Auffassung. Etwas ganz andres aber ist Busses feindselige Stellung gegen Schiller. Es ist ja immer lehrreich, statt des trocknen Litterarhistorikers einen selbstschaffenden Poeten über Dichter und Dichtung reden zu hören. Ob die eigene lyrische Begabung Karl Busses ihn zum eindringenden Mitgefühl von Goethes Lyrik befähigt, erscheint allerdings trotz mancher guten Be-

[20]) Oppeln 1898 (Georg Maske, Verlag).

merkungen über Novalis sehr fraglich. Und für Schillers menschliche und dichterische Individualität fehlt Busse offenbar jedes Verständnis. Wohl bringt er für die Beziehungen zwischen einzelnen Schillerischen und Hardenbergischen Gedichten, z. B. Schillers „Punschlied“ und Novalis' berühmtem Weinlied, den „Göttern Griechenlands“ und der fünften Hymne an die Nacht einzelne nebensächliche Züge bei. Allein er erneuert auch, was man doch kaum für möglich halten sollte, das plumpe Mißverständnis der ersten Berliner Leser von „Ideal und Leben“, die, durch den ursprünglichen Titel „Das Reich der Schatten“ irregeführt, darin den Zustand nach dem Tode geschildert glaubten (W. v. Humboldt 15. November 1795 an Schiller). Busse zählt das Gedicht dem Besten von Schillers „versifizierter Religionsphilosophie“ bei, wirft ihm aber zugleich Widerspruch zwischen Stoff und Form vor. Durch den Prunkmantel dieser königlichen Sprache fühle man hier und da allzudeutlich das spitze Knochengerüst der Logik hindurch. „Das dämmernde Totenreich ist zu hart und gradlinig gezeichnet“ (S. 91). Wer so lächerlich wenig von Schiller weiß, um sein philosophisches Haupt- und Meistergedicht in so unglaublicher Weise zu verkennen, der hat überhaupt keinen Anspruch darauf, mit seinen thöricht-dreisten Angriffen auf Schiller und den weimarischen Klassizismus ernst genommen zu werden.

Die dichterische Größe und geschichtliche Bedeutung von Novalis findet Busse in seinen geistlichen Liedern. In einseitiger, ungeschichtlicher Übertreibung behauptet er: Während die übrigen Romantiker allesamt Schleppenträger Goethes geworden seien, habe Hardenberg sich gegen die ästhetische Entwickelung der Schule gestemmt und habe sich nicht vom festen Boden der christlichen Gemeinde weglocken lassen. Für diese, für das protestantische Volk, habe er die besten seiner geistlichen Lieder gedichtet. Bei Goethe wäre freilich auch er in die Schule gegangen. Und Klingsor, bei dem sein Heinrich von Ofterdingen die Dichtkunst lerne, sei eben Goethe[21]), wenn auch manche seiner Äußerungen ungoethisch lauteten

[21]) Als Vertreter Goethes ist Klingsor in der That in Immermanns Mysterium „Merlin“ eingeführt; vgl. Immermanns Werke in Kürschners „Deutscher Nationallitteratur I, 2, 19.

(S. 86). Allein Novalis habe, während die Romantiker und auch Schiller „immer mehr rettungslos dem Goethischen Banne verfielen", gerade im „Heinrich von Ofterdingen" sich immer mehr von Goethe entfernt. In der That verhält sich der Roman von Novalis, obwohl sein Ursprung stark von „Wilhelm Meisters Lehrjahren" beeinflußt ist, dem von den Romantikern so laut gepriesenen „Meister" gegenüber viel selbständiger als dies z. B. bei Brentanos Jugendroman „Godwi" der Fall ist, in dem „im Einzelnen Menschen und Motive herübergenommen sind".[22]) Die Einwirkungen der Goethischen Lyrik auf die Hardenbergische oder ihr Zusammentreffen sucht Busse an verschiedenen Beispielen nachzuweisen. Er meint, Novalis habe die Form von Goethe überkommen, aber Goethe fremdgebliebene Empfindungskreise poetisch auszumünzen gewußt (S. 128). Das antike Versmaß habe Novalis nur ein einzigesmal („Letzte Liebe"), da aber unter dem unmittelbaren Eindruck von „Hermann und Dorothea" gewählt. Die Vorliebe für Partizipien habe er mit Goethe gemein, ebenso die Sorgfalt in Auswahl charakteristischer Beiworte, die „dem Goethischen Stil erst jene runde Fülle geben, die ihn so einzig macht" (S. 23). In dem „der Empfindung nach ganz ungoethischen Pilgerlied" goethisiere Novalis in der Formgebung. „Dieses luftige Schweben der Verse, die gleichmäßige Reinheit der einmal angeschlagenen Stimmung, die völlige Durchdringung alles Bildlichen durch die Empfindung", das alles erinnere an Goethes Art im Mignonliede („So laßt mich scheinen bis ich werde"). Da zeige Novalis „die wundervolle Leichtigkeit Goethischer Diktion, dieses stille Sich-Wiegen wie auf ruhigen Flügeln, Plastik, Grazie, Schalkhaftigkeit." Man nimmt gerne diese dichterische Charakteristik der Dichtung an. Weniger glücklich ist Busse, wenn er als Motivjäger ausziehend von einer Ähnlichkeit in Mephistopheles' Versen über das Licht (V. 1349 f.)

[22]) Alfred Kerr, Godwi. Ein Kapitel deutscher Romantik. Berlin 1898 (Verlag von Georg Bondi). Kerr deutet (S. 43) auch auf ein anderweitiges Zusammentreffen des Brentanoschen Romans mit Goethe hin. Die Gräfin von G. des Romans ist ein Porträt der mit Klemens und Bettina befreundeten Madame de Gachet, die das Urbild zu Goethes „Natürlicher Tochter" gewesen sein soll. Vgl. übrigens X, 444.

und Novalis' Worten über das Licht in den ersten Hymnen an die Nacht spricht.

Auf ein Zusammentreffen zwischen Novalis und Goethe weist übrigens auch Alexander Ehrenfeld hin in seinen „Studien zur Theorie des Reims"[23]), in deren Einleitung Goethes Praxis bezeichnet wird als „die Offenbarung, welche die Romantiker zur Grundlage ihrer Theorien machten", während andrerseits Goethe die trüben Ideen Herders abgeklärt habe. Herder und Karl Philipp Moritz, „Goethes Freund und Berater in metrischen Dingen", erscheinen nach Ehrenfeld als Vorläufer der Ansichten über das Verhältnis von Reim und Gedanken, die Goethe in den „Noten und Abhandlungen zum westöstlichen Divan" aussprach. Ehrenfeld hat der Erörterung dieser Ansichten Goethes ein eignes Kapitel gewidmet, das sich allerdings ebenso wie die ganze Studie nicht eben durch Klarheit auszeichnet. Daß nicht blos die „Noten", sondern auch die Verse des westöstlichen Divans für die Ausbildung des deutschen Reims, die Anwendung reicher Reime, wichtig geworden sind, bemerkt Friedrich Kaufmann in seiner knapp aber auch klar gefaßten „Deutschen Metrik",[24]) in der freilich bei den einzelnen Versarten eine stärkere Heranziehung Goethes und Schillers nach Minors löblichem Vorgang stattfinden durfte. Vischer sagt in seinen Vorlesungen, ein Dichter, der das Metrum vernachlässige, könne nicht klassisch werden, zeigt aber zugleich an je einem Beispiele aus der „Braut von Messina"- und dem „Wilhelm Tell" (V. 1901 und 2793), wie durch eine beabsichtigte Unregelmäßigkeit im Metrum das entscheidende Wort eine besondere Wichtigkeit erhält. Diese metrischen Freiheiten und Feinheiten in Schillers Blankversen sind eingehender untersucht in dem Anhange, den Ludwig Bellermann in seinem vortrefflichen Buche „Schillers Dramen"[25]) seiner Besprechung der Wallensteindichtung folgen läßt.

[23]) Erster Teil. Zürich 1897 (B. Spindel, akademische Verlagsbuchhandlung).

[24]) Nach ihrer geschichtlichen Entwicklung. Neue Bearbeitung der aus dem Nachlaß Vilmars von Grein herausgegebenen, deutschen Verskunst. Marburg i. H. 1897 (N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung).

[25]) Beiträge zu ihrem Verständnis. Erster und zweiter Teil. Zweite Auflage. Berlin 1898 (Weidmannsche Buchhandlung).

In etwa dreißig Versen des „Wallenstein" gebrauche Schiller die doppelte Senkung (Anapäst) im Jambus. Später sei eine bestimmte Ausbildung dieses Mittels, das Lessing gar nicht und Goethe nur ganz vereinzelt angewandt hatte, erkennbar. Der Gebrauch wird dabei von Schiller jedoch auf den ersten Fuß eingeschränkt, wo er „dem Verse jedesmal eine große Lebhaftigkeit der Bewegung giebt". Bellermann hat sich auch die weitere Mühe gegeben, das Verhältnis der kürzeren und der längeren Zeilen zu den Blankversen in Schillers Dramen festzustellen. In den ersten 3184 Versen des „Don Karlos" in der „Thalia" finden sich nur zwei Sechsfüßler, in den 956 Versen des vierten Bruchstücks vier; in den beiden letzten Akten dagegen trifft schon auf 61 Verse ein Sechsfüßler. Schiller habe also, so lange er mit dem Gebrauch des Blankverses noch wenig vertraut war, die Füße genau abgezählt, dann wurde er sorgloser, und vom „Wallenstein" hat Bellermann bereits den Eindruck, „als hielte Schiller Abweichungen vom strengen Maße für unerheblich, wo nicht gar für ein Mittel, die Ungezwungenheit des Ausdrucks zu erhöhen". Die „Pikkolomini" und „Wallensteins Tod" enthalten zusammen 168 Sechsfüßler (eingerechnet zwei Siebenfüßler), also etwa je einen auf 39 Verse. In „Maria Stuart" kommt je auf 43 Blankverse, in der „Jungfrau" auf 57, in der „Braut" auf 81, im „Tell" auf 143 Zeilen ein Sechsfüßler. „Wallenstein" bezeichnet also den Höhepunkt dieser metrischen Freiheit. Zum Vergleiche führt Bellermann an, daß im „Nathan" ein Sechsfüßler auf je 226, in der „Iphigenie" auf 229, im „Tasso" auf 150, in der „natürlichen Tochter" auf je 369 Verse komme. Wie dem Blankvers der Dramen, so wendet Bellermann auch dem Knittelvers von „Wallensteins Lager" seine Aufmerksamkeit zu. Bei Einfügung desselben in ein metrisches Schema würden sich 48 Formen ergeben.

Bellermann hat diese Untersuchungen allerdings schon in der ersten Auflage seines Werkes (1888/91) veröffentlicht, aber die neue Auflage giebt mir erwünschte Gelegenheit noch einzelne Punkte, die damals bei der kurzen Anzeige (VIII, 282) unerwähnt bleiben mußten, jetzt herauszugreifen. Die Zusätze und Änderungen der neuen Auflage sind nicht sehr zahlreich, die Zahl der besprochenen

Einzelstellen erscheint sogar vermindert. In der Einleitung, welche das Wesen des Tragischen erörtert, wird jetzt auch auf Eduard von Hartmann und Volkelt Bezug genommen, wie auch der „Don Karlos“ (I, 286) gegen Volkelts Ausstellungen in Schutz genommen wird. Nicht blos die Theaterbearbeitungen des „Fiesko“ von Plümicke und Reinbeck sind neu herangezogen, sondern auch Dalbergs Versetzung der „Räuber“ ins 16. Jahrhundert erfährt jetzt (S. 92) einen früher nicht ausgesprochenen Tadel. Dagegen vermißt man I, 294, wo die Prosafassung des „Don Karlos“ besprochen wird, eine Erwähnung der jambischen Bearbeitung für das Hamburger Theater, deren im vorangehenden Hefte (S. 202) gedacht ward. Zu den Eigenheiten Bellermanns gehört es, daß er auf Klarstellung der Zeitdauer jeder dramatischen Handlung besondern Nachdruck legt; so weist er denn auch die Einwürfe gegen seine Darstellung des zeitlichen Verlaufs in „Fiesko“ (I, 118) und „Wallenstein“ (II, 24 f.) besonders zurück. In der That wird man den Dichter von einer bedenklichen Verwirrung nur befreien können, wenn man in Wallensteins Vers „Ein starkes Schießen war ja diesen Abend“ das „diesen“ mit Bellermann auf den letzt vorausgegangenen, nicht auf den eben hereinbrechenden Abend bezieht. Auch bezüglich der I, 185 neu eingefügten Verteidigung von Schillers Motivierung des Verhaltens Ferdinands und des Präsidenten ist Bellermann ebenso beizustimmen wie II, 299 seiner Verteidigung der dichterischen Umgestaltung des Schicksals der geschichtlichen Johanna. Ein kleiner Irrtum gegen Geschichte und Dichtung ist dagegen bei Bellermann selbst wiedergekehrt, wenn er Lützen als die „erste große Feldschlacht“ zwischen Gustav Adolf und Wallenstein bezeichnet. Schillers Wallenstein selber hat ebenso wie Questenberg das blutig große Kampfspiel bei Nürnbergs alter Veste als große Feldschlacht angesehen, was es ja trotz Wallensteins Verteidigungsstellung auch wirklich war. Mit welcher bewundernswerten Kunst und Sicherheit Schiller alle wichtigen Momente aus Wallensteins Leben und Kriegen in seiner Dichtung zur Geltung bringt, das kommt einem erst wieder recht voll zum Bewußtsein, wenn man eine geschichtliche Darstellung Wallensteins zur Hand nimmt, wie sie neuerdings Hans Schulz im dritten Bande von Eduard Heyck s

„Monographien zur Weltgeschichte“[26]) geliefert hat. Hatte schon der zweite Band der Sammlung, in dem Erich Marcks „Königin Elisabet von England“ behandelt, die Hauptgestalten der Schillerischen „Maria Stuart“ — außer den beiden Königinnen Leicester, Burleigh, Talbot, Davison — in geschichtlich getreuen Abbildungen vorgeführt, so kann die reiche und beglaubigte Bilderfülle von „Wallenstein und die Zeit des dreißigjährigen Krieges“ geradezu als belebender Anschauungsunterricht für Schillers Wallensteindrama herangezogen werden. Zwar hat sich die Illustration nicht überall in den gebotenen Grenzen gehalten; die Abbildung von Wallensteins Stiefeln kann doch nur komisch wirken. Aber die Porträte von Kriegsführern wie Oktavio, Isolani, Wrangel, die alten Abbildungen von Wallensteins und Terzkys Ermordung, des Rathauses in Eger, des von Wallenstein getragenen astrologischen Amulets sind vor allem bei der Schullektüre des Dramas mit Nutzen heranzuziehen. Das populäre Geschichtswerk selbst liest sich nicht blos wie ein Kommentar zu Schillers Dichtung, sondern nimmt auch überall auf das Drama Bezug. Ja selbst im Ausdruck schließt sich Schulz öfters Schiller an, so gleich auf der ersten Seite, wenn er vom Historiker verlangt: „des Menschen Kern muß aus dem, was von seinem Willen und Handeln auf die Außenwelt wirkt, erschlossen werden“.

Unter den Abbildungen der Heyckischen Monographie befindet sich auch das von Kepler für Wallenstein gestellte Horoskop. In Schillers Tagen war dieses doppelt merkwürdige Stück noch nicht aufgefunden; Schiller hat aber an Stelle der jetzigen Einleitungsszene von „Wallensteins Tod“ ursprünglich das speculum astrologicum eines Paduanischen Philosophus benützt. „Zur Erklärung der astrologischen Ausdrücke“ im Wallenstein hat Bellermann seiner zweiten Auflage eigens ein paar Seiten eingeschaltet. Daß auch Bellermann ausdrücklich betont, die drei Teile „Wallenstein“ dürfe man keineswegs eine Trilogie nennen, will ich eigens hervorheben, weil die irrtümliche Bezeichnung immer wieder auftaucht. Die

[26]) Bielefeld und Leipzig 1897 und 1898 (Verlag von Velhagen & Klasing).

Entstehungsgeschichte des Werkes, wie sie im Schiller-Goethischen Briefwechsel vorliegt, läßt ja klar erkennen, wie spät und aus äußeren Gründen aus dem einen Stücke die anfangs zudem noch anders abgeteilten zehn Akte der „Pikkolomini" und von „Wallensteins Tod" geworden sind. Freilich geht Bellermann im allgemeinen nicht litterargeschichtlich auf die Entstehung der Werke ein. Ihm kommt es darauf an, das Gewordene, wie es der Dichter abgeschlossen hat, dramaturgisch-ästhetisch zu erläutern. Seine Kritik erhält ihr gediegenes Gepräge und ihren besonderen Wert dadurch, daß er überall darauf ausgeht, Schillers künstlerische Absichten zu erkennen und so von dem Standpunkte aus zu urteilen, von welchem aus der Dichter selbst sein Werk gesehen wissen wollte. Kein geringer Teil der Ausstellungen an Schillers Dramen entstammt aber gerade dem Übelstande, daß kritisches Besserwissen ohne Rücksicht auf des Dichters wohl überlegte Absichten nur sucht und tadelt, was mit den eigenen Ansichten übereinstimmt oder ihnen widerspricht. Man braucht nur Bellermanns Zurückweisung einer Herrschaft der Schicksalsidee im „Wallenstein" zu lesen oder seine Zergliederung der „Jungfrau von Orleans" mit alten und neuen Angriffen gegen die „romantische Tragödie" zu vergleichen, um das liebe- und verständnisvolle Eingehen Bellermanns, der dabei keineswegs auf eigene Kritik verzichtet, als das wirkliche sachliche und die Einsicht fördernde Verfahren gegenüber jenem vorurteilsvollen Absprechen zu erkennen, das von einer Parteinahme für oder gegen die klassische Richtung geleitet wird oder, wie Otto Ludwig gethan hat, den Maßstab einseitig von Shakespeare entlehnt.

Die feindliche Stellungnahme Ludwigs gegen Schiller hat Alfred von Berger in seinem Essay „Otto Ludwig und Friedrich Schiller"[27]) in feinsinniger, vertiefender Betrachtung aus dem Krankhaften in Ludwigs Natur abzuleiten gesucht. Ludwigs „Zerdenken seines genialen dichterischen Ich, gegen welches er ankämpfte durch den Versuch, aus Shakespeares unzerdachtem Ich herauszuschaffen" hängt nach Berger eben mit der Zerstörung seines körperlichen

[27]) Studien und Kritiken. Wien 1896 (Verlag der litterarischen Gesellschaft).

Organismus zusammen. Es sei ein dämonisch krankhafter Zug, wie er sein künstlerisches Ich in das Shakespeares zu verwandeln strebte, indem er bis in die feinsten Nervenverzweigungen seiner Werke sich versenkte. Bei Schiller dagegen steigern sich die schöpferischen Thaten mit dem Fortschreiten seiner seit 1792 ihn langsam aber sicher aufreibenden Krankheit. Und bezeichnend für beide Dichter ist nicht blos diese Verschiedenheit in der künstlerischen Produktion. Beide suchen nach ihren ersten dichterischen Erfolgen durch tiefschürfende kritische Studien eine höhere künstlerische Bildung zu gewinnen. Bei Schiller zeitigte diese „Arbeit an sich selbst" zugleich nach außen formvollendete Werke, „geschichtliche Darstellungen und fertige ästhetische Aufsätze"; um Ludwig häufte sich die wirre Masse seiner Studienhefte, köstliche Trümmer bergend,[28]) doch immerhin ein formloser Scherbenberg. Und nun stellt Berger Schillers „Wallenstein" und den aus Otto Ludwigs Fragmenten auftauchenden „Waldstein" einander gegenüber. Wie „die charakteristische Grundgeberde des Ludwigischen Geistes die energische Wendung ins eigene Innere ist", so wird auch sein Waldstein als „weltgeschichtlicher Monomane" das Spiegelbild seiner eigenen künstlerischen Persönlichkeit. Dieser „Waldstein" hat nur das eine Ziel der Vergeltung für die Regensburger Absetzung, diese Rache als ein „bis in die Wurzeln befriedigendes Gefühl zu erleben". Wie unendlich höher Schiller seinen Helden gefaßt und in den gewaltigen Zusammenhang der Geschichte, in den Kampf „um der Menschheit große Gegenstände" gestellt hat, daran braucht man nicht erst zu erinnern. Allein man versteht auch, wie Ludwig „von einer ausschließlich und einseitig psychologischen und ethischen Auffassung der geschichtlichen Ereignisse ausgehend, dazu kam, Schillers Wallenstein ebenso wie Schillers ganze Dramatik zu bekämpfen.

Die außergewöhnlich fesselnde Studie Bergers enthält nur in einer Nebenbemerkung einen Vergleich, den ich nicht unwider-

[28]) Ludwigs beide etwas mehr abgerundete Studien „Die dramatischen Aufgaben der Zeit" und „Mein Verfahren beim poetischen Schaffen", die beide vielfach auf Schiller Bezug nehmen, sind neuerdings abgedruckt im dritten Bande von Viktor Schweizers durchgesehener und erläuterter Ausgabe von „Ludwigs Werken". Leipzig und Wien 1898 (Bibliographisches Institut).

sprochen lassen möchte. Der Wiener Ästhetiker ist vor allem Dramaturge und dadurch gefeit vor der Modekrankheit, der Herabsetzung Schillers gegenüber Goethe. Nun mag Berger ja Recht haben mit der Behauptung, Goethe habe nie an seiner eigenen Person Schillers Erfahrung der gesunden Liebe gemacht, auf welcher die Ehe und die Familie beruhe. Dazu gehört dann aber der Nachsatz: trotzdem hat er in „Hermann und Dorothea" die gesundkräftigsten Beispiele einer solchen Liebe voll Lebensfülle aufgestellt. Nur mit Widerwillen erwähne ich neben Bergers vergleichender Studie „Ludwig und Schiller" das empörende Pamphlet von Emil Mauerhof „Schiller und Heinrich von Kleist".[29] Man machte sich selbst mitschuldig, wenn man eine derartige Schandschrift nicht auch mit der verdienten Bezeichnung: bodenlos unverständig und erbärmlich, an den Pranger stellen würde. Oder verdient ein milderes Wort jemand, der sich zu der Dreistigkeit versteigt zu schreiben (S. 143): „Schiller ist nur ein fragmentarischer Dichter. Man wird vergeblich in seinem Wesen nach Eigenschaften einer idealen Menschheit suchen, er besaß deren keine, nicht eine." Schiller sei höchstens „ein hochstrebender Artist", welcher die ihm gänzlich fehlende Leidenschaft durch „eine ungemessene Sinnlichkeit" zu ersetzen suchte. Goethe aber, „der freundliche Beschützer aller Mittelmäßigkeiten, Nichtigkeiten, ja Albernheiten" (S. 20) habe aus Neid den lebenden und toten Kleist gegen seine eigene bessere Einsicht zu verleumden und zu unterdrücken gesucht. Er wollte „die beste Tragödie in deutscher Zunge", Kleists „Penthesilea" (S. 46), von der Bühne fernhalten, während er später naiv genug war „in einer wahrhaft grotesken Lüsternheit nach szenischer Vorführung das dunkle Wunder der letzten (Faust-) Hälfte spaßhaft willkürlich in fünf Akte zu zerlegen" (S. 21). Es widersteht mir, die zynischen Tiraden zu wiederholen, mit denen Herr Mauerhof S. 25 erklärt: Goethes Verhältnis zu Frau von Stein, dies „dauernde Waten im Sumpfe", zeuge von schlechterem Charakter als die Handlung des russischen Offiziers in Kleists „Marquise von O." Nach solchen

[29]) Zweite (natürlich bloße Titel-) Auflage. Zürich und Leipzig, o. J. (Verlag von Karl Henkell & Co.)

Proben von Herrn Mauerhofs ethischer Unzurechnungsfähigkeit kann es nicht mehr wundern, wenn er eine Bemerkung Goethes mißverständlich zu der Behauptung vergröbert: Der eigentliche Nerv in Lessings Trauerspiel sei Emilias Kampf zwischen Wollust und Frömmigkeit (S. 45); die Luise Millerin sei eine kaltblütige Komödiantin, Wallenstein ein gewöhnlicher, gleichgiltiger Charakter. Goethe, dessen dichterische Kraft huldvoll anerkannt wird, unterliegt doch als Künstler vor Shakespeare und Kleist (S. 150). Schillers tragische Kunst aber sei nur eitel Nachahmung (S. 107), die oft das sittliche Feingefühl vermissen lasse (S. 104), denn ihm fehle das allernotwendigste Rüstzeug, um Tragödien zu schreiben, Leidenschaft und die tragische Weltanschauung (S. 56), drum seien seine Trauerspiele Hochgerichte, die Shakespeares Erlösungswerke. Das einwandfreiste wäre noch „Maria Stuart", obwohl auch hier „Pfuscherei keine Kunst" (S. 88). Das komische Wesen seiner Helden fühlte Schiller nicht (S. 54), und als er im „Wilhelm Tell" endlich ein Lustspiel schreiben wollte, verfehlte er auch dies (S. 89). Handlung habe Schiller nirgends, seine Charaktere seien Unnatur, und die Pracht seiner Sprache sei „majestätische Phrase, so daß man oft genug die Flachheit der Gedanken und die Unnatur der Empfindung darüber vergißt" (S. 129).

Doch genug des schamlosen Unverstandes. Ich gab noch immerhin nur eine kleine Blütenlese aus Herrn Mauerhofs Sumpf; Liebhaber unfreiwilliger Komik verweise ich auf das S. 23 über Ödipus Gesagte. Und vielleicht wäre es besser, das ganze Buch und seinen Autor, den man doch schwerlich für völlig zurechnungsfähig halten kann, komisch zu nehmen. Hat Herr Mauerhof doch in einem seiner früheren Bücher den ergetzlichen Beweis geführt, daß im ganzen „Hamlet" nicht von Rache die Rede sei, weil zu so unchristlichem Verlangen der Geist im Fegfeuer nicht die Ausgangserlaubnis erhalten würde. Allein in dem bei Vergleichung Schillers und Kleists zu Tage tretenden Wahnsinn steckt zwar nicht Methode, dafür aber solch bösartiges Wesen, daß dem Schmäher einmal kräftig entgegenschallen muß:

Θερσῖτ' ἀκριτόμυθε . . . . .
ἴσχεο, μηδ' ἔθελ' οἶος ἐριζέμεναι βασιλεῦσιν.

In die Reihe der wohlgemeinten aber unbedeutenden Programmarbeiten gehört Johann Stitzenbergers Versuch „Das Motiv des Gegensatzes in den Jugenddramen Schillers" zu erörtern.[30]) Schiller hat dies Kunstmittel jederzeit gerne und wirksam verwendet. Bald, sagt Stitzenberger „ist es der Gegensatz der Charaktere, bald der der Situation begleitet durch das kontrastisch zugespitzte Wort, bald innerer oder äußerer Gegensatz der Handlung in Spiel und Gegenspiel, welcher jenen dramatischen Effekt in Schillers Jugenddramen hervorbringt, der ihnen trotz des Mangels wirklicher Tragik dauerndes Leben verbürgt." Stitzenberger zeigt in seiner Inhaltsangabe der drei Jugenddramen — denn etwas anderes ist seine Arbeit nicht — so wenig dramaturgisches Verständnis, weiß Wesentliches und Nebensächliches so wenig zu unterscheiden, daß er sich doch enthalten sollte, dem Dichter der „Räuber" und von „Kabale und Liebe" wirkliche Tragik abzusprechen. Für ihn steht die Kontrastierung der Brüder Moor und jene Fieskos und des Mohren auf einer Stufe. Die mit Recht stets und auch von Bellermann bedenklich gefundene Szene zwischen Luise und Lady Milford konnte sich Schiller nach Stitzenbergers Urteil unmöglich entgehen lassen. Er hat also gar kein Gefühl für den Unterschied der im Innern des Dramas wirksamen Gegensätze und blos theatralischer Kontrastwirkungen. Da würde er doch besser thun, in Vischers Vorlesungen (s. o.) sich über den Kontrast als Kunstmittel zu unterrichten, oder wenigstens Bellermann und Bulthaupt, dessen „Dramaturgie der Klassiker des Schauspiels" 1898 in siebenter Auflage erschienen ist, zu studieren. Vielleicht würde ihm dann die „wirkliche Tragik" in Schillers Jugenddramen verständlich, ehe er über diese Dramen aburteilt. Einen beachtenswerten Versuch, die dem „Wallenstein" vorangehenden Dramen Schillers innerhalb einer weitergedehnten Entwickelungsperiode des Dramas einzureihen, hat Artur Elösser unternommen,[31]) indem

---

[30]) Jahresbericht des Kommunal- und Obergymnasiums in Teplitz-Schönau 1896 (Selbstverlag der Lehranstalt).

[31]) Das bürgerliche Drama. Seine Geschichte im 18. und 19. Jahrhundert. Berlin 1898 (Verlag von Wilhelm Hertz, Besser'sche Buchhandlung).

er die verschiedenen Strömungen im bürgerlichen Drama von Lillos „Kaufmann von London“ bis zu Hebbels „Maria Magdalena“ in lebhaft ausgeführten Bildern an uns vorübergleiten läßt. Den Vorwurf etwas gewaltthätiger Konstruktionen und zu verallgemeinernder Schlüsse aus einem doch beschränkten Material wird man dem Buche freilich ebensowenig ersparen können, wie den der gesucht geistreichen Pointierung.[32]) Die bürgerliche Gattung erscheint nach Elössers Charakterisierung „zuerst ein von dem Geiste der Aufklärung getragenes dürres moralisches Exempel, senkt sich aus der Abstraktion in das lebendige Leben herab; zuerst farblos und blutlos nähert es sich allmählich der bunten Fülle der Wirklichkeit, so daß es zu einem der aufschlußreichsten Dokumente von Deutschlands materieller und ideeller Kultur im 18. Jahrhundert wird. Seiner Gesinnung nach steht es im Dienste der Emanzipation des Bürgertums, in seinen Wandlungen, von Lessing bis Kotzebue, spiegelt sich die Geschichte der Aufklärung von ihrem Aufgang bis zu ihrem Niedergang.“ Die Wandlungen, durch die das bürgerliche Drama seit seinen Anfängen hindurchgegangen ist, werden in den Dramen von Schillers Frühzeit erkennbar (S. 148). Zwar steckt nach Elösser in den „Räubern“ trotz der Fülle realistischer Figuren „noch der alte Kern der älteren unrealistischen, rein moralisierenden Dramatik“. Aber er erkennt an, daß bei Schiller von vornherein alle Elemente des Dramas, alle Bedingungen der Verwickelung und Lösung gegeben seien, die Lenz und Klinger fehlende Einheit und Einfachheit erreicht sei. Tugend und Laster, Natur und Kultur, Herz und Welt stehen schon in dem Erstlingsdrama in ergreifender Gegensätzlichkeit vor uns. In „Fiesko“ wird wohl die Figur des

[32]) Als eine solche mehr geistreich schillernde denn zutreffende Aufstellung erscheint mir z. B. die Bemerkung S. 31: „die Rolle der Frau und Mutter hebt sich auch nicht durch die von Rousseau inspirierte Dramatik. Ihr Kultus wird allein von Goethe begründet, und seine Iphigenie als die Trägerin der Humanität, die Beschwichtigerin der rauhen Männer, die Frau als Hüterin von Sitte und Sittlichkeit. — Diese Anschauung allein trennt ihn vollständig von der Aufklärung, trägt sein Werk weit über ihre einseitig männliche Lebensauffassung empor.“ Scherers Annahme männlicher und weiblicher Litteraturperioden wirkt hier deutlich, aber nicht eben glücklich fort.

beleidigten Vaters Odoardo durch Verrina weitergeführt, aber die ganze Tyrannenbeseitigung hängt hier in der Luft, während „Kabale und Liebe" die soziale Kritik aller Sturm- und Drangstücke „noch einmal mit leidenschaftlichem Pathos zusammenfaßt, es ist die letzte revolutionäre Aufwallung der Genieperiode. Was die dramatische Litteratur des letzten Jahrzehnts leidenschaftlich erregt hatte, erscheint hier „zu einer einfachen, geschlossenen Handlung zusammengedrängt". Es ist selbstverständlich, daß Elösser den Spuren der Einwirkung Lessings, Gemmingens, H. L. Wagners auf Schillers Dramen nachforscht, wie er auch den Typus des Menschenfeindes von Schröder bis auf Schillers „versöhnten Menschenfeind" verfolgt. Zu weit dehnt er den Zusammenhang nur aus, wenn er den im Gefängnis schmachtenden Greis aus dem Braweischen Freigeist für den Ahnherrn des alten Moor im Turm ausgiebt. Als das Vorbild für den Hungerturm in den „Räubern" und seinen Gefangenen hat viel richtiger Montague Jacobs[38]) den verfluchten Turm zu Pisa, in dem Gerstenbergs Ugolino verschmachtet, bezeichnet, wie er auch den Einfluß der Gerstenbergischen Kinderszenen und ähnlicher Motive auf den „Götz" und die „Räuber" nachgewiesen und Goethes anhaltende Bewunderung für den „Ugolino" hervorgehoben hat. Elössers Behauptung, der „Götz" stehe als unnachahmlich nicht an der Spitze einer lebensfähigen Gattung (S. 117), ist angesichts der „Flut der Ritterdramen", von denen einige wie Babos „Otto von Wittelsbach" doch ziemlich zähes Leben hatten, sehr anfechtbar. Nicht minder scheint es mir Elössers Satz: 'Don Karlos' wurde zu einem bürgerlichen Drama, wenn je eines geschrieben worden ist." Es giebt ja bekanntlich in der Entstehungsgeschichte des „Don Karlos" eine Phase, in der dem Dichter eine Familientragödie, wenn man will, ein bürgerliches Trauerspiel in einem Königshause vorschwebte. Aber Elösser bezeichnet das abgeschlossene Werk als ein Produkt der Emanzipationsideen der bürgerlichen Klasse, und diesen Ausführungen kann ich mich wie so

---

[38]) Gerstenbergs Ugolino, ein Vorläufer des Geniedramas. Berliner Beiträge zur germanischen und romanischen Philologie. Heft XIV. Berlin 1898. (Verlag von E. Ebering).

vielem in seinem Buche nicht anschließen. Was soll auch z. B. S. 171 die effekthaschend ausgeführte Gegenüberstellung Wilhelm Meisters und Ifflands „Verbrecher aus Ehrsucht“? Man wußte ja ohnehin, daß beide nichts miteinander zu thun haben. Dagegen wäre für die Behauptung, Iffland habe Goethe und Schiller trotz öffentlicher Huldigungen mit einer gewissen Skepsis betrachtet, der Erweis zu erbringen gewesen, denn die bekannt gewordenen Briefe und Thatsachen sprechen nicht dafür. Natürlich handelt es sich dabei um die späteren Jahre, denn Ifflands Verhalten gegen Schiller in Mannheim steht auf einem ganz anderen Blatte.

Zwar nicht mehr die Zeit, in der Schiller und Iffland gemeinsam den Ruf des Mannheimer Theaters begründeten, aber doch die Vorgeschichte der Blütezeit des Mannheimer Theaters unter Dalbergs Leitung hat Friedrich Walter in den letzten Kapiteln seiner „Geschichte des Theaters und der Musik am Kurpfälzischen Hofe“ [34]) geschildert. Und der Abschnitt „Deutsche Opern“ enthält durch die Besprechung von Wielands „Alkeste“ einen Beitrag zur Geschichte der übermütigen Farce des jungen Goethe, dessen Besuche in Mannheim Walter S. 255 verzeichnet. Im Mannheimer Antikenkabinet sind ihm wie Schiller zuerst die Gestalten der Götter Griechenlands vor Augen getreten. In diesem „Tempel der Kunst“ empfand der Dichter der „Räuber“ zum erstenmal das „allmächtige Wehen des griechischen Genius“, dem er nach fast zwei Jahrzehnten bei erneuter Behandlung des alten Themas von den feindlichen Brüdern in der „Braut von Messina“ auch im Tempel der Schauspielkunst als lebendige Macht Geltung verschaffen wollte. Die Einführung des charakteristischen Merkmals der antiken Tragödie, des Chors, will zwar auch Bellermann weder als einen Fortschritt der „Braut von Messina“ gegenüber den übrigen Dramen Schillers noch als nachahmungswert bezeichnen, wohl aber rühmt er die Art, wie Schiller ihn handhabte, mit Recht als bewundernswert. Auf den Zusammenhang des Schillerischen Experimentes mit den

[34]) Forschungen zur Geschichte Mannheims und der Pfalz. Herausgegeben vom Mannheimer Altertumsverein. Erster Band. Leipzig 1898 (Verlag von Breitkopf & Härtel).

Chören französischer und deutscher Renaissancetragödie und den Gegensatz der Handhabung hat schon Wysocki in seinem Buch über Andreas Gryphius hingewiesen (vgl. IX, 389). Im Zusammenhange der Theorien über den tragischen Chor seit dem Wiederaufleben der Aristotelischen Poetik hat Friedrich Klein Schillers Vorrede zur „Braut von Messina" und die Dichtung selbst einer erneuten Betrachtung unterzogen.[35]) Dabei hätte freilich neben der „Braut" auch die Verwendung des Chors in den „Maltesern" erwähnt werden sollen. Die schon von Wysocki herangezogenen Äußerungen Viktor Hugos über den Chor sind Klein trotz seiner ausgedehnten Litteraturangaben im Abschnitt über „die moderne Poetik" entgangen. In dem Abschnitt „Schiller und seine Kritiker" legt Klein der Gerlingischen Schrift eine Autorität bei, die ihr nach Bellermanns begründeten Vorwürfen doch nicht zukommt. Im Zusammenhang der Erörterungen über den Chor verdient auch eine sonst ziemlich überflüssige Arbeit Erwähnung. Hermann Knauth hat Schillers Bruchstück einer Übersetzung der Euripideischen „Phönizierinnen" weitergeführt[36]) unter Kürzung des Dialogs und vollständiger Beseitigung des Chors. Die Betrachtung des Schiller so wohlvertrauten Dramas von den feindlichen Brüdern von Theben zeigt ja sehr lehrreich den Einfluß des Euripideischen Stückes auf die feindlichen Brüder von Messina. War aber dazu eine neue und verkürzende Verdeutschung der griechischen Tragödie nötig? Völlig wertlos jedenfalls erscheint Maximilian Mühlenbachs Programm „der Begriff des Glückes in Schillers Braut von Messina".[37]) Aus Mühlenbachs Aufzählung der Glücks- und Unglücksfälle, Verwechselung des äußeren und des inneren Glücksbegriffes seitens des Chors, Isabellas und ihrer Kinder kann man gar nichts entnehmen. Wie ganz anders hat

[35]) Der Chor in den wichtigsten Tragödien der französischen Renaissance. Zwölftes Heft der „Münchener Beiträge zur romanischen und englischen Philologie. Herausgegeben von H. Brugmann & J. Schick. Erlangen und Leipzig 1897. (A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Nachfolger).

[36]) Schillers Szenen aus den Phönizierinnen des Euripides zum Drama gestaltet. Halle a. S. 1898 (Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses).

[37]) Ein Beitrag zum deutschen Unterricht im Obergymnasium. Ratibor 1896.

dieses Thema schon vor sechzehn Jahren Franz Kern behandelt in dem jetzt im ersten Bande seiner „Kleinen Schriften“ (s. u.) wieder neugedruckten Aufsatze „Schillers Ideale vom Menschenglück“. Kern geht dabei von den exaltierten Gedichten der Anthologie aus, die in dem Bestreben, Vergangenheit und zukünftige Ewigkeit in den Liebestaumel hineinzuziehen, das leidenschaftliche, persönliche Glücksverlangen so recht als leere Träumerei erkennen lassen. An Stelle des heißen Verlangens nach Lust und Genuß tritt aber in der Periode des „Don Karlos“ und des Liedes „an die Freude“ schon der Gedanke einer allgemeinen vollkommenen Weltbeglückung, während die „Resignation“ wieder auf die Lauragedichte zurückweist, indem sie das Wahngebild der Hoffnung zugleich als die einzige Glücksbelohnung des Entsagenden hinstellt. Sein eigener arbeitsreicher Entwickelungsweg durch Geschichte und Philosophie wies ihm indessen ein neues Ideal von Glück, das nun vor allem in der strengen Pflichterfüllung erscheint. So sprechen es die Schlußstrophen der „Ideale“ aus. Aber diesem mit Entsagung gepaarten Ideale stellt er in den Distichen „das Glück“ und „das weibliche Ideal“ noch ein anderes Glück als das in Kampf und Entsagung errungene gegenüber. Die naive Natur des Weibes erzeugt ohne Zwiespalt die Sittlichkeit als innewohnende Neigung zum Guten, wie er sie auch in dem Gedichte „Genius“ als köstliches Gut der glücklichen Unschuld gepriesen hat, und in den Distichen des „Glücks“ stellt er sich selbst, der mit strebendem Mute die Parze bezwingt, und den beglückten Sohn der Götter, Goethe, einander gegenüber.

Während in diesen Distichen das höchste Glück als freie Gabe der Götter erscheint, tritt in der „Braut von Messina“ und anderen Dichtungen Schillers die antike Schicksalsauffassung von dem Neide des Schicksals (der Götter) gegen den allzu Glücklichen und dadurch zum Übermute geneigten hervor. Am bekanntesten ist ja in dieser Hinsicht „Der Ring des Polykrates“, wo Schiller diese Idee bereits in seiner Quelle vorfand. Dagegen hat er bei seiner Bearbeitung von „Hero und Leander“ die antike Idee vom Neide des Schicksals erst in den antiken Stoff hineingetragen, während nach der älteren griechischen Auffassung das Erlöschen

der Leuchte Strafe der verletzten Gottheit ist, in den Volksliedern und in Grillparzers Drama durch einen Gegner des Liebespaares verursacht wird.

Ich entnehme diese Bemerkung Georg Knaacks Untersuchung über die Sage und Bearbeitungen von Hero und Leander.[38]) Aus den Gedichten von Ovid und Musäus zieht Knaack Rückschlüsse auf eine verlorene alexandrinische Dichtung, in der die hellespontische Schiffersage von zwei getrennten Liebenden, die früh „zum Typus eines Liebespaares geworden" seien, durch Einführung der erythräischen Sibylle (Herophile) ein neues Gepräge erhalten habe. Knaacks weitere Vermutung, daß der Name einer Priamstochter Hero und das Schicksal der gegen ihren Willen in einem einsamen Turm hausenden Priamstochter Kassandra auf die alexandrinische Umgestaltung der Sage eingewirkt hätten, erscheint mir freilich sehr gewagt. Im Hinblick auf Schiller, der Hero und Kassandra im Balladen-Monolog auftreten läßt, birgt diese Kombination aber einen besonderen Anreiz. Während Knaack den Wanderungen und Wandlungen der Sage nachspürend nur gelegentlich auf Schillers Ballade[39]) zu sprechen kommt, hat J. H. Bondi nur in einer Anmerkung seines Programms über „die Kraniche des Ibykus"[40]) auf den Ursprung der Ibykuslegende und ihren Zusammenhang mit verwandten Sagen hingewiesen. Seine Studie selbst gilt der Entstehungsgeschichte von Schillers Ballade, bei der wir ja Goethes mitschaffende Kritik wie kaum in einem andern Falle einwirken sehen. Bondi glaubt in Goethes kritischen Ratschlägen nicht blos die Bemängelung der in der That mangelhaften ursprünglichen Einleitung zu erkennen, sondern auch den Gegensatz von Goethes „andersgearteter Grundidee" über die Behandlung dieses Stoffes, den Gegensatz des epischen und des dramatischen Dichters. Goethe

---

[38]) Festgabe für Franz Susemihl. Zur Geschichte griechischer Wissenschaft und Dichtung. Leipzig 1898. (Druck und Verlag von B. G. Teubner).

[39]) Uhlands verlorenes Epigramm „Leander und Hero" ist nach Ausweis des „Tagebuchs" am Vormittag des 29. Januar 1810 entstanden.

[40]) Aus dem Balladenjahr 1797. Frankfurt a. M. 1898 (Sonderabdruck aus dem Schulprogramm Nr. 437).

habe in der Anekdote den „unheimlichen Ausdruck einer unentwickelten, in die Welt der Erscheinungen gebannten, aus ihr das Unbegreifliche erklärenden Volksseele“ gesehen (S. 10). Er würde die überlieferte Geschichte schlicht und natürlich erzählt haben. Schillers ideenreiche Behandlung entsprang seiner Subjektivität; er konnte wohl nach Goethes Rat einzelnes schärfer ausprägen, aber die Entdeckung des Mörders mußte in seiner Darstellung ein dramatischer Moment bleiben, mit dem die Ballade ihr Ende erreichte, nicht eine längere Entwickelung, wie Goethe sie gewünscht hatte. Von den beiden Motiven, welche zur Aufdeckung der Schuld wirken, dem Naturphänomen der Kraniche und dem sittlichen Kulturelement des Eumenidenchors, war für Schiller dies letztere „der hochbedeutungsvolle Ausdruck der griechischen Idee von dem ewigen unbedingten Gesetze der Rache“. Hat doch auch Wilhelm von Christ in seiner „Geschichte der griechischen Litteratur“, in deren neuester Auflage[41]) sich die Hinweise auf Schiller und Goethe so erfreulich vermehrt haben, daß sie nun auch im Register eigens vermerkt sind, gerühmt, niemand habe besser als Schiller in dieser Ballade „die grandiose, tiefsittliche Auffassung der Rachegeister“ des Äschylos wiedergegeben (S. 222). Auch bei Charakterisierung des geschichtlichen Ibykos und der „durch eine etymologische Spielerei hervorgerufenen Sage“ gedenkt Christ (S. 160) der Schillerischen Ballade, wie er bei Besprechung von Phlegons περὶ θαυμασίων (S. 678) an die daraus geschöpfte Ballade Goethes „Die Braut von Korinth“ erinnert. Bei Musäos (S. 789) zwar nennt er nur Grillparzers Drama, nicht Schillers Ballade von „Hero und Leander“, dafür gedenkt er aber bei Erwähnung der Timonischen Dialoge in der Unterwelt der „Xenien“ (S. 546), bei dem Abschnitt über die Kykliker (S. 81) als letzten der Homeriden Goethes wegen seiner „leider unvollendeten Achilleis“.

Bei Erwähnung der Eumeniden in Schillers Ballade stellt sich uns von selbst der Gedanke ein an Goethes eigene Behandlung der Furien in seiner „Iphigenie“, wenn auch in den über die „Kra-

[41]) Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 28 Abbildungen München 1898 (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung).

*

niche" gewechselten Briefen der beiden Dichter jede Hinweisung darauf fehlt. Freilich tritt bei solchem Vergleiche nicht eine Ähnlichkeit, sondern die Verschiedenheit hervor zwischen dem Äschyleischen Eumenidenchor, den Schiller in Humboldts Verdeutschung benutzen konnte, und der Rolle, die den Furien in Goethes „Iphigenie auf Tauris" zufällt. Camille Hurmer, der in seiner Studie „Die Sage von Orest in der tragischen Dichtung"[42]) die Sagengestaltung allerdings nur bei den drei attischen Tragikern und bei Goethe betrachtet, hebt hervor, daß in dem deutschen Drama wohl alle auftretenden Personen an das Vorhandensein der Rachegöttinnen glauben, sie aber trotzdem dem Dichter blos die Personifikation des in Orest wohnenden Schuldbewußtseins seien. Hurmer erläutert den Gegensatz des Orestes bei Euripides und Goethe zu dem wohl äußerlich verfolgten, doch von innerem Vorwurf freien Orestes bei Äschylos und dem von innerer und äußerer Qual unberührten Muttermörder bei Sophokles. Christ stellt (S. 262) die truglose Lösung des Konfliktes bei Goethe und seine Sühne aller menschlichen Gebrechen durch reine Menschlichkeit Iphigeniens erfindungsreicher Klugheit bei Euripides gegenüber.[43])

Hurmer weist darauf hin, daß der troische Sagenkreis, dem Orest und Iphigenie angehören, von Schiller in seinen Balladen „Das Siegesfest" und „Kassandra" behandelt wurde. Von der „Kassandra" hat Julius Burggraf in seinem Buche „Schillers Frauengestalten"[44]) in dem den weiblichen Gestalten der Balladen

---

[42]) Jahresbericht des k. k. Staats-Gymnasiums zu Linz 1896 (Verlag des k. k. Staats-Gymnasiums).

[43]) Von Goethes Beziehungen zu Euripides wird von Christ außerdem noch erwähnt der Rekonstruktionsversuch des Euripideischen „Phaeton" durch den alten Goethe (S. 270) und des jungen Parteinahme für die Euripideische gegen die Wielandische „Alkestis" (S. 265). Wiederholt kommt Christ auf Goethes Umdichtung von Aristophanes' „Vögel" zu sprechen (S. 298 und 307). Wie Christ S. 487 auf Goethes großartige Vergleichung von Plato und Aristoteles in der Geschichte der Farbenlehre Bezug nimmt, so hebt er auch die Bemühungen der Weimarischen Kunstfreunde um Philostrats Gemälde hervor (S. 728) und gedenkt bei Charakterisierung der Anakreontea S. 153 selbst der Goethischen Nachbildung des „artigen Gedichtchens auf die Zikade".

[44]) Stuttgart 1897 (Verlag von Karl Krabbe).

— die Königstochter im „Taucher“, die ruhig engelmilde Geliebte des „Toggenburges“ und die hartherzige Dame von Ritter Delorges, die Gräfin von Savern, Hero — gewidmeten Abschnitt behauptet, daß Schiller bei der einsam wandelnden und klagenden Priesterin unzweifelhaft das Bild Charlottens von Kalb vorgeschwebt habe. Das Streben, den Einfluß der Schiller nahe stehenden weiblichen Wesen in den Gestalten seiner Dichtungen nachzuweisen, ist ja kein unberechtigtes. Der Fortschritt in weiblicher Charakterzeichnung, den Elisabeth von Valois gegenüber den Heldinnen der drei Jugenddramen erkennen läßt, ist ganz gewiß dem Umgang mit Charlotte von Kalb zu verdanken (S. 180), und selbst auf die Eboli kann man ihr die von Burggraf zugeschriebene Einwirkung zugestehen. Daß aber die von Charlotte empfangenen Eindrücke auch an der Zeichnung Johannas „einen ganz unverkennbaren Anteil“ gehabt hätten (S. 375), ist doch ebenso unwahrscheinlich, wie die Annahme, daß die Verse „Gehorsam ist des Weibes Pflicht auf Erden“ ein Zuruf an die von Reinwald unterdrückte Christophine sein sollten. Es verdient ja gewiß volle Anerkennung, mit welch liebevoller Wärme Burggraf sowohl die in Schillers Leben eingreifenden Frauen von der Mutter und den Schwestern bis zu Lottes treuem Witwentum als auch die poetischen Gestalten von Amalia bis Lodoiska und Marfa geschildert hat. Überall war er dabei verständnisvoll bestrebt, den ersteren im Zusammenhang mit Schillers ganzer Entwickelung, den letzteren im Rahmen der einzelnen Dichtung ihre Plätze zuzuweisen. Und da der Verleger von Shakespeares und Goethes Frauengestalten eine Parallelarbeit für Schiller folgen ließ, so muß ja wohl in weiteren Kreisen eine Vorliebe für derartige Werke vorhanden sein. Die wissenschaftliche Litteraturgeschichte kann diesen Büchern wenig Teilnahme entgegenbringen; sie wird zufrieden sein müssen, wenn sie ihre Ergebnisse dabei beachtet und die Darstellung nicht allzu poetisch gefärbt findet. Wenn man absieht von der etwas fraglichen Schwärmerei des Karlsschülers für Lilien (S. 45), so ist gegen die schwungvolle Darstellung Burggrafs nichts einzuwenden. Über einige kleinere Unrichtigkeiten läßt sich hinwegsehen, wie z. B. die Behauptung, aus der Militärakademie sei „die Poesie, soweit sie von Liebe handelte, aufs strengste

ausgeschlossen" gewesen. In Goethes „Klavigo", den die Zöglinge an des Herzogs Geburtstag aufführten, ist doch recht viel Liebespoesie mit enthalten. Bei der „miserablen Leidenschaft" in Mannheim (S. 127) dachte Schiller nicht an sein Verhältnis zu Frau von Kalb, sondern zu Schauspielerinnen. Tiefer greifen die Widersprüche, welche einzelnes in der Schilderung der Beziehungen Schillers zu Charlotte hervorrufen muß. Burggraf meint, Schiller lagen in Mannheim „Liebesgefühle bei Charlotten schon deshalb vollständig fern, weil die so selbstbestimmte und äußerlich so kalte Frau ganz und gar nicht seinem Ideale der liebenswerten Weiblichkeit entsprach" (S. 129). Die durch „Resignation" und „Freigeisterei" genugsam bezeugten Liebesgefühle Schillers hat Burggraf aber später selbst zugestanden. Die noch jugendliche Charlotte zeigte durchaus nicht äußerliche Kälte, und Schillers weibliches Ideal in Mannheim war noch ein anderes als in Rudolstadt und Jena. Gegenüber dem S. 292 über das Schicksal im „Wallenstein" Gesagten verweise ich auf Bellermann. Nichts aber kann falscher sein, als die Tendenz der „Maria Stuart" in dem religiösen Gedanken zu sehen (S. 323). Wohl mag man nach Weitbrechts hübscher Ausführung in Burleigh und Mortimer Vertreter der mit einander kämpfenden konfessionellen Parteien erblicken, aber in Maria selbst hat der Dichter keineswegs „dem großen, religiösen Zug seiner Natur genugthuen" wollen. Eine solche Auffassung ist nach bestimmten brieflichen Äußerungen unmöglich. Karoline von Wolzogens Lebensbeschreibung ihres Schwagers hat Burggraf, der das Lengefeldische Schwesternpaar mit Liebe und Feinsinn charakterisiert, nach Verdienst gerühmt; sie aber „die erste Biographie des Dichters" zu nennen ist ein Unrecht gegen des treuen Körners[45]) biographischen Versuch.

Die Reihe der 1812 von Körner eröffneten ernstgemeinten Schillerbiographieen ist neuerdings um eine Arbeit vermehrt worden,

[45]) Körners Verdienste um Schiller sind im übrigen von Burggraf mit warmen Worten hervorgehoben, wie er auch Minna und Dora Stock den Bildern seiner Schillergalerie eingereiht hat. Die von der Körner-Schillerischen Freundschaft zeugenden Reliquien des „Schiller-Zimmers" sind soeben wieder beschrieben worden von Adolf Mirus „Das Körner-Museum im Körner-Hause zu Dresden sowie Schloß Löbichau. Weimar 1898 (L. Thelemanns Hofbuchhandlung).

der unter den jüngsten Beiträgen zur Schillerlitteratur zweifellos besondere Aufmerksamkeit gebührt. In der Sammlung „Führende Geister" ist dem gleichzeitig in zweiter Auflage erscheinenden „Goethe" Richard M. Meyers eine Schillerbiographie von Otto Harnack an die Seite gestellt worden.[45]) Nicht blos dem Umfange nach erscheint hier Schiller neben Goethe in bescheidenen Grenzen behandelt, sondern auch nach Harnacks Auffassung bleibt seine Bedeutung und Begabung weit hinter Goethes Universalität zurück. Harnack verfällt zwar nicht in den Fehler kleinlichen Abwägens. Er führt stets an rechter Stelle Goethes eigene rühmende Worte über den Freund an. Und wenn er die letzten lyrischen Selbstbekenntnisse des am Ziele stehenden fünfundvierzigjährigen „Idealisten, den die Erfahrung eines ganzen Lebens nicht mit der Wirklichkeit ausgesöhnt hat", zusammenstellt mit der stolzen Zuversicht, in welcher der alte Goethe „Himmel und Erde als Einheit zusammenfaßt", so knüpft er an den Vergleich die Mahnung: „Wer will es wagen über so verschiedene Empfindungsweisen ein Urteil zu fällen? Sie beruhen auf dem tiefsten Grunde der Persönlichkeit und bilden sich nach notwendigem, innerem Gesetz." Aber als gleichberechtigt erkennt er die beiden nicht an, obschon er „jene wunderbare Ergänzung der Gegensätze zu höherer Einheit, die das Wesen ihres Bundes bildete," und ihren Bund selbst als „das wichtigste Ereignis in der Entwickelung unserer gesamten Nationallitteratur" feiert. Und schön erblickt und preist er diese einzige Freundschaft als „eine Frucht sittlicher Reife, die hier verwirklichte, was so selten nur möglich scheint". Aber in dieser sittlichen Vorbedingung des Bundes, die 1789 eben noch nicht wie 1794 eingetreten war, lag auch die Gewähr seiner Dauer, und ich glaube, daß Harnack nicht richtig sieht, wenn er einer Behauptung Scherers folgend in dem Briefwechsel die Spuren zeitweiser Entfremdung finden will. Schillers Klagen gegen Körner über Goethes Zersplitterung und poetische Unthätigkeit beweisen dafür

[45]) Schiller. Mit zwei Bildnissen. — Goethe. Preisgekrönte Arbeit. Mit drei Bildnissen. Zweite Auflage. Bd. 28/9 und 13/5 der: Geisteshelden. Eine Sammlung von Biographieen herausgegeben von Dr. Anton Bettelheim. Berlin 1898 (Ernst Hofmann & Comp.).

nichts, und Goethes Urteile über „Maria Stuart“ und „Jungfrau von Orleans“ vertragen meiner Ansicht nach durchaus nicht die Deutung Harnacks (S. 336), der persönliches Interesse und rein künstlerische Bewunderung in ihnen vermißt. Daß ein Theaterstück „auf gewisse Effekte berechnet“ sein müsse, die der Dichter als solcher entbehren könne, hatte Schiller selbst in Briefen an Goethe scharf betont; Goethes Aufgreifen dieser Worte darf nicht als vornehme Zurückhaltung gegen Schillers Dramen gedeutet werden. Tadelt doch Platen an Goethes „Tasso“ trotz seiner Bewunderung des Werkes, daß es keinen Bühneneffekt hervorbringe, „und dies ist doch Haupterfordernis für ein dramatisches Werk“. Abgesehen von diesen und einigen unwichtigeren Einwänden mag man sich mit dem zweiten Teile von Harnacks Darstellung wohl befreunden. Sie gewinnt angefangen von dem Augenblick der Berührung Schillers mit Goethe an Wärme und Tiefe, während geschickte übersichtliche Gruppierung und maßvolle Beschränkung, welch letztere freilich in einigen Partien nicht eben als Vorzug gelten kann, in dem ganzen Buche herrscht.

In Weimar und Jena fühlt sich Harnack auf einem ihm von früheren Arbeiten her vertrauten Boden. Hat er doch Schillers kunsttheoretische Schriften in der Biographie nur in allzu gedrängter Kürze behandelt, weil er sie bereits in seinem Buche über „die klassische Ästhetik der Deutschen“ (vgl. VIII, 497) erörtert hatte. Dagegen steht Harnack Schillers Jugend- und Wanderjahren kühl und fremd, teilnahmslos und ungerecht gegenüber. Gerade der Teil von Schillers Leben und Wirken, über den sich Minors beide gründliche Bände erstrecken, also die in Schwaben, Mannheim, Leipzig verbrachten Jahre, sind in Harnacks Biographie zu kurz gekommen. Es mag uns heute übertrieben vorkommen, daß Carlyle einstens in seinem Life of Schiller ausrief, das Erscheinen der Räuber bezeichne einen Abschnitt (an era) nicht blos in Schillers Geschichte, sondern in der Weltlitteratur. Aber sozialpolitische Thaten, wie Weltrich sie rühmt, sind „die Räuber“ und „Luise Millerin“ ganz gewiß. Aus Harnacks rein litterarischer Analyse der „Räuber“ würde niemand solch eine Bedeutung des Werkes vermuten. Für Dalbergs Verpflanzung des Stückes in die Epoche

Kaiser Maximilians hat er kein Wort des Tadels, denn Schillers Phantasiegebilde sei im 18. Jahrhundert ebensowenig heimisch wie im 16. Er zieht zur Begründung dieses Vorwurfs Lessings „Minna" zum Vergleiche heran, in welcher der siebenjährige Krieg ganz anders als in Hermanns Bericht von der Prager Schlacht lebendig wirke. Spricht das aber gegen die Beziehungen der „Räuber" zum 18. Jahrhundert? Es ist eben nicht mehr die Friedericianische Epoche, sondern die Revolutionsstimmung, aus der Schillers Jugenddramen erwachsen, und überdies beruht Hermanns ganzer Bericht auf Lüge. Daß „Fiesko" als das schwächste aller Schillerischen Dramen neben den Räubern nicht bestehen könne, darin hat Harnack völlig Recht; aber „Kabale und Liebe" ist doch viel mehr als „eine abgeschwächte Auflage der Räuber, bloßes Intriguenstück ohne tieferen tragischen Gehalt". Harnack würdigt gar nicht oder doch viel zu wenig den Zusammenhang dieser Werke sowohl mit der allgemeinen politischen Zeitströmung als auch mit ihren litterarischen Ausdrucksformen in der Sturm- und Drangzeit. Wie andere, z. B Weitbrecht, Nerrlich, in ihrer Gegnerschaft gegen den Klassizismus ungerecht gegen Schillers und Goethes spätere Werke sind, so steht umgekehrt Harnack zu sehr auf dem Boden der Weimarischen Kunstlehre, um Schillers Jugenddichtung gerecht zu werden. Harnack hat die Gründung eines neuen Kunststils im „Wallenstein", die Bedeutung der „Braut von Messina" als einer Verschmelzung der Antike mit der Gegenwart nicht bloße Nachahmung der Antike (S. 357), die innere Berechtigung von Schillers Macbethbearbeitung (S. 327) schön und treffend erörtert. Zum Schlusse giebt er eine ganz prächtige Schilderung der historischen Stellung und Eigenart des Schillerischen Dramas: „Die Form, die er ihm gegeben, entsprach dem hohen Idealismus des Zeitalters der Humanität und zugleich der Freude an schöner Sprachform, die in einem ästhetisch gebildeten Geschlecht lebendig war. Der Inhalt, den er durch die geniale Verschmelzung von Thun und Leiden, von Charakter und Verhängnis zu gestalten wußte, stellte einen neuen Typus tragischer Kunst in der Weltlitteratur auf. Ein Jahrhundert lang hat seitdem das Schillerische Drama durch zahllose Nachfolger die deutsche Bühne beherrscht." Ebenso

hat Harnack den durch das Studium von Geschichte und Philosophie gereiften Schiller würdig als „einen der großen, geistig sittlichen Erzieher unseres Volkes“ hingestellt. Und wenn er dem Kunstprinzip, das Schiller in seinen zwei Kritiken gegen Bürger vertritt, nicht voll gerecht wird, so betont er doch schon bei Schillers Besprechung der Räuber-Aufführung, daß die lebenslang geübte Selbstkritik sein Schaffen nicht lähmte, sondern beständig anspornte: „sie war eng verbunden mit einem hohen Selbstgefühl, das nicht daran zweifelte, zu großen Dingen berufen zu sein“.

Allein dem werdenden Schiller und seinen Jugendarbeiten gegenüber schlägt Harnack einen Ton unerfreulicher Überlegenheit an. Nach Weltrichs lebhaft farbensatter Darstellung[47]) muß die Schilderung der schwäbischen Heimatjahre geradezu als ein Rückschritt in der biographischen Darstellung erscheinen. Vom Mannheimer Theater erhalten wir ebensowenig wie von den allgemeinen litterarischen und Bühnenverhältnissen eine anschauliche Charakteristik. Ein Irrtum ist die Angabe, Dalberg habe außer „Fiesko“ und der „Luise Millerin“ für das erste Jahr noch drei Stücke verlangt, beide waren in der Forderung bereits mit einbegriffen. Abels „Geschichte eines Räubers“ ist allerdings, wie Harnack angiebt, erst ein Jahr nach Schillers „Verbrecher aus Infamie“ erschienen; der neueste Herausgeber Kerckhoff sucht aber Schillers frühere Kenntnis der Abelschen Arbeit glaubhaft zu machen. Nicht recht verständlich ist, wie Harnack Schillers Rezension der Goethischen Iphigenie unbedeutend und unselbständig nennen kann, da der allein bekannt gewordene erste Teil ja blos von Euripides „Iphigenie“ handelt, der zweite, Goethe bestimmte, aber nie erschienen ist. Worauf zielt Harnack mit der Bemerkung (S. 237): „Es giebt Handschriften in denen beide abwechselnd die Resultate ihrer Besprechung niedergeschrieben haben“? Für den Goethe-Schillerischen Briefwechsel wäre das eine sonderbare Bezeichnung, über bisher unbekannte Handschriften aber wäre doch eine weniger geheimnis-

---

[47]) Erfreulicher Weise wird von Weltrichs Arbeit nach langer Stockung noch in diesem Herbste die dritte Lieferung erscheinen und damit wenigstens der erste von den drei geplanten Bänden zum Abschluß kommen.

volle Mitteilung geboten. Da Schiller thatsächlich bei seiner Abreise von Dresden als Endziel Hamburg im Auge hatte, ist es eine rhethorische Ausschmückung, ihm Weimar als einzigen Ort für höchste Befriedigung als Reiseziel vorzusetzen. „Wallensteins Lager" spielt am gleichen Tage (V. 57) wie die „Pikkolomini" (V. 33), nicht an verschiedenen wie Harnack S. 285 meint, vgl. Bellermann II², 22. Die Aufführung der ganzen Wallensteindichtung an einem Tage erklärt Harnack für unmöglich; aber seit Ernst von Possart die Münchener Hofbühnen leitet, ist dort in jedem Winter an einem Sonntag in Vormittag- und Abendvorstellung das ganze Werk über die Bretter gegangen.[48]) Im Lager sind die Tiefenbacher nicht die einzigen Vertreter der kaiserlichen Partei (S. 286); wie ihr Sieg durch heimliches Wühlen und Intriguen erfolgt, so ist der von den Kroaten geschützte Kapuziner mit seinem Angriff auf den Wallenstein unter dem Soldatenhaufen ihr geeigneter und nicht unwirksamer Vertreter. Im übrigen ist aber die bewundernde Besprechung der Wallensteindichtung einer der gelungensten Abschnitte des ganzen Buches. Überzeugend und lehrreich ist auch der Nachweis (S. 217 f.) geführt, wie Schiller in dem Bestreben, einen objektiven Begriff der Schönheit zu finden, doch zuletzt wieder zu dem schön sich entwickelnden, schön empfindenden Menschen, also zu subjektiven Merkmalen geführt wurde. „Kallias" wurde durch die „Briefe über ästhetische Erziehung" verdrängt. In der Streitfrage über Schillers Verhältnis zu Kant steht Harnack aber nicht auf dem einseitigen Standpunkt strenger Kantianer wie Kühnemann, und natürlich noch weniger teilt er die einseitigen Ansichten Spitzers. An sich, meint Harnack, habe Schiller allerdings nichts von der Strenge der kantischen Forderung nachlassen wollen, aber als ästhetisch empfindender Künstler sei ihm der Rigorismus, welcher die Tugend nur in feindlichem Gegensatz zur menschlichen Neigung zu denken wußte, ein unerträglicher Begriff geworden, daß er selbst nun „den Wert der sittlichen Leistung gerade um so höher anschlug, je mehr dieselbe aus der Tiefe der eigenen Persönlichkeit emporwuchs, daß er da-

[48]) Auch in Frankfurt haben solche den Nachmittag und den Abend in Anspruch nehmende Vorstellungen stattgefunden. (Anm. d. Red.)

durch das schöne Bild des harmonisch sittlichen Menschen aufstellte, das war sicher ein wertvoller Fortschritt über Kant hinaus".

Die Beantwortung der Frage „Was verdankt Schiller seinem Kantstudium?" hat vor Kurzem Richard Meusel in einem Kieler Programme[49]) unternommen, dessen besten Bestandteil wohl der Versuch bildet, die Grundgedanken der drei Kantischen Kritiken im Zusammenhang darzustellen und auf ihre Zusammengehörigkeit hinzuweisen. Für die Beurteilung der Schillerischen Abhandlungen bringt er nichts Neues bei. Der Satz, daß Kant das Wesen des Schönen in das freie Spiel von Einbildungskraft und Vernunft verlege, Schiller dieses Spiel der Gemütskräfte des Subjekts auf die Objekte projiziere, unterscheidet nicht genügend, was Schiller im „Kallias" wollte und was er thatsächlich zu Wege gebracht hat. Schillers Gedanke der „schöuen Seele" ist allerdings Kant fremd, aber die Entwickelung dieses Begriffes bei Schiller läßt sich doch noch besser darstellen, als es Meusel gethan hat, und seine Bedeutung erhält der Begriff erst, wenn man seiner Wirkung auf Schillers dramatische Gestalten (Thekla, Maria, Johanna) nachgeht. Treffend hebt Meusel hervor, daß Schiller sein Denken nicht auf das Schöne und die Kunst beschränke, sondern seine Untersuchungen, für welche das ästhetische Moment nur die Vereinigung herstellt, ausdehne „über die gesamte Lebensthätigkeit des Menschengeschlechts nach seiner sinnlichen, künstlerischen und moralischen Seite". Man sollte nicht denken, daß Schiller noch neuerdings aus seiner Verwendung des Schönen als Erziehungsmittel Vorwürfe gemacht würden, wie Hugo Spitzer sie in seiner Besprechung von Bergers Buch „Die Entwicklung von Schillers Ästhetik" erhoben hat. Die Rezension enthält erwünschte bibliographische Hinweise auf philosophische Schriften, in denen französische und englische Ästhetiker Schillers Abhandlungen erörtert haben, philo-

---

[49]) Zehnter Bericht über die höhere städtische Mädchenschule. Kiel 1897.

[50]) Kritische Studien für die Ästhetik der Gegenwart. Leipzig und Wien 1897 (k. k. Hofbuchdruckerei und Verlagshandlung Karl Fromme).

sophische Fachschriften, die wohl den meisten deutschen Litterarhistorikern ebenso wie Berger entgangen waren. Aber ein Neudruck der Rezension in Buchform[50]) wäre trotzdem nicht nötig gewesen; er zeugt mehr von dem Selbstbewußtsein als von der Selbstkritik des Grazer Philosophen. Nach Spitzer sind die ästhetischen Versuche Schillers nämlich „auch in ihrem Kernpunkte mißglückt" (S. 73), und ein Teil der Schuld „an dem Mißraten der Schillerschen Ästhetik" fällt auch auf Kant (S. 67). Daß Schiller statt die ästhetischen Konzeptionen der „Kritik der Urteilskraft" zu Rate zu ziehen an die Moralphilosophie der „Kritik der praktischen Vernunft" sich anlehnt, würde nach Spitzers großer, von Berger nur gefundener, nicht verstandener Entdeckung freilich nur Schiller zur Last fallen. Kant selbst aber erscheint mitschuldig, daß Schillers Behandlung der Probleme immer unfruchtbarer geworden sei, je merklicher sein Anschluß an Kant hervorgetreten sei. Durch das Kantische Fundament habe Schiller bei seiner Theorie des Schönen die Umsicht und die natürliche Freiheit der Auffassung eingebüßt und eine fortlaufende Kette von Künsteleien, willkürlichen Gedankengespinsten, Witzes- und Phantasiespielen abstrakter Art geliefert. Man kann der Spitzerischen Weisheit gegenüber sich eigentlich blos auf den alten Satz „Contra principia negantem non est disputandum" berufen. Die Verbindung des Ethischen und des Ästhetischen, von Leben und Kunst ist wirklich die Grundveste, der Lebensatem aller Abhandlungen Schillers von den „Künstlern" und der Kritik gegen Bürger bis zur „naiven und sentimentalischen Dichtung". Wer in dieser Verbindung einen Mangel an systematischer Philosophie erblickt, für den hat weder der Kantianer noch der Dichter Schiller geschrieben.

Wenn Harnack die Ästhetik Schillers in seiner Biographie auch nur äußerst knapp behandelte, so hat er doch in einem Falle eine Sonderuntersuchung miteinfließen lassen. Er sucht nachzuweisen, daß der erst 1801 vereinzelt erschienene Aufsatz „Über das Erhabene" auch wirklich erst durch Süverns Buch über „Wallenstein" hervorgerufen, nicht, wie man gewöhnlich annimmt, eine ältere Arbeit sei. Nicht genügenden Nachdruck scheint mir Harnack auf Schillers dramatische Pläne und Fragmente gelegt zu

haben. Ich würde in einer Schillerbiographie ihrer nicht erst am Schlusse gedenken, denn das ganze Bild seines Schaffens gewinnt an Fülle, wenn wir zwischen den Besprechungen der abgeschlossenen Dramen immer wieder erinnert werden, wie viel bedeutende Ansätze und Entwürfe sich dazwischen drängten. In dem großen, gleichfalls unausgeführten Gedichte zur Jahrhundertfeier, aus dem Harnack die der Reformation gewidmeten Verse anführt, war Schiller soweit entfernt, auch für die Zukunft „jede politische Bestimmung des deutschen Volkes zurückzuweisen", wie Harnack behauptet, daß er vielmehr nur deshalb für die Gegenwart sich mit Lösung der geistigen Aufgaben tröstete, weil er der Überzeugung lebte: „dem, der den Geist bildet, beherrscht, muß zuletzt die Herrschaft werden. Das langsamste Volk wird alle die schnellen flüchtigen einholen." Geistig hatte das deutsche Volk dies ja bereits gethan; es konnte sich also bei dem künftigen „Einholen" nur um ein politisches Erstarken und Herrschen handeln.

Ich bin von dem anonymen Rezensenten meiner Litteraturgeschichte in den „Grenzboten", wegen angeblichen Schillerfrevels denunziert worden, weil ich schrieb, Schiller verfalle bei dem Streben nach dem Volkston der Bürgerschen Ballade im „Gang zum Eisenhammer" leicht in den Bänkelsängerton. Da ist es mir eine persönliche Genugthuung, daß auch Harnack wiederholt (S. 64 und 273) an einzelnen Balladen Schillers „Bänkelsängerhaftes" tadelt. Ja, Harnack sagt vom „Grafen Eberhard": „Zum Volksdichter war Schiller nicht bestimmt; die gesuchte Einfachheit wurde zur Plattheit."

Die angehängte „Litterarische Übersicht" hätte Harnack wohl etwas praktischer einrichten können, und jedenfalls mußte die Bedeutung des Briefwechsels mit Körner ebenso wie die der vorher erwähnten mit einem Worte hervorgehoben werden. Zweifellos hat Richard M. Meyer seine der zweiten Auflage beigefügte „Übersicht der Goethe-Litteratur" nutzbringender angelegt. Die Briefwechsel hat Meyer nach den Jahren ihres Beginnens verzeichnet, was gleich äußerlich eine interessante Zusammenstellung giebt. In der Gruppe Biographisches" vermißt man jede Litteraturangabe über die Straßburger Zeit. Mit Beiseitelassung der Friederikenlitteratur hat Meyer ja gewiß gut gethan, aber Kayser oder Stöber wären, wenn

auch keiner mehr völlig entspricht, doch zur Ausfüllung der Lücke heranzuziehen gewesen. Einzelne Bände der „Schriften der Goethe-gesellschaft“ sind angeführt; es würde sich aber empfehlen auch die Sammlung als solche zu nennen. Der Neudruck der „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ erstreckt sich nur auf den Jahrgang 1772, nicht auch auf den folgenden, wie man nach Meyers Angabe (S. 715) glauben muß. Scherer hat die Zumutung eines Neudrucks des Jahrgangs 1773 ausdrücklich abgelehnt. Im übrigen darf man, obwohl natürlich jeder die so schwierige Auswahl in Einzelheiten verschieden treffen würde, doch die geschickte und unparteiische Zusammenstellung Meyers rühmen. Die neueste Litteratur, wie z. B. Schubarts Mitteilungen über den Königslieutenant, ist nicht blos in dieser Übersicht, sondern auch in der durchgehends nachgebesserten Darstellung selbst sorgfältig verwertet. So ist z. B. S. 287 den Revolutionsdramen die Besprechung des Bruchstücks „Das Mädchen von Oberkirch“, der Leipziger Zeit die des Buchs „Annette“ eingereiht. Den Hauptteil der Erweiterungen bilden Anführungen aus Briefen, Gesprächen und Berichten von Augenzeugen, die dem Bilde größere Fülle geben, aber auch einzelne Arbeiten wie Werthers Briefe aus der Schweiz (S. 173) finden in der zweiten Auflage eine früher versagte Berücksichtigung. „Wilhelm Meister“ wird jetzt ausführlicher analysiert, „um die Kunst des Aufbaues, die Mannigfaltigkeit der Beziehungen, den Reichtum der Lebensweisheit wenigstens in großen Zügen aufzuweisen.“ Auf das ganz neue Kapitel über Goethes Lyrik, das der Besprechung der Frankfurter Zeit eingefügt ist, und die Betrachtung der „Sprüche in Prosa“ (S. 543 f.) hat Meyer selbst im Vorwort hingewiesen. Die Vergleichung Goethischer Gedichte mit solchen Lenaus, Eichendorffs, Heines ist lehrreich durchgeführt: Goethe stelle die Existenz dar, Heine den Effekt. „In der lyrischen Darstellung der Existenz ist Goethe unerreichter Meister und auch in der antiken Lyrik kommt ihm hierin nichts gleich“ (S. 155). Die Zusammenstellung der Goethischen Sprüche mit Lichtenbergs Aphorismen, von denen auch Platen in seinen Tagebüchern sich begeistert zeigt, ist durchaus gerechtfertigt; bezüglich des „dritten von gleichem Range“, Friedrich Nietzsche als „Klassiker des Apho-

rismus", werden aber hoffentlich recht viele nicht mit Meyer übereinstimmen.[50])

Meine Bedenken gegen Einzelheiten in dem geistreich anregenden Buche habe ich bei Besprechung der ersten Auflage (vgl. XI, 270) vorgebracht und müßte auch der zweiten gegenüber manches wiederholen. Wenn man S. 413 liest: „Der 17. März 1804 bringt einen neuen Triumph des Genossen, die erste Aufführung des ‚Tell'. Arbeiten für die Aufführung des von Schiller bearbeiteten ‚Makbeth', des von Goethe selbst umgearbeiteten ‚Götz' schließen sich an", so sollte man nicht auf den Gedanken kommen, daß diese Aufführung des ‚Makbeth' am 14. Mai 1800 vor sich ging. Die wie eine Parodie der Goethephilologie klingende Entdeckung Pniowers, daß Goethes Übersetzung des Hohenlieds auf Szenen des ‚Faust' eingewirkt habe, wird für Freunde unfreiwilliger Komik auf's neue vorgetragen. Dagegen ist von der ursprünglichen Prosafassung des ‚Faust' nun doch nicht mehr die Rede. Ich möchte aber zur Streichung für die dritte Auflage auch die ebenso kühne als haltlose Behauptung empfehlen: „Gretchen war schon durch das Faustbuch gegeben" (S. 433). Die dort erwähnte Krämersdirn gab gar keinen Anhalt dazu. Der in dem neuen Kapitel (XXI) ausgesprochenen Ansicht, daß man von der dritten Schweizerreise an Goethes Alter rechnen dürfe, ist so, wie Meyer dies „sanfte Absinken" zu rühmen und zu würdigen weiß, wohl beizustimmen. Allein Meyer führt als ein Zeichen sinkender Kraft an (S. 460), daß Goethe von 1807 an mehr Bedürfnis nach Aufnahme von Musik von außen zeigte; früher habe ihm die innere Musik genügt. Meyer vergißt dabei, daß Goethe schon im Februar 1779 an Frau von Stein schrieb, er habe sich (am 14. und 22. Februar)

[50]) Die in diesem Jahr erschienene Sammlung von Nietzsches „Gedichten und Sprüchen" (Leipzig 1898), die mit Benützung der letzten Faustreime auch ein Gedicht an Goethe (S. 79) enthält, erleichtert den Vergleich mit Goethes Zahmen Xenien und Sprüchen. Daß dieser Vergleich aber Meyers Zusammenstellung von Goethe, Lichtenberg, Nitzsche berechtigte, muß ich entschieden bestreiten. Formalen Einfluß von Goethes „Divan" zeigen einige Gedichte von Nietzsche (z. B. S. 121); im allgemeinen kann von Goethischem Einfluß in diesen Gedichten nicht die Rede sein.

Musik kommen lassen, um durch Hilfe ihrer Klänge sein Brüten über Iphigenie zur dichterischen That reifen zu lassen. Das musikalische Bedürfnis ist also bei Goethe keine Alterserscheinung. „Iphigenie" ist in der neuen Auflage erst nach „Egmont" behandelt, Frau von Stein hat nicht mehr einen eigenen Abschnitt erhalten, sondern ist mit Recht dem größeren Kapitel „Weimar" eingeordnet worden. Ihr Einfluß auf Iphigenie ist für meine Überzeugung nach wie vor zu stark hervorgehoben. Im übrigen hat Meyer manche seiner Behauptungen gemildert, überall sorgfältig nachgeprüft und nachgebessert. So schließt in der zweiten Auflage die Betrachtung von „Hermann und Dorothea" mit einer Vergleichung der Vossischen Idylle ab: „Vossens ‚Luise' bleibt provinzial, spezifisch norddeutsch-protestantisch; Goethes Idyll blickt über alle trennenden Momente der Provinzen, der Religionen, der Stände hinaus und ist deshalb eben auch ein Nationaleigentum geworden für das ganze deutsche Volk."

Die zahlreichen Zusätze in der neuen Auflage von Meyers „Goethe" sind zum großen Teile nur eine Wiederherstellung des ursprünglichen und lediglich aus äußeren Gründen gekürzten Textes. Wie der Umfang, so hat auch die Ausstattung des Buches in dem neuen Verlage der Sammlung „Führende Geister" gewonnen. Im Gegensatze zu Meyer hatte Bielschowsky für seine Goethebiographie von Anfang an Bewegungsfreiheit, und so brauchte er bei der rasch, noch vor Vollendung des zweiten Teiles nötig gewordenen zweiten Auflage des ersten Bandes[51]) fast nichts zu ändern. Von den Zusätzen der Anmerkungen interessiert vor allem der Nachweis, daß auch Goethes Vater in Straßburg studiert hat (in die Matrikel eingetragen unter dem 25. Januar 1741). Bielschowsky vermutet mit gutem Grund, daß die Erfahrung des Vaters für Wolfgangs Sendung nach Straßburg entscheidend war. Hübsch ist der Nachweis, daß Goethe in Italien aufhörte Frankfurt als sein „Vaterland" zu bezeichnen und nur noch von seiner „Vater-

[51]) Goethe. Sein Leben und seine Werke. Erster Band. Zweite durchgesehene Auflage. München 1898 (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung) Die kritiklos überschwängliche Begrüßung die Spielhagen der ersten Auflage widmete, ist aufs neue abgedruckt in Spielhagens, im folgenden noch zu besprechenden „Neuen Beiträgen".

stadt" sprach. Die letzte Anmerkung verweist auf Scheidemantels ergebnisreiche Tassostudie (vgl. XIII, 194), und ihr Einfluß macht sich auch in der Umgestaltung von Bielschowskys Text fühlbar, denn eine Hauptstütze seiner früheren Beweisführung für den versöhnlichen, untragischen Ausgang von Goethes Drama hat ihm Scheidemantels zwingende Kritik entzogen. Bielschowsky hat versucht statt der verlorenen Stütze einige neue unterzuschieben. Allein eben mit dem Hinweise auf Ampère bringt er seine eigene Auslegung ins Wanken. Goethe hat, und keineswegs in einer melancholischen Stunde, Ampères Bezeichnung des Tasso als eines gesteigerten Werthers zu seinem eigenen Urteil gemacht. Ein Werther aber muß tragisch enden. Ich habe in diesen Berichten schon wiederholt erläutert, warum Goethes Tassodrama als Tragödie anzusehen sei, und muß auch den neuen Ausführungen Bielschowskys gegenüber entschieden daran festhalten.

Jede Lesung einer neuen Lebensbeschreibung Goethes bestätigt wieder, wie recht David Friedrich Strauß hatte, den Schilderer vor der Annäherung an des Dichters Autobiographie zu warnen. Die solle er als bekannt voraussetzen und sich in diesem Teil seiner Darstellung rein kritisch in Betreff von „Dichtung und Wahrheit" und genetisch in Bezug auf die Werke halten. Diese kritische Untersuchung der Glaubwürdigkeit und historischen Richtigkeit von „Dichtung und Wahrheit" ist seitdem mehrfach in Angriff genommen worden. Das Beste dabei hat Gustav von Loeper in der Hempelschen Ausgabe geleistet. Eine Ergänzung der bisherigen Forschung sowohl in Hinsicht der benützten litterarischen und mündlichen Quellen wie bezüglich der Entstehungsgeschichte der einzelnen Abschnitte hat Karl Alt gegeben[52]). In Verfolgung des von Düntzer eröffneten Weges hat er die von Goethe aus der Weimarischen Bibliothek entlehnten Bücher auf ihre Benutzung in „Dichtung und Wahrheit" hin näher angesehen, Bettinas Briefe auf ihre Echtheit hin geprüft, verstreute Splitter der Autobiographie in Goethes

[52]) Studien zur Entstehungsgeschichte von Goethes Dichtung und Wahrheit. Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte herausgegeben von Franz Muncker. Fünftes Heft. München 1898 (Karl Haushalter, Verlagsbuchhandlung).

Werken aufzuspüren gesucht. „Im Verhältnis zu dem, was Goethe selbst aus dem Gedächtnis hinzuthun mußte", erweisen sich die eigentlich biographischen Quellen nur spärlich, ungleich reicher natürlich die kultur- und litterargeschichtlichen. Goethes Arbeit an der Autobiographie sucht Alt nach gewissen Perioden abzugrenzen und während ihrer zu charakterisieren. Das schließliche Ergebnis der fleißigen Arbeit ist ein sehr bescheidenes. Gegenüber dem erst von Geiger geäußerten und auch von Paul Besson [53]) neuerdings wiederholten Befremden, daß nirgends in Goethes Dichtungsgestalten Züge seiner Schwester hervortreten — „il n'a pas réservé à sa sœur dans ses œuvres même la place la plus modeste" — verdient Beachtung Alts Nachweis einer Übereinstimmung in der Charakterisierung der wundersamen Natur Korneliens („man hätte von ihr sagen können, sie sei ohne Glaube, Liebe und Hoffnung") mit Theresens Klage in den Lehrjahren, daß Jarno ihrer Natur die drei schönen Haupteigenschaften Glaube, Liebe, Hoffnung völlig abgesprochen habe. Eine weitergehende Ähnlichkeit zwischen Kornelie und Therese darf man wohl nicht annehmen. Die Eigenart und Schicksale Korneliens hat Besson für französische Leser hübsch und treffend erzählt auf Grundlage der Briefe und von „Dichtung und Wahrheit", für die er statt der gewöhnlichen Bezeichnung „Vérité et Poésie" den in der That zutreffenderen Titel „Vérité et Fiction" vorschlägt.

Eine neue wichtige Quelle zur Ergänzung der in „Dichtung und Wahrheit" geschilderten persönlichen Beziehungen hat in sehr dankenswerter Weise Heinrich Funck erschlossen durch Mitteilung von sechzehn Briefen Lavaters an Goethe [54]), von denen bisher nur ein einziger und dieser ohne Nennung des Adressaten bekannt war. Die vom 14. August 1773 bis 1. Mai 1774 sich erstreckende Briefreihe ist um so wertvoller, als uns alle Goethischen Schreiben an Lavater verloren sind, die dem an Lavater und seinen „ersten

[53]) Goethe, sa Sœur et ses Amies. Grenoble 1898 (Extrait des Annales de l'Université de Grenoble t. X nr. 2).

[54]) Die Anfänge von Goethes Freundschaft mit Lavater in Briefen von Lavater an Goethe. Sonderabdruck aus der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" Nr. 131 vom 14. Juni. München 1898.

*

Herzensfreund" Pfenninger gerichteten vom 26. April 1774 vorausgehen. Die Briefe Lavaters sind aber nicht blos für ihren Urheber und den Gefühlsüberschwang jener Tage im höchsten Grade bezeichnend, sondern geben auch manches vom Inhalt der Goethischen Zuschriften wieder. Eingeleitet wurde das Verhältnis, indem Goethe durch Hofrat Deinet, den Verleger der Frankfurter gelehrten Anzeigen, seinen „Götz" an Lavater sandte. Die folgenden „Zwo biblischen Fragen" ließen Lavaters Seele darnach dürsten und schmachten, ein Christusbild von Goethes Erfindung und Hand zu erhalten. Die Antwort aus Frankfurt lautete: „Ich bin kein Christ", und sofort beginnt Lavaters Ringen, den geliebten und maßlos bewunderten Freund zu seinem eignen Christusglauben herüberzuziehen. Dies treugemeinte Bemühen sollte freilich in der Folge den „von Ewigkeit zu Ewigkeit" geschlossenen Bruderbund sprengen. Allein in jener Frühzeit, in der Lavater noch Goethes Verehrung für Zinzendorf zu mäßigen hatte, trug selbst die religiöse Abweichung dazu bei, den innig leidenschaftlichen Verkehr zwischen Propheten und Weltkind auch für das letztere anziehend zu beleben. Schon im Oktober 1773 will Lavater einige handschriftliche Bogen seiner Physiognomik Goethe zur Durchsicht senden (vgl. V, 239). Hat dieser ihm auch seinen ständig wiederkehrenden Wunsch nach einem Christusbilde, dessen Ideal ihm auch Chodowiecki nicht herzustellen vermochte, nicht erfüllt, so hatte Lavater dem „großen Zeichner" Goethe doch schon Anfang Februar 1774 für einen Stoß Silhouetten zu danken. Ihnen lag eine uns unbekannte Streitschrift Goethes gegen den Frankfurter J. B. Kölbele bei. Wie wenig ahnte Lavater, als er in seinen Berichten zweimal in Versen den Freund rühmte, daß sein Ausruf über dieses Memorial: „O Du arger! Lieber! Weh dem, den Du züchtigst" einmal auf gegen ihn selbst gerichtete Verse Goethes Anwendung finden sollte. Erst bei Abfassung von „Dichtung und Wahrheit" stieg dem grollenden Goethe das Bild der alten Jugendfreundschaft mit Lavater wieder freundlich auf. Zur Heilung des Bruches mit einem andern Freunde aus den stürmischen Jugendtagen wurde schon etwas früher der Anfang gemacht, aber auch hier, dem lebenden Klinger gegenüber, bewirkte doch erst die Abfassung der Auto-

biographie die von Klinger ersehnte Wiederannäherung. Die persönlichen und die litterarischen Beziehungen Friedrich Maximilian Klingers zu Goethe bis zum Sommer 1780 hat Max Rieger schon vor achtzehn Jahren in seinem trefflichen Buche „Klinger in der Sturm- und Drangperiode" dargestellt. Klingers späteres Leben und Dichten[55]) während seiner russischen Dienstzeit vollzieht sich abgesondert von seinen Jugendgenossen. Sein geistiges Schaffen half zwar ihm selbst „das Leben tragen auf diesem kalten Boden", aber immer mehr löste es sich los von den im Vaterlande herrschenden Strömungen, und zur Wirksamkeit Schillers und Goethes stellte er sich vielfach absichtlich in Gegensatz. Dabei schleicht sich in seinen Briefen und „Betrachtungen", Dramen und Romanen doch ständig der Ausblick auf Weimar ein.

Zu den bereits im dritten Bande des Goethejahrbuchs mitgeteilten 17 Stücken des 1801 neu beginnenden Briefwechsels zwischen Goethe und Klinger hat Rieger drei weitere Schreiben Klingers neu hinzugefügt. Aber Klingers Bemühungen um Erneuerung der alten Jugendfreundschaft tauchen auch auf in vielen der übrigen Briefe, die Rieger in einem eigenen Ergänzungsbande seiner gründlichen und höchst lehrreichen Biographie zum erstenmal veröffentlicht hat. Klinger fühlte Goethe gegenüber eine unlösbare Verbindlichkeit, und der Gedanke seiner Feindschaft zog auch über die heiteren Tage des Entfernten einen düstern Firnis. Schon 1789 suchte er durch seinen Darmstädter Freund Schleiermacher[56]) und Goethes Schwager Schlosser, durch den er den Grund von Goethes Unwillen erfahren hatte (S. 206), eine Aufklärung nach Weimar gelangen zu lassen, um zu erfahren, was

---

[55]) Klinger in seiner Reise dargestellt. — Briefbuch zu Friedrich Maximilian Klinger, sein Leben und seine Werke. Zweiter Teil von Max Rieger. Darmstadt 1896 (Verlag von Arnold Bergsträßer).

[56]) Neben Schleiermacher gehörte der Züricher Musiker Ph. Chr. Kayser zu Klingers nächsten Freunden. Da Kayser auch Goethe nahe stand, bis er durch sein unzuverlässiges Wesen einen Bruch herbeiführte, so ist Klingers Charakteristik Kaysers (10. April 1790 an Schleichermacher) und sein vergebliches Bemühen ihn zur Übernahme einer Anstellung am Kadettenkorps in Petersburg zu bewegen, auch für die Goethelitteratur beachtenswert.

Goethe für ihn empfinde. Der elende Phantast Kaufmann, „dessen Herz so schlecht ist als sein Verstand verwirrt, hat uns durch Tretschereyen auseinandergesprengt. Goethe glaubte ihm erbärmliches Zeug, ich war zu stolz mich über Plackereyen zu rechtfertigen, und die hohe Meinung, die ich von Goethe habe, ließ es auch nicht zu, und so reiste ich ab und warf mich ergrimmt und im tiefsten Herzen verwundet in die Arme des Zufalls. Mein innerer Mut besiegte tausend Hindernisse, und ich liebe Goethe mehr erzürnt, als ich ihn im guten Verständnis liebte." Aber wie Schlosser 1779 bei Goethes Besuch in Emmendingen ihn nicht günstiger für Klinger zu stimmen vermochte, so scheiterte auch jetzt Klingers diplomatische Einleitung, und resigniert meinte er (19. Okt. 1792), Goethe sehe eben Größe in Kälte; „doch glaub ich nicht, daß er so glücklich ist, als er es in Frankfurth war." Es war nur menschlich, daß Klinger, der noch 1790 erklärt hatte, nie an Goethe irre geworden zu sein, unter dem Eindruck der erneuten Ablehnung, nun ungünstigen Urteilen über Goethes Leben und neuere Dichtungen, wie sie ihm durch Ludwig Nicolovius' Vermittlung aus dem Eutiner Kreise zugingen (S. 221), beistimmte. Von dem Goethe feindlich gesinnten Nicolovius wünschte er Auskunft, wie das Genie den jungen (Fritz von) Stein gebildet habe, „wie Goethe in unserem Sinne beschaffen ist? Wie hoch er sich in unserem Sinne erhalten hat? Und ob hoch?" Die Nachricht der sauberen Ehe, die Goethe „mit diesem Geschöpfe mitten in der Bataille" eingegangen, veranlaßt ihn zu einem bittern Ausfall über die Erbärmlichkeit der Menschheit. Daß Klinger sich durch Goethes Karlsbader Gedicht an Marie Luise, das in Petersburg der ganzen deutschen Nation als Schmach angerechnet wurde, im März 1813 verwundet fühlte, war vollkommen gerechtfertigt; „Epimenides Erwachen" ließ ihn kalt wie alle Allegorien. Aber auch „Tasso" und „Meisters Lehrjahre" hatten Klingers Widerspruch erregt. „Ich sehe in allem was jetzt Goethe schreibt," heißt es in der an Nicolovius gerichteten Kritik der „Lehrjahre" vom 1. März 1798, „den entzauberten Dichter". In allem dem Ding ist wenig Herz und über alle dem Ding brütet der kalte Egoismus des Verstandes. Ach was ist die Dichtkunst, wenn sie nicht ein

Balsam für die Wunde des Schicksals wird! Wenn sie uns nicht über die enge, ängstliche Lage erhebt. Wenn sie den Armen nicht reich macht, den Gedrückten nicht emporhebt." Sein eigenes Dichtungsideal führte er in einer, wie Rieger meint „stillschweigenden aber schwerlich unbewußten Konkurrenz mit Goethe" aus. Dem „Wilhelm Meister", bei dem man sich an für das Vaterland Heil oder Unheil bedeutende Weltereignisse nicht erinnert fühlt, stellte Klinger 1798 seine „Geschichte eines Teutschen der neuesten Zeit" gegenüber, einen politischen Roman, in dem die sittliche Ausbildung eines Deutschen erfolgt in „Wechselwirkung gerade mit allen jenen Mächten des Lebens, von denen Wilhelm Meister unberührt bleibt" (S. 355). In einer seiner Betrachtungen hat Klinger seine Lieblingswerke unter den deutschen Dichtungen, die er vor allen anderen Büchern stets behalten möchte, zusammengestellt: Wielands „Musarion" und „Oberon", Klopstocks „Oden", Lessings „Nathan", „Don Karlos", „Götz", „Tasso", „Iphigenie", Vossens „Luise", der er also den Vorzug vor „Hermann und Dorothea" gab, Thümmels französische Reise. Der Hauptheld in der „Geschichte eines Teutschen", Ferdinand, wird dagegen durch „Werthers Leiden" aufs stärkste ergriffen und preist das Buch als „die feurigste, vollendetste Darstellung des heutigen Genius".

Obwohl Klinger den Goethischen „Tasso" unter seinen Lieblingsbüchern nennt, hat er im März 1798 „Weltmann und Dichter" ebenso im Gegensatz zu „Tasso" wie die „Geschichte eines Teutschen" im Gegensatz zu den „Lehrjahren" vollendet. In beiden Werken ist „die ganze Theorie von der moralischen Kraft", die eigentlich den Dichter mache, im Grunde gegen Goethe gerichtet; sie wird erst, wenn man auf diese Absicht aufmerkt, ganz verständlich. Eine zuletzt persönlicher Verstimmung beruhende ungünstige Meinung von Goethes Charakter war bei Klinger zu der so verschiedenen Weise, das Leben zu betrachten, hinzugekommen, und ein unausgesprochener Gegensatz zu ihm erfüllt nun seine eigenen Schöpfungen (S. 402). Bei dem Streite über den Schluß des Goethischen „Tasso" möchte ich doch erwähnen, daß Rieger in dem Schluß von Klingers „Weltmann und Dichter" die Befriedigung einer dauernd gewonnenen Freundschaft empfindet, während Tassos neues Verhältnis

zu Antonio keine Gewähr der Dauer erkennen lasse. In einem nicht unbewußten, pessimistischen Gegensatz zu Goethes „Iphigenie", der bei edel angelegten Barbaren die Abschaffung der Menschenopfer gelingt, erscheint Rieger (S. 165) auch Klingers „Medea" zu stehen, die bei ähnlichem Bestreben unter den wilden Horden des Kaukasus erliegt. Die in der ersten Fassung der „Medea auf dem Kaukasus" (1790) noch sichtbar auftretenden Furien hat Klinger 1792 nach Goethes Vorbild blos mehr in ihrer Wirkung durch die Reden der gepeinigten Heldin vorgeführt (S. 190). Mit der „Iphigenie" ist übrigens schon 1791 ein anderes Drama Klingers, der „Aristodymos", und zwar zu Gunsten Klingers von Schillers Freund Huber verglichen worden. Das Streben nach Wahrung der Einheiten, einfach klassischer Formgebung hat Klinger ungefähr in der gleichen Zeit wie Goethe bei der „Iphigenie" begonnen. Allein er blieb bei dem stehen, was Goethe in der ersten Fassung seiner „Iphigenie" nur als einen weiteren Ausgangspunkt betrachtete. In diesem Sinne hat sich Goethe in einem von Rieger (S. 107) zum ersten Mal veröffentlichten Gespräche mit Alfred Nicolovius geäußert: „Klinger habe sich der Entwickelung der Form im deutschen Litteraturwesen nicht anschließen mögen oder können und sei zu Folge dieser Vernachlässigung, inmitten der in Deutschland gesteigerten Anforderungen an die Form, mehr und mehr auf dem Parnasse isoliert." Die Thatsache der Isolierung ist unbestreitbar, und zu der durch den idealen Stil geforderten Versifikation hat sich Klinger nie entschließen können; allein Goethes Charakteristik Klingers in „Dichtung und Wahrheit" zeigt nach Riegers Urteil (S. 416 und 513), daß er in Klingers Dichtungen nicht eingedrungen sei. Freilich wird es bis heute nur wenig Leser seiner Dichtungen gegeben haben, die mit Riegers liebevollem Verständnis tief genug eindrangen, um die verborgenen Beziehungen sich klar zu machen. So versucht Rieger (S. 101) den Nachweis zu führen, daß Klingers „Medea in Korinth" die Faustidee, wie sie Goethe ursprünglich verstand, enthalte: das Sprengen der Schranken irdischer Persönlichkeit, das intuitive Erkennen der Natur in und aus ihrem innersten Wesen, das Einswerden mit ihr und die Aneignung ihrer Kräfte zum Dienst eines großen Willens. Medea

leide unter der Konsequenz, die Goethe für seinen Helden nicht gezogen habe: „daß der den Schranken der Menschheit Entrückte auch ihrer Gemeinschaft, die er doch nicht missen möchte, entrückt wird.“ Ich glaube freilich nicht, daß dies Goethes ursprüngliche Idee gewesen sei. Die Anfänge des Goethischen „Faust“ hat Klinger zweifellos ebensogut wie H. L. Wagner in Frankfurt kennen gelernt, unhaltbar indessen erscheint mir Riegers Annahme einer alten prosaischen Grundlage des Monologs in „Wald und Höhle“ (S. 56), da die Göchhausensche Abschrift ja einen Teil von ihm der Valentinszene einverleibt zeigt. Die Verwandtschaft des Erdgeists mit dem Geist der Höhle in Klingers „Goldnem Hahn“ ist nach Riegers eigner Schilderung doch nicht der Art, um dem vorliegenden Schriftstück gegenüber solch überkühne Hypothesen zu rechtfertigen. Dagegen wird Rieger wohl im Rechte sein mit der Annahme (S. 248), das Erscheinen des Goethischen Faustfragments möge Klinger trotz seiner eignen Behandlung der Faustidee in der „Medea“ den Anlaß gegeben haben zu seinem Faustroman, denn in dem Fragment mochte er wohl das Altbekannte mit bedeutsamen neuen Zuthaten begrüßen, mußte jedoch die Erschöpfung des Stoffes vermissen. Riegers eindringende Besprechung von Klingers Faustroman fordert selbstverständlich fortwährend zur Vergleichung mit Goethes grundverschiedenem Faustdrama heraus.

Wie einzelnen Goethischen Dichtungen, so stellte Klinger auch mehreren Schillerischen Dramen absichtlich eigene Werke entgegen. Das stoffliche Zusammentreffen mit Schillerischen Plänen bei „Konradin“ und „Elfriede“ (S. 37) war freilich ebenso ein völlig zufälliges, wie Klinger bei seinen Angriffen auf die spanische Inquisition im „Raphael de Aquillas“ nicht wissen konnte, daß Schiller bei den Vorarbeiten zu seinem „Don Karlos“ einmal die Absicht hatte, „in Darstellung der Inquisition die prostituierte Menschheit zu rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu stellen“. Nicht zufällig aber war die von Rieger (S. 11 f.) erörterte Verwandtschaft der Fabel von Klingers „Falschen Spielern“ mit jener der „Räuber“. Im „Günstling“ findet Rieger das Verschwörungsmotiv wenn nicht Schiller entlehnt, so doch durch seinen „Fiesko“ empfohlen, einzelne Gestalten

nach Vorbild von Fiesko, Bertha, Verrina, Burgognino gezeichnet (S. 88). Zum drittenmal entlehnte Klinger Schillerische Motive für sein Trauerspiel „Roderico“. Nicht blos den Namen entlehnt der Freund des Infanten Alfonso von Navarra von Don Karlos' Roderich. Die Ähnlichkeiten zwischen „Roderico“ und „Don Karlos“ treten so stark hervor, daß Schillers Freund Huber in seiner Rezension meinte, es mache mehr den Eindruck unschuldiger Parodie als den der Nachahmung. Klinger aber, der nicht ohne Absicht gerade den „Roderico“ Schillers Schwager Reinwald widmete, reizte es eben auf dem Boden des gleichen, nur anders gewendeten Stoffes von seiner höheren Stufe der Reife aus seine Kraft zum Wetteifer mit dem neuen Kraftgenie, dem Wiederbeleber seiner eignen dramatischen Sturm- und Drangtendenzen einzusetzen (S. 130). Den Bruch mit dem Drama der Sturm- und Drangzeit, über den Klinger sich in der Vorrede zum „Theater“ äußert, hatte er schon 1784 mit seinem „Konradin“ vollzogen und doch zu spät, um auf der Bühne noch einmal festen Fuß zu fassen[57]). Wäre er, sagt Rieger (S. 96), gleich nach den „Zwillingen“ mit Stücken wie „der Günstling“ hervorgetreten, so hätte man in dem Reifenden vielleicht einen würdigen Nachfolger Lessings begrüßt, und, wie Rieger (S. 199) meint, keineswegs zum Schaden des deutschen Publikums, hätte es den Dichter der ausgesprochensten Männlichkeit auf würdigste Weise über die Idee des Guten in ihrem Bezug auf Staat, Vaterland, politische Pflicht vernommen. „Ausgesondert aus einem Geschlechte, dessen Dichten und Trachten sich in der Sphäre des Individuallebens und des abstrakten Geisteslebens erging, verarbeitet der einsame Mann an der Newa mit heißem persönlichen Anteil die höchsten Ideen des politischen Menschen, die in dem seiner Auflösung entgegenreifenden Vaterlande kein Dasein haben; und wie ganz anders als Schiller, dessen „Don Karlos“ in arglosem Weltbürgertum, den humanitarisch schwärmenden Hochverrat verherrlicht.“ Aber 1785 war bereits

[57]) Der Spielplan des Weimarischen Theaters unter Goethes Leitung verzeichnet Klingers Namen nicht; er weiß aber auch nichts von einem Durchfall des „Egmont“ auf der Weimarer Bühne im Jahre 1792, von dem Rieger S. 179 spricht.

„durch Schiller ein neuer Maßstab da für jede Erscheinung, die sich dem Publikum mit dem Anspruch darbot, etwas besseres zu sein, als die Trivialitäten, die seine gewöhnliche Weide bildeten. Betrachtet man den „Fiesko" neben dem „Günstling", oder vergleicht nur die Ausführung der Titelrollen in jedem von beiden, so erscheint die gewaltige Überlegenheit Schillers, bei allem Unreifen und Fratzenhaften, in der derben sinnlichen Fülle, die er seinen Gestalten und seiner Handlung zu geben vermochte. Was wollte daneben Klingers herbe Erhabenheit, wenn auch der Vorzug der Reife und der höhere geistige Gehalt für jetzt noch auf seiner Seite stand" (S. 96). Und wenn Klinger sich auch seiner eigenen früheren Manier gegenüber kritisch verhielt, so war er doch „nicht der Mann, sich mit der Gründlichkeit eines Schiller und mit dessen Lust an der Theorie in die Bedingungen und die Gesetze der Kunst denkend zu vertiefen" (S. 198). Als Schillers Schwager Wilhelm von Wolzogen bei der Bewerbung des weimarischen Erbprinzen um die Großfürstin Maria Paulowna mit Klinger in Berührung kam und sich bald innig mit dem schwer zugänglichen Rigoristen befreundete, ließ Schiller ihm wohl 1804 sagen, unverlöschlich sei der Jugendeindruck der Kraft, mit welcher er vor 25 Jahren auf seinen Geist gewirkt habe, nachdem Klinger seinerseits schon am 16. Februar 1802 an Wolzogen geschrieben hatte: „Die Jungfrau von Orleans unsers Schillers hat meinem idealischen dichterischen Sinn einen hohen wahren Genuß gewährt, und ich wünsche ihm Glück zu dem Geschöpf. Das Maß seines Geistes steigt an Graden, bei jedem neuen Produkt." Aber Schiller mochte wenig Verständnis für seinen Geist aus einem Lobe entnehmen, das den Nachsatz enthielt, Voltaires „Pucelle" mache dem Schreiber in allem andern Sinn gleiches Vergnügen und Schiller habe Unrecht gehabt, sich gegen Voltaires Epos auszusprechen. Besaß Klinger doch so wenig wirkliche Einsicht in Schillers Wesen, daß er ihn als Mitschuldigen der mystischen Versündigungen der Romantiker tadelte. Trotz der wärmsten, aus mitfühlendem Erkennen der Eigenart seines Großoheims und Helden Klinger hervorgehenden Verehrung urteilt Rieger (S. 464): „Die ästhetische Veredlung, die Schiller dichterisch und philosophisch verkündigte, in der Goethe lebte, kommt bei

Klinger überhaupt nicht in Betracht, kein Versuch sich mit ihr auseinanderzusetzen findet sich; es ist als ob ein Gebirge die Strömung, darin sein Geist lebt, von der unsrer großen Dichter scheide."

Und doch begannen mit dem Ende des Jahrhunderts wieder die persönlichen Beziehungen zwischen Klinger und Weimar. Vom 23. April 1801 stammt Goethes erstes Schreiben, das der jüngere Voigt dem Generalmajor Klinger überbrachte. Ihm war im Frühjahr 1799 Wolzogens erste Sendung nach Petersburg vorangegangen. Rieger widerspricht der gewöhnlichen Ansicht, daß der diplomatische Wunsch, Klingers Einfluß der Weimarischen Brautwerbung nutzbar zu machen, Goethe veranlaßt habe, sein hartnäckiges Schweigen zu brechen. Rieger meint, in dem Alter, wo man mit Liebe in Jugenderinnerungen zu kramen beginnt, sei auch in Goethe das Bedürfnis erwacht, „eine gemäßigte Freundlichkeit in jener Richtung zu spenden." Für Maria Paulowna, die Klinger von Kindheit an kannte, hegte er die gleiche verehrungsvolle Zuneigung, wie die Großfürstin sie dann in Weimar bei allen weckte. Durch Vermittelung Wolzogens gelangte an Schiller aus Klingers Besitz jene Handschrift Diderots, die dann in Goethes Verdeutschung als „Rameaus Neffe" in Göschens Verlag erschien (S. 390 und 527). Mit Maria Paulownas weimarischer Hofdame Karoline von Egloffstein, einem Liebling Goethes, knüpfte Klinger bei ihrer Anwesenheit am Petersburger Hofe 1816 engere Beziehungen. Sie brachte in die stets aufs neue stockende Verbindung zwischen den entfremdeten Jugendfreunden endlich auch auf Goethischer Seite wärmere Teilnahme, wenngleich es ihr so wenig wie den wiederholten Versuchen Klingers gelang, Goethe zu einem brieflichen Aussprechen über die durch Kaufmann verschuldete Entzweiung zu bewegen. Aber Klinger fühlte sich Goethe neu verbunden, seit er im ersten Teile von „Dichtung und Wahrheit", dem er erst voll Mißtrauen entgegengesehen hatte, die liebevolle Beschreibung der gemeinsamen Vaterstadt mit unbeschreiblichem Vergnügen gelesen hatte. Schön charakterisierte er Goethes Darstellung seiner Kindheit: sie lasse den aufgeblühten Genius des vollendeten Dichters über dem Knaben schweben, scheine auf die im Keim liegende künftige Blüte zu deuten. In trübster Zeit wurde ihm das Buch „ein neuer und

starker Beweis, was das innere Gemüt des Teutschen ist, das so einzig sich auszeichnet, im besondern geistigen tieferen Sinn, daß keine Nation dergleichen aufzuweisen hat, und es beweist, daß unser Gemüt sich in der Aufklärung nicht erhellt, sondern erhebt." So schrieb er nach dem ersten Teile an Morgenstern, und so wiederholte er nach Empfang des zweiten Teils an Nicolovius: „Unsre späten Nachkommen werden das Streben und den Geist unsrer verlebten Zeit beym Lesen als Zeitgenossen mit uns leben, wenn Goethe es vollendet. So ein Buch konnte denn doch wiederum nur von einem Teutschen und über Teutsche geschrieben werden." Unter dem Eindrucke von „Dichtung und Wahrheit" nahm Klinger auch den durch das nördliche weise gemilderten orientalischen „Divan" freundlich auf, obgleich er kurz vorher (30. August 1818 und 3. März 1819) über Hafis' Oden und das „Teutsch persische der mystischen Dichterlinge" gewettert hatte. Als J. G. Gruber 1805 in der Halleschen Litteraturzeitung die zwei Landsleute und Jugendgenossen Goethe und Klinger als die gemeinsamen Urheber einer neuen Epoche zusammenstellte (S. 418), ließ ihn dies schmeichelhafte Urteil gleichgiltig, aber mit Ungeduld erwartete er die Vollendung des „Denkmals", das ihm Goethe in der Fortführung von „Dichtung und Wahrheit" versprochen hatte, des Werkes, „in dem ich als Jugendgefährte, Zeitgenosse, und von ganz teutschem Gemüte als Mann, Freund und Verehrer, lebe und bin." Als der Kanzler von Müller ihm einen Bericht über Goethes Jubelfest zusandte, da dankte auch er als alter Weimaraner (11. Dezember 1825). „Der Name Goethes, den ich seit fünfzig Jahren und nur etwa sechs Monate weniger nicht sah, führt für mich einen Zauber mit und in sich, der die Blüte reiner Jugend und alle die schönen Erinnerungen so weckt, daß ich Zeit, Entfernung und Alter vergesse." Als er von Pustkuchens Angriffen gegen Goethe hörte, schrieb er ruhig: „Goethe wird stehen bleiben und bleiben was er ist, in der Gegenwart und in der Zukunft, und diese Phantasten, nicht von Geistern, sondern von Irrwischen werden verschwinden." Aber eine leidenschaftlichste Erregung erfaßte ihn, als Köchy die Frechheit hatte, die unter Glovers Namen gegen Goethe gerichtete Schmähschrift Klinger zu widmen. Wie Goethes Freundschaft die

Freude seines Alters sei, schrieb er Karolinen von Egloffstein, so sei diese Widmung einem Manne von seinem Sinn und seiner Denkungsart die bitterste Kränkung, die schmerzlichste Verletzung. Er beruhigte sich erst, als seine Abwehr dieser verdächtigenden Widmung öffentlich erschienen war.

Goethe freute sich über diese Erklärung, äußerte aber trotzdem im Dezember 1824 in einem erst jetzt bekannt gewordenen Gespräche mit Müller (s. unten): „Alte Freunde muß man nicht wiedersehen, man versteht sich nicht mehr mit ihnen, jeder hat eine andere Sprache bekommen. Wem es Ernst um seine innere Kultur ist, hüte sich davor; denn der alsdann hervortretende Mißklang kann nur störend auf uns einwirken und man trübt sich das reine Bild des früheren Verhältnisses." Nach Klingers Tode aber schloß er ebenfalls Müller gegenüber (11. März 1831) seine Mitteilungen über ihn mit dem Endurteil: „Das war ein treuer, fester, derber Kerl, wie keiner." Schillers Tod hatte Klinger selbst von der Kaiserin Mutter erfahren. Die tiefe männliche Rührung, mit welcher er die Trauerkunde weiter gab, gewann ihm in diesem einzigen Moment das Herz des zufällig anwesenden Johann Gottfried Seume, der darin den Ton der wahren Teilnahme hörte, „mit welcher der Mann von Wert von einem Manne spricht, dessen Wert er mit reiner Freude anerkannte." Klinger hatte als Adjutant des Großfürsten Paul einstens unter den Gästen Herzog Karl Eugens auf der Solitüde geweilt, als die Beleuchtung des glänzenden Festes Schiller zu seiner Flucht aus Stuttgart leuchtete. Nun teilte eine Kaiserin von Rußland gewordene württembergische Prinzessin ihm trauernd mit, daß Schiller gestorben sei, nachdem die Großfürstin von Weimar aus „mit den kleinsten Umständen und dem ganzen Ausdruck einer schönen Seele den Todesfall sogleich ihrer Mutter in Petersburg gemeldet." Seume meinte, kein russischer Nationaldichter sei an der Newa so sehr betrauert worden wie Schiller. „Die Guten waren wirklich gerührt und die andern thaten so aus Hofsitte." Seume, für dessen Schilderung seinen neuesten Biographen[58])

[58]) Johann Gottfried Seume. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften von Oskar Planer und Camillo Reißmann. Mit dem Bildnis Seumes in Stahlstich. Leipzig 1898 (G. J. Göschensche Verlagshandlung).

reiches handschriftliches Material zur Verfügung stand, hatte bereits für die „Thalia“ Beiträge an Schiller gesandt, die in der „Thalia“ und „Neuen Thalia“ Aufnahme fanden. In den Begleitschreiben seiner Gedichte vom 10. August 1792 und 5. Juli 1793 gedenkt er dankbar des tiefen Eindrucks, den Schillers Werke auf ihn gemacht hatten. „Don Karlos“, der „Hochgenuß aller besser gestimmten Seelen“, war während seiner preußischen Soldatenzeit wie noch 1808 sein Lieblingsbuch. Schillers persönliche Bekanntschaft machte er in Leipzig und besuchte ihn in Gemeinschaft mit seinem Freunde dem Maler Schnorr von Carolsfeld und mit Crabb Robinson bald darauf im November 1801 in Weimar, wo Schiller ihm in seiner vollen Liebenswürdigkeit als Hausvater, seine kleine Karoline auf dem Arm, entgegentrat. „Sie sind beide gut,“ schrieb er in Erinnerung daran von Wien aus an Göschen, Schillers „Mädchen, das von Orleans und die kleine Schmeichlerin des Hauses; er wird mir selbst erlauben, daß ich von einer zur andern gehe.“ Das Bild Schillers, von seinem Kinde umklammert, hatte sich ihm so tief eingeprägt, daß es auch wieder vor ihm auftauchte, als die russische Kaiserin von ihm Näheres über Schiller hören wollte. Sie selbst sprach dabei von Schillers Schriften „mit hoher Achtung und von manchen mit einer so feinen Kritik, daß auch Schiller, hätte er sie gehört, sie gewiß benutzt hätte“. Die Nachwirkung dieses Gespräches in Petersburg und seines Schmerzes über den Tod des Dichters, mit dem er „immer in freundschaftlichen Verhältnissen gewesen war“, rief dann während Seumes stürmischer Fahrt auf dem Bothnischen Meerbusen sein Gedicht „Schillers Nekropompe“ hervor. Wie 1805 Schiller, so widmete er 1807 seiner Gönnerin „Amalia, der Fürstin Muster, der erhabenen seltenen Fürstenfrau“, eine poetische Totenklage (wieder abgedruckt S. 561). Zwar blieb ihm in Weimar bis zuletzt Wielands immer lebhafter bethätigte Freundschaft. Prinzessin Karoline und die Großfürstin, in deren allgemeines Lob auch der wenig fürstenfreundliche Seume voll einstimmte, zeigten sich ihm nicht minder freundlich gesinnt als einstens Anna Amalia. Allein bei späterer Einkehr in Weimar vermißte er trotzdem stets diese „edelste der deutschen Frauen“ und Schiller, den er seinen Freund

nennen durfte. Von Goethe dagegen war Seume 1801 zwar „gütig und herablassend“ doch derart empfangen worden, daß er nicht wußte, ob dem Olympier Goethe seine Empfehlung in Briefen angenehm wäre. In dem von Tiedge 1809 unbefugt veröffentlichten autobiographischen Gedicht „Kampf gegen Morbona“ rühmte indessen Seume dankbar:

Schiller rufte mir, und Herder fragte,
Wenn ich meinen Zug zur Ilme nahm;
Und der Heraklide Goethe sagte
Lehrreich manches Wörtchen, wenn ich kam.

In den neuen Ergänzungen zu Goethes Gesprächen mit Müller (1. Juli 1826) ist von dem unangenehmen Eindruck die Rede, den Seumes Gedichte auf Goethes Phantasie machten. Das berühmte Salve an der Schwelle des Goethehauses hat nicht blos Seumes Begleitern Schnorr und Crabb Robinson, die beide das Mosaik irrtümlich vor Goethes Arbeitszimmer versetzen, besonderen Eindruck gemacht. Seume wurde dadurch zu den Bemerkungen „Ein Wort über die Inschrift Salve“ angeregt, bei denen er Goethes gedenkt. In Seumes gesammelten Werken fehlt der im Morgenblatt 1807 (Nr. 153) erschienene Aufsatz, wie so viele andere seiner Arbeiten, auf welche die reichhaltige und von dem Göschenschen Verlage, in dessen Diensten Seume lange gestanden hatte, prächtig ausgestattete Biographie nun verdienstvoll wieder aufmerksam gemacht hat.

Wenn der „Spaziergänger nach Syrakus“ die Goethe-Schillerischen Kreise nur vorübergehend streifte, so leitet die Betrachtung der Reise und Reiseschilderungen Wilhelm von Humboldts, die Artur Farinelli aus der Fülle seiner staunenswerten Kenntnisse auf den verschiedensten Litteraturgebieten schöpft,[59]) überall auf das Weimarische Dichterpaar zurück. Farinelli zieht in seiner Darstellung von Humboldts Beziehungen zu Spanien neben Wilhelms Schriften den ganzen Briefwechsel des

---

[59]) Guillaume de Humboldt et l'Espagne avec un appendice Goethe et l'Espagne. Paris 1898. (Extrait de la Revue Hispanique, Tome V.). Die Arbeit bildet eine Fortsetzung der im 5. und 8. Band der „Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte“ begonnenen wertvollen Studien Farinellis: „Spanien und die spanische Litteratur im Lichte der deutschen Kritik und Poesie“.

Humboldtischen Ehepaares heran. Aber die Schreiben an Goethe, Schiller und Lotte erscheinen dabei doch als die Hauptquellen. Farinellis Darstellung bestätigt durchaus, was Albert Leitzmann in seiner Einleitung zu den erstmalig aus der Handschrift mitgeteilten Aufsätzen Humboldts[60]) sagt: Wilhelm habe mit Schiller und Goethe in Gedanken alles verbunden, „was er neues sah und erfuhr; sie gewissermaßen als stille Teilnehmer seiner Reisen zu betrachten, erschien ihm ein selbstverständlicher Gedanke". An Goethe dachte auch Karoline von Humboldt in erster Reihe, als sie eifrig Aufzeichnungen über den noch unerforschten Bilderreichtum der spanischen Klöster und Paläste machte, kunstgeschichtliche Bemerkungen, die Goethe noch ein Jahrzehnt später als einen wahren Schatz rühmte (vgl. X, 434). Bei Besteigung des Montserrat tauchte bekanntlich vor Humboldts Geist Goethes Epos „Die Geheimnisse" auf, und seine Beschreibung des Klosterberges machte hinwieder auf Goethe so starken Eindruck, daß er bei der Erklärung seiner eigenen Jugenddichtung den von Humboldt zuerst gebrauchten Vergleich anwandte und Humboldts Schilderung für die Schlußszene des zweiten Faust benutzte. Als der Reisende die Theaterruinen in Murviedro bei Valencia besichtigte, erinnerte er sich dessen, was ihm Goethe vom Theater in Taormina erzählt hatte, und widmete ihm seine Studie „Über das antike Theater in Sagunt", die freilich erst durch Leitzmann ans Licht gezogen wurde. Sie reiht sich Humboldts griechischen Studien an, deren erste „Über das Studium des Altertums" für uns ganz besondere Bedeutung gewinnt. Die von Leitzmann abgedruckte Abschrift ist nämlich von Bemerkungen Dalbergs und Schillers begleitet, die künftig um so mehr in Schillers Schriften einen Platz finden müssen, als schon Tomaschek dieser Abhandlung wesentliche Einwirkung auf Schillers eigene Ansicht vom Griechentum zuschrieb. Während Humboldt von Dalbergs Anmerkungen meinte, sie zeigten wieder, daß er „mehr mit dem Geiste seiner eigenen als mit den Augen des Andern Ideen liest", fand er in Schillers Bemerkung zu seinem § 12 eine „genievolle

[60]) Sechs ungedruckte Aufsätze über das klassische Altertum von Wilhelm von Humboldt. Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts Nr. 58—62. Leipzig 1896 (G. J. Göschensche Verlagshandlung).

Idee", obgleich die alte Litteratur Schiller nicht geläufig genug sei, um auf das Ganze der Abhandlung einzugehen. Und doch hatte Schillers Teilnahme für Humboldt „eine ganz eigene Kraft",[61]) wie er bei der Mitteilung des Planes seiner Pindarstudie dem Freunde bekannte. Auch diese im Humboldt-Schillerischen Briefwechsel ausführlich besprochene Arbeit ist erst jetzt durch Leitzmann gedruckt worden. Ein Schillerisches Gleichnis benützt Humboldt auch am Schlusse des letzten und bedeutendsten dieser uns neu gewonnenen Aufsätze, der erst in Rom entstandenen „Geschichte des Verfalls und Unterganges der Griechischen Freistaaten", gleichsam in pietätvoller Erinnerung an die geistige Arbeitsgenossenschaft, die in Jena Schiller und Humboldt so innig verbunden hatte.

Es ist bei dem Verhältnisse der Humboldts zu Schiller ganz selbstverständlich, daß sie auf spanischem Boden, vor allem im Escorial und in Aranjuez, von den Erinnerungen an Schillers spanisches Trauerspiel begleitet wurden. An Ort und Stelle lasen sie den „Don Carlos". Freilich meint Farinelli, daß Schillers „Don Carlos" diese Prüfung ebensowenig wie andere auf spanischem Boden spielende Dramen deutscher Verfasser bestehen könne. Es sei Schiller nicht gelungen, wahres oder nur wahrscheinliches Lokalkolorit zu treffen. „Er gab in seinem Drama einen wirksamen Widerhall seiner eigenen Ideen, seiner patriotischen und edlen Gefühle, seiner politischen und religiösen Überzeugungen, aber sein Spanien ist blos ein Spanien seiner eigenen Einbildung, weit entfernt von der treffenden Wahrheit, welche die Lokalschilderung seines Wilhelm Tell schmücken sollte. Die Landschaft seines Don Carlos ist eine Traumlandschaft, sein Aranjuez nicht der entzückende Garten, den der schweigsame König inmitten einer öden und wilden Gegend hervorzauberte, sondern eine Erinnerung an den Schloß-

[61]) Ein Zeugnis dafür, wie Schiller trotz ungenügender Sprachkenntnis den griechischen Geist zu fassen vermochte, legt auch neuerdings Christ in seiner „Geschichte der griechischen Litteratur" ab, wenn er gelegentlich der Dichtungen des Nikander und des Eratosthenes (S. 537) bemerkt: „Es waren aber diese Verwandlungsmythen hervorgegangen aus dem poetischen Natursinn der Griechen, denen, wie Schiller in den ‚Göttern Griechenlands' so einzig schön ausgeführt hat, alles in der Natur eines Gottes Spur zu tragen schien."

garten von Ludwigsburg.“ Farinelli verweist dabei auf J. Herzogs Verdeutschung und Bühnenbearbeitung (Wien 1894) eines spanischen Don Karlosdrama aus dem 17. Jahrhundert, des „Prinzen von Asturien“ von Don Ximenes de Enciso. Andererseits führt er eine bei Goedeke fehlende spanische Übersetzung von Goethes „Herman y Dorotea“ an, die Manuel Gil Maestre 1879 zu Salamanka herausgab und dadurch, freilich etwas spät, einen Wunsch Karoline Humboldts erfüllte. Karoline hatte sich geärgert, daß die wenigen Spanier, die für fremde Dichtung Teilnahme zeigten, Goethes Epos nur aus Paul J. Bitaubés französischer Übertragung kannten. Humboldts Reiseberichte mußten für Goethe besondere Anziehungskraft besitzen, denn seine Art, „weniger eine Beschreibung des Landes als eine Schilderung des individuellen Lebens des Verfassers in demselben“ zu geben, entsprach ja dem, was Goethe selbst später bei Darstellung seiner italienischen Reise ausführte. Freilich hebt Farinelli auch den Unterschied in Goethes und Humboldts Reiseberichten hervor: „Goethe, dans ses notes de voyages, surpasse sans doute son ami dans les qualités essentiellement d'artiste; ses esquisses ont les contours nets et déterminés; même en occupant des détails. Goethe ne donne que le côté vif et saillant de ce qu'il observe; on n'a qu'à gratter légèrement la surface de ses descriptions et de ses réflexions pour y retrouver le poète et l'artiste. Chez Humboldt, la faculté pensante prédomine; les idées le maîtrisent, et il maîtrise les idées. Il met tout ce qu'il voit au service des idées; il est toujours à l'affût des causes qui ont produit tel ou tel phénomène dans la vie et dans la destinée d'une nation; il amasse les détails, il charge son pinceau de couleurs; partant, les tableaux qu'il achève sont plus riches en effets, même plus complets que ceux qui sortent de l'imagination bien plus poétique de Goethe.“

Die Teilnahme, mit der Goethe Humboldts spanische Reise begleitete, veranlaßt Farinelli im Anfang seines Buches einen Überblick der Beziehungen Goethes zu Spanien zu geben. Man muß bei Durchsicht dieser Skizze im Auge behalten, daß sie für spanische nicht für deutsche Leser bestimmt ist und eine der wichtigsten Beziehungen, Goethes Verhältnis zu Calderon, absichtlich für

ein geplantes besonderes Buch über Calderon in Deutschland[62]) ausgeschieden ist. Auch den Widerhall der spanischen Kämpfe gegen Napoleon in der deutschen Dichtung, auf den er schon bei Goethe zu sprechen kommt, gedenkt Farinelli in einer eignen Monographie zu behandeln. Von Goethes Dramen spielen zwei, „Klaudine von Villa Bella“ und „Klavigo“ auf spanischem Boden; im „Egmont“ wird spanisches und niederländisches Wesen einander entgegengestellt. Neu war mir in Farinellis Mitteilungen, daß 1803 in Hamburg aus Rücksicht auf die anwesenden spanischen Truppen Romanas die Aufführung des Goethischen „Klavigo“ verboten wurde. Als Quelle der „Klaudine“ nimmt Farinelli eine zufällig noch nicht wieder aufgefundene französische Erzählung an, die ihrerseits eine spanische Novelle zur Grundlage gehabt haben müsse. Im übrigen sei das Spanische bei Goethe nicht weniger Phantasie als bei andern deutschen Dichtern. Für Goethes spanische Lektüre bringt Farinelli manches bisher Übersehene bei und meint, eine genauere Untersuchung werde im „Wilhelm Meister“, den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ und den „Guten Weibern“ die Einwirkung von Cervantes viel stärker finden als man anzunehmen gewohnt sei. Farinelli trifft hier bei Besprechung eines einzelnen Autors zusammen mit Rudolf Fürst,[63]) der Spanien als das Geburtsland der kleinen Prosaerzählung und Cervantes' Novelas exemplares als die wichtigste und einflußreichste Leistung der spanischen Erzählungskunst nachzuweisen sucht. Fürst geht bei seiner vergleichenden Untersuchung aus von der Charakteristik der Novelle, wie sie Goethe in den „Unterhaltungen“ giebt, und will einen Überblick erzielen über die chaotischen Stoffe und Motive, die in Spanien, Frankreich, England, Deutschland die Prosaerzählung des 17. und 18. Jahrhunderts erfüllten, ehe

[62]) Wie sehr Farinelli zu einer solchen Aufgabe berufen ist und wie weit er die bisherigen Arbeiten über solche deutsch-spanische Beziehungen zu übertreffen vermag, hat er bereits durch sein ausgezeichnetes, reichhaltiges Buch „Grillparzer und Lope de Vega“ (Berlin 1894) bewiesen.

[63]) Die Vorläufer der modernen Novelle im achtzehnten Jahrhundert. Ein Beitrag zur vergleichenden Litteraturgeschichte. Halle a. S. 1897 (Max Niemeyer).

Goethe „die Versuche und Ansätze der früheren Zeit zur Kunstform erhob." Durch Schiller, dessen „Räuber" eine ganze Gruppe sozial gefärbter Erzählungen bis auf Kleists „Michael Kohlhaas" beeinflußten (S. 209), war die Kriminalerzählung schon 1787 im „Verbrecher aus Infamie" psychologisch vertieft worden (S. 147). In den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter" aber finden wir Erzählungen, welche an die verschiedenen älteren Typen des Feenmärchens, Schwankes, Conte licencieux, Conte moral und philosophique der Familiengemälde, Spuk-[64]) und Kriminalgeschichte erinnern, in die alle Goethe jedoch „den Keim des Neuen zu legen wußte" (S. 189). Ich meine, daß Goethe dabei eine einflußreichere Stellung zugewiesen wird, als ihm in der Geschichte der Novelle zukommen dürfte. In den „Guten Frauen" findet auch Fürst „erzählerisch nicht viel geleistet" und in manchen Erzählungen der „Wanderjahre" wohl die Zeichnung von Charakteren und Situationen bedeutend, aber die Technik so unbeholfen wie bei manchen Erzählern des 18. Jahrhunderts. Als die bedeutendste und wirksamste von allen den kleineren Goethischen Erzählungen rühmt Fürst das „Märchen", das zwar als von Montesquieus und Voltaires Contes philosophiques beeinflußt gelten möge, den französischen Feenmärchen wie denen von Hamilton und Musäus gegenüber aber durchaus selbständig erscheine. Dagegen müsse andererseits Novalis in seiner Märchendichtung „als echter Schüler Goethes" angesehen werden (S. 205). Über die Goethische Erzählung, welche von ihm selbst schlechtweg „Novelle" bezeichnet wurde und deren Entstehungsgeschichte sich ja von den Tagen der Auswanderernovellen bis in Goethes letzte Lebenszeit hinzieht, hat neuerdings B. Seuffert im 19. Bande des Goethejahrbuchs mit ermüdender Weitschweifigkeit seine Ansicht vorgetragen.

Über Goethe als Prosaerzähler hat ja vor drei Jahren in Weimar ein ausübender Meister der modernen Erzählung, Friedrich Spiel-

[64]) Eine „unmittelbare Nachahmung der Spukgeschichte von der Sängerin Antonelli in Goethes „Unterhaltungen" hat neuerdings Fr. Spielhagen in seinem Roman „Faustulus" (Leipzig 1898) gegeben, dessen ärztlicher Held mit der Mitteilung seiner eignen Faustdichtung zugleich eine Kritik des Goethischen Faust verbindet.

**

hagen, als Festredner gesprochen (vgl. XI, 396). Er hat nun diesen Vortrag über „Die epische Poesie und Goethe" nebst einem andern über „Die epische Poesie unter dem Zeichen des Verkehrs", in dem flüchtig der unermeßliche, über Werther, Meister und Wahlverwandtschaften sich wölbende geistige Himmel gepriesen wird (S. 44), und zwei Rezensionen in eine Sammlung seiner neueren kritischen Arbeiten aufgenommen[65]). Für seinen Weimarer Vortrag glaubt er im Laienpublikum eine unbefangenere Beurteilung zu finden als bei dem „Parterre von Goetheforschern". Das mag sein; die Goetheforschung dürfte in der That weder aus diesem Festvortrage noch aus der schon erwähnten Anzeige von Bielschowskys Goethebuch Gewinn ziehen. An der Vergleichung der „Wahlverwandtschaften" mit Fontanes „Effi Briest" wird der auf Goethes Kosten gefeierte Fontane wohl Freude gehabt haben. Ich muß aufrichtig gestehen, daß mir beim Lesen von „Effi Briest" gar nicht der Gedanke gekommen ist, den modernen Roman mit dem älteren Goethischen irgendwie in Parallele zu stellen, und durch die Lesung von Spielhagens Aufsatz bin ich nicht eben anderer Meinung geworden. Eine andere Vergleichung der „Wahlverwandtschaften" scheint dem begierig darnach Greifenden im Inhaltsverzeichnis von Hippolyte Taines „Studien zur Kritik und Geschichte"[66]) geboten zu werden in dem Aufsatze: „Die heilige Othilie und Iphigenie in Tauris." Sein erster Teil giebt die poetisch stimmungsvolle Schilderung einer morgendlichen Besteigung des Ottilienbergs; die zweite Hälfte erinnert an antike Statuen, um gleichsam aus diesem Milieu (bei Taine muß man das von ihm geprägte Wort ja wohl gebrauchen) Goethes Iphigenie hervortreten zu lassen, für deren Charakteristik Taine herrliche Worte findet. Goethes Schilderung des Ottilienberges im elften Buche von „Dichtung und Wahrheit" ist Taine gewiß nicht unbekannt geblieben; die Zusammenstellung des elsässischen Klosters und der hellenischen Priesterin in Tauris findet doch nur in Goethe ihre geistige Einheit. Aber merkwürdiger

[65]) Neue Beiträge zur Theorie und Technik der Epik und Dramatik. Leipzig 1898 (Verlag von L. Stackmann).

[66]) Autorisierte Übersetzung von Paul Kühn und Anathon Aall. Mit einem Vorwort von Gg. Brandes. Leipzig 1898 (Verlag von Albert Langen).

Weise ist im ersten Abschnitt nicht mit einer Silbe Goethes und der „Wahlverwandtschaften" gedacht, obwohl man kaum zweifeln kann, daß Taine im Hinblick auf Goethe zu dem Doppeltitel veranlaßt worden ist.

Die „Wahlverwandtschaften" und beide Teile des „Wilhelm Meister" sowie „Dichtung und Wahrheit" hat Wohlrabe herangezogen bei Zusammenstellung der Quellen, aus denen das Bild des „Lehrers in der Litteratur"[67]) hervortreten soll. Da Wohlrabe seinen reichen Stoff in Biographien, Romane und Dramen gegliedert hatte, wäre der geeignete Platz für die Auszüge aus „Dichtung und Wahrheit" doch in der ersten und nicht in der zweiten Gruppe gewesen. Von den Dramen sind Götz, Stella, die Aufgeregten und Faust benützt. Der einleitende Ausblick auf Goethes Stellung zur Pädagogik, bei dem sich Wohlrabe Langguths Ausführungen (vgl. V, 236) anschließt, streift nur eben die Fülle des Stoffes, wie auch die ausgewählten Stellen aus den „Sprüchen in Prosa" sich unschwer durch Äußerungen in Prosa und Versen vermehren ließen, vor allem auch durch Benützung der, dank Biedermann, übersichtlich vorliegenden Gespräche. „Die Erziehung," lautet ein Goethischer Ausspruch in seinen Unterhaltungen mit Müller, „ist nichts anderes als die Kunst zu lehren, wie man über eingebildete oder doch leicht besiegbare Schwierigkeiten hinauskommt." Die Äußerung steht schon in der ersten, 1870 erschienenen Auflage jener „Unterhaltungen" zu lesen. Durch Ausnützung der Müllerschen und Goethischen Tagebücher hat nun Burkhardt ihrer neuen Ausgabe[68]) an hundert neue Nummern und Notizen beizufügen vermocht, die Datierung vielfach berichtigt, den bereits gedruckten Text ergänzt und genauer gestaltet. Über den Wert der Müllerschen Aufzeichnungen braucht man nicht erst zu sprechen. So sehr sie an Umfang Eckermanns Gesprächen nachstehen, so ebenbürtig sind sie ihnen an Inhalt. Von den neuen Zusätzen ist manches aller-

[67]) Beiträge zur Geschichte des Lehrerstandes. Freiburg i. B. 1898 Verlag von Paul Wätzel).

[68]) Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller. Herausgegeben von C. A. H. Burkhardt. Zweite stark vermehrte Auflage. Stuttgart 1898 (Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger).

dings bereits durch Dembowskis Programm aus dem Egloffsteinischen Familienarchiv (vgl. VI, 564) bekannt geworden, aber andere höchst charakteristische und wichtige Äußerungen verdanken wir doch erst Burkhardts neuer Auflage, so vor allem Goethes selbstbewußtes Urteil über seinen Briefwechsel mit Schiller (S. 216), über die Anwendung von Tropen und das Übersetzen (S. 40 und 200). Goethes Befürchtung (23. März 1823), das viele in den Tasso Hineingelegte möchte äußerlich nicht klar genug werden, da alles nur innerlich geschehe, lehrt gewiß nichts neues, das Selbstbekenntnis des Dichters bleibt aber doch beachtenswert. Kühn und tief ist ein Wort vom 15. Mai 1822: „Um die Menschen aufzuregen, muß man ihnen nur einen kühnen Irrtum dreist hinwerfen. Ohne Poesie läßt sich nichts in der Welt wirken; Poesie aber ist Märchen.“ Dagegen wird man Goethes Behauptung, Hamann sei zu seiner Zeit der hellste Kopf gewesen, nicht als richtig hinnehmen können. Am 4. Dezember 1822 trägt Müller in sein Tagebuch ein: „Von mir veranlaßte Niederschreibung von Goethes Unterredung mit Napoleon.“ Goethes Bemerkung, „es sei unglaublich, wie der Umgang der Weiber herabziehe“, ist gegen Karl Augusts Beeinflussung durch die Jagemann gerichtet. Das kräftige Wort Goethes gehört ebenso wie Müllers wiederholte Klagen über die Schwierigkeit, im Umgang mit Goethe nicht seinen Unwillen zu erregen, zu den früher überängstlich ausgelassenen Stellen. Und doch möchte ich diese Stoßseufzer Müllers nicht missen; sie tragen bei zur Charakteristik des alten Löwen, der bei aller Gutmütigkeit so leicht aufbrauste. Und schließlich schreibt Müller doch: „Es wurde mir recht wohl in Goethes Atmosphäre; Ordnung, Folge, rechte Thätigkeit sprachen mich heiter an.“

Wie schwere Kämpfe es aber Goethe gekostet hat, zu solcher „das Menschengeschick bezwingender“ Tüchtigkeit durchzudringen, das führen unter häufiger Anführung der Müllerschen Aufzeichnungen zwei neuere Schriften vor, die trotz der Verschiedenheit ihrer Anlage vielfach zusammentreffen: P. J. Möbius „Über das Pathologische bei Goethe“ [69]) und Robert Saitschick „Goethes

[69]) Leipzig 1898 (Verlag von Johann Ambrosius Barth).

Charakter. Eine Seelenschilderung." [70]) Beide leiden unter dem empfindlichen Mangel, daß sie Goethes naturwissenschaftliche Studien so gut wie völlig außer Acht lassen, obwohl gerade Möbius bei den ihn leitenden medizinischen Gesichtspunkten eher zu ihrer Berücksichtigung herausgefordert war. Eine der wichtigsten Seiten in Goethes Wesen ist so jedenfalls von beiden vernachlässigt worden, und es ist wohl verständlich, wie Rudolf Steiner, der in Goethes Verhältnis zu den Naturwissenschaften den Kern seiner ganzen Weltanschauung nachzuweisen bestrebt war, dadurch zur herbsten Verurteilung von Saitschicks Buch gelangt ist. Aber dieses Urteil ist nicht verdient. Wohl hat Saitschick nur einzelne Seiten von „Goethes Charakter", nicht sein volles und tiefstes Wesen vorgeführt; aber was er in den drei Abschnitten „Lebenskämpfe — Eigenart — Welt und Seele" zusammenstellte, wird vielen Lesern Neues bringen und ist belehrend für alle. Das leidenschaftliche Grundelement von Goethes Wesen, mit dem er bis in sein höchstes Alter hinein zu ringen hatte, ist der landläufigen Beurteilung fremd. Und doch erhält jene Förmlichkeit und ablehnende Kühle des Geheimrats von Goethe eine ganz andere Beleuchtung, wenn man in ihr die Schutzwehr erkennt, durch die Goethe in seiner Stellung und mit seinen Erfahrungen sich sein inneres Leben frei erhielt und das Hervorbrechen der Flammen hemmte. Das hat Saitschick recht gut entwickelt, und seine Darlegungen über Goethes Verhältnis zu Frau von Stein (S. 31) und Christiane verdienten allgemein beherzigt zu werden. Seine Behauptung, daß die Trennung von Friederike „ein über Nacht gereifter Willensakt war", steht dagegen mit Goethes Briefen an Salzmann in Widerspruch. Wenn Saitschick meint, in Goethes Briefen an Schiller sei eine gewisse Zurückhaltung nicht zu verkennen, so möchte ich eher ihm selbst eine auffallende Verkennung dieses Verhältnisses vorwerfen. So schreibt er (S. 55), Schiller habe den eigentlichen Geist, aus dem die „Römischen Elegien" entstanden, nicht zu würdigen gewußt. Ist's möglich, dies zu behaupten angesichts des Schillerischen Bekenntnisses vom 20. Februar 1802, wie frisch und innig der echt poetische

[70]) Stuttgart 1898 (Fr. Frommanns Verlag).

Genius der Elegien ihn bewegt und ergriffen habe? „Ich weiß nichts darüber, selbst unter Ihren eigenen Werken; reiner und voller haben Sie Ihr Individuum und die Welt nicht ausgesprochen." Ebenso haltlos ist die Behauptung S. 68, Goethe habe gar keine bestimmten politischen Ansichten gehabt. Im Gegenteil, er hatte so scharf ausgeprägte, daß er mit Andersgesinnten gar nicht darüber sprechen mochte. Und aus der Weltgeschichte sollte er nichts haben lernen wollen (S. 71), er, der noch 1825 zu Müller sagte: „Ich weiß wohl, was an jedem dieser Staaten war, und halte die Hauptumrisse aller jener Zustände fest in mir"? Je größer die Masse von Goethes gelegentlichen Äußerungen in Gesprächen und Briefen ist, um so schwieriger wird es, seine wirkliche Überzeugung von Urteilen zu unterscheiden, die dem Unmut oder launigem Widerspruch entsprungen sind. Schon Otto Harnack, mit dessen „Goethe in der Epoche seiner Vollendung" sich Saitschicks Buch teilweise berührt, hat auf diese Schwierigkeit hingewiesen, sie in seinem eignen Buche aber auch trefflich gelöst.

Während Saitschick nur die Goethischen Selbstbekenntnisse für sein Wesen und Zeugnisse für seine „Lebenskunst", die doch noch etwas mehr war, als sie Saitschick (S. 74) definiert, zusammenstellen will, sucht Möbius die Erscheinungen in Goethes persönlichem Leben auf ihre natürlichen, oder deutlicher gesagt, medizinischen Ursachen zurückzuführen. Durch den bekannten Vers „Vom Vater hab ich die Statur" (nicht „Natur" wie bei Möbius steht) hat ja Goethe selbst gleichsam aufgefordert, der Mischung der Elemente in dem Individuum nachzuforschen. Ich vermag die medizinische Richtigkeit von Möbius' Aufstellungen selbstverständlich nicht zu beurteilen. Vom Standpunkt der Goetheforschung wird man diesem Versuche, die körperlichen Voraussetzungen für hervorstechende Charakterzüge in Eltern und Großeltern, in Jugend-, Mannes- und Greisenalter des Dichters klarzulegen, mit Teilnahme folgen. Daß in seinen Nachkommen die Merkmale von Degenerierung erkennbar sind, darf man ohne weiteres zugeben. Doch beschäftigt sich damit erst der zweite Teil des Buches. Der erste, durch Bemerkung über die Kenntnis und Behandlung der Geisteskrankheiten zu Goethes Tagen eingeleitet, ist den geistig abnormen Gestalten in

Goethes Werken gewidmet: Werther und dem tollen Schreiber, Lila, Gretchen, Orestes, Tasso, Personen in „Wilhelm Meister“ (der Harfenspieler und Mignon, Graf und Gräfin, Aurelie, die schöne Seele, Makarie), Ottilie, Benvenuto Cellini, Lenz und Zimmermann. Es ist also eine Untersuchung, wie für Shakespeares Geisteskranke bereits mehrere vorliegen. Wenn Möbius meint, daß Goethe als Psychiater hinter Shakespeare zurückbleibt, so stimmt das mit dem Urteil eines mir befreundeten Irrenarztes überein, der bei einem Vergleich Gretchens und Ophelias bei ersterer Shakespeares richtige Beobachtung der Krankheitserscheinungen vermißt. Goethe hat nach Möbius' Urteil „nur bei wenigen eine naturgetreue Schilderung krankhafter Geisteszustände gegeben“. Die Kürze und fachmännische Bestimmtheit, mit der Möbius diagnostiziert, gereicht seiner Arbeit nur zur Empfehlung, mag auch manches etwas hart klingen. Jedenfalls bringt sein Buch nicht wie so viele Schriften der Goethelitteratur eine nochmalige, ermüdende Erörterung oft abgehandelter Dinge, sondern betrachtet die Erscheinungen einmal belehrend von einem andern Standpunkt aus.

Möbius spricht es nicht ohne weiteres aus, daß er das Genie für verwandt mit Wahnsinn hält, was übrigens schon Shakespeare im „Sommernachtstraum“ seinen Theseus sagen ließ („Des Dichters Aug' in schönem Wahnsinn rollend“). Er deutet es aber deutlich genug an, wenn er jede Abweichung des Menschen von der Norm, der Regel, dem Gewöhnlichen als abnorm „oder was im Grunde dasselbe ist, krankhaft“ bezeichnet. Seine Auffassung vom Genie steht somit im schroffen Gegensatz zu jener Hermann Türcks[71]). Türck geht bei seiner Erklärung des Genies, dessen Bethätigung er dann im künstlerischen Schaffen und Genießen wie im philosophischen Bestreben und praktischen Verhalten an Hamlet, Faust und Manfred, an Christus und Buddha wie an Alexander, Cäsar und Napoleon anschaulich macht, aus von Schopenhauers und Goethes Definitionen. Schopenhauer hat Genialität als die vollkommenste Objektivität erklärt, während Goethe nur

[71]) Der geniale Mensch. Dritte stark vermehrte Auflage. Berlin 1898 (Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung).

ihre Äußerung bestimmte: „Das erste und letzte, was vom Genie gefordert wird, ist Wahrheitsliebe". Türcks eigene Erklärung des Genies ist aber, wie er selbst erkennen läßt (S. 62), stark von Schillers Auffassung des Naiven beeinflußt. Er führt wiederholt, z. B. S. 39 und 50, Goethische und Schillerische Gedichte an, zur Erläuterung seiner eigenen Auffassung. Das eigentlich Genialische beruhe, wenn wir den Goethischen Faust als Beispiel nehmen, „in der inneren Losgelöstheit von allem Endlichen bei aller äußeren Abhängigkeit von weltlichen Mächten". Nicht den zufälligen wirklichen Dingen, sondern den Ideen, den „Bildern aller Kreatur", wie sie im tiefsten, allertiefsten Grund die Mütter umschweben, gilt sein Sehnen. Wenn Faust das Bild des Makrokosmos betrachtet, stehe er seiner genialen Denkweise entsprechend schon sehr nahe „der Erkenntnis des tiefsten Zusammenhangs alles Daseienden". Allein durch menschliche Schwäche, Ungewißheit und Sorge wird das ursprünglich Göttliche in ihm verdunkelt; jene „herrlichen Gefühle" (V. 638) erstarren. Doch das fühle er: nie werde er so tief sinken, daß er völlig von irgend einem Gute dieser Welt eingenommen werde. Im Vertrauen darauf schließe er die Wette. So weit kann man Türcks Ausführungen wohl folgen. Aber Türck erklärt nun weiter, Faust verliere diese Wette, eine nachweislich grundfalsche Ansicht, an der allerdings auch R. Meyer in der zweiten Auflage seiner Goethebiographie S. 652 festgehalten hat. Türck rechnet es sich zum Lobe an, daß er im Gegensatz zu den bisherigen Erklärern zuerst die große Bedeutung der Szene mit der Sorge für die Erkenntnis des Ganzen klarlege. Der sehende, d. h. der geniale Mensch wird blind, d. h. zum gewöhnlichen, gemeinen Sterblichen durch die Sorge um zeitliche Güter. Statt der Sehnsucht nach der vollendeten ewigen Existenz kennt er jetzt nichts höheres mehr als den Erfolg seines Landunternehmens und so gewinnt Mephistopheles die Wette. Aber „weil es nur die mit der Zeit einsetzende Altersschwäche war, die Faust unzurechnungsfähig machte und ihn seiner eignen Natur untreu werden ließ, darum hat auch der Verlust der Wette keine Bedeutung." Ich glaube, daß doch recht viele Leser demgegenüber meine Empfindung teilen werden: warum wird denn überhaupt die Wette geschlossen,

wenn ihr Gewinn oder Verlust so ohne Bedeutung sein soll? Daß nach Sinn und Wortlaut Mephistopheles die Wette verliert, habe ich schon einmal in diesen Berichten ausgeführt (XI, 277) und will das Gesagte nicht wiederholen. Aber daran will ich erinnern, daß Goethe selbst auf Befragen erklärt hat, aus der im Anfang gestellten Bedingung fließe alles folgende. Diese Auffassung des Dichters, die jedem Unbefangenen durch das Werk selbst bestätigt wird, darf keiner Deutung zu liebe preisgegeben werden. So hat denn auch Georg Witkowski[72]) neuerdings den Vertrag erklärt: Mephistopheles hoffe Faust durch Freuden der Sinne und des Verstandes zu befriedigen, während Faust selbst noch nicht wisse, daß Befriedigung nur in dem ewig unbefriedigten Streben nach ihr beruhen könne (S. 13). Als endlich das Wort der Befriedigung von Fausts Lippen fällt, bemerke Mephistopheles in seiner Gier nicht, „daß diese Befriedigung in einer Zukunft liegt, die Faust nach den Gesetzen menschlichen Daseins unerreichbar" (S. 42). Ganz im Goethischen Sinne fügt Witkowski hinzu, daß selbst bei dem erreichten Ziele „wieder neue Wünsche, höhere Ziele vor ihm auftauchen müßten. Geradezu sinnlos dagegen ist es, wenn Klaar im neuesten Bande des Jahrbuchs S. 278 orakelt: „Fausts eigener Entschluß, ein Mensch unter Menschen zu werden, hat das erste und letzte Glücksgefühl hervorgerufen und darum gehört er dem Himmel." Den Entschluß Mensch unter Menschen zu sein, hat Faust schon viel früher, V. 1770, ausgesprochen, aber das Glücksgefühl als solches giebt ihm noch kein Anrecht auf den Himmel. Das ist Phrase, die freilich in dem ganzen Klaarschen Prunkartikel bedenklich vorwaltet.

Wie Goethe bei Vollendung des „Faust" an Reinhard schrieb, jedes gelöste Problem bringe wieder ein neues Problem mit sich, so sprach er sich schon am 8. Juni 1821 gegen Müller aus. Für die Entstehungsgeschichte des zweiten Teils zieht Witkowski vor allem den ursprünglich für „Dichtung und Wahrheit" bestimmten Entwurf heran. Etwas überkühn ist seine These: „die Ansicht,

[72]) Die Handlung des zweiten Teils von Goethes Faust. Akademische Antrittsvorlesung. Leipzig 1898 (Verlag von Dr. Seele & Comp.).

der zweite Teil sei schwerer zu verstehen als der erste, ist wissenschaftlich unhaltbar". Daß Homunkulus- und Euphorion denn doch nicht so ganz sicher und leicht zu bestimmen sind, beweist Witkowskis eigener Vortrag. Er sagt (S. 34), da die Proserpinaszene nicht ausgeführt worden sei, trete jetzt Helena zu Beginn des dritten Aktes ganz unvermittelt auf. Das steht mit Valentins Darlegung über die Wirkung von Homunkulus' Opfertod an Galateas Muschelwagen in Widerspruch. Es herrscht also selbst unter den „Meistern derer die da wissen" nichts weniger als einheitliche Auffassung. Hat doch Freiherr von Biedermann es für nötig gehalten, den Ansichten, die Witkowski im Gespräch zweier Goethefreunde" (vgl. XIII, 174) ihm zuschreibt, in einer eigenen Abhandlung [73]) entgegenzutreten. Der hochverehrte Dresdener Goetheforscher will in der Frage, ob unter dem erhabenen Geist (V. 3217 und Prosaszene Z. 21) Gott oder der Erdgeist gemeint sei, nichts von einem Kompromisse wissen. Die Worte „Dein Angesicht im Feuer zugewendet" seien nicht wörtlich auf die Feuererscheinung zu beziehen, „sondern zu verstehen als Anspielung auf das Erscheinen Gottes im Feuer, wie solches im alten Testament erzählt oder angedeutet wird". In solchem Sinne gebrauche Goethe das gleiche Bild auch im fünften Gesang von „Hermann und Dorothea" (V. 236). Dabei sucht Biedermann eine stärkere Einwirkung des Hiob auf den Höhlenmonolog nachzuweisen, als man bisher annahm. Die Beseitigung einer Annahme des Erdgeistes ist ihm aber so wichtig, weil er damit die Hypothesen über verschiedene Planstufen des ersten Teiles beseitigen zu können glaubt. Während Witkowski Goethe in Rom „einen neuen Plan erfinden" läßt, der die disparaten Teile zur Einheit verbinden soll, und dann wieder von dem Entstehen „eines neuen gewaltigen Plans" unter Schillers Antreiben spricht, will Biedermann von einem solchen Wechsel der Entwürfe schlechterdings nichts wissen. Thatsächlich gesteht freilich Biedermann selbst gegen seinen Willen verschiedene Pläne zu. Denn wenn in der ersten Skizze nach seiner

[73]) Goethes angebliche Faustpläne. Sonderabdruck aus dem Jahresbericht des Goethevereins zu Dresden 1898.

Annahme (S. 19) der Höllengeist fehlt und später im Drama auftritt, so stellt er damit doch zwei Planschichten fest. Und wenn Goethe, ebenfalls nach Biedermanns Annahme (S. 15), 1790 „den Schlüssel zur Herbeirufung Mephistos noch nicht gefunden hatte“, so muß hernach wieder ein neuer Plan entstanden sein. Wenn Biedermann dann noch den Beweis versucht (S. 77), der Höhlenmonolog hätte an Stelle der Szene „Trüber Tag“ treten sollen, so deutet das, wenn auch nicht auf eine Änderung des Grundplans, so doch auf recht starke Verschiebungen. Biedermann würde die ganz unmögliche Hypothese Mannings, das erste Paralipomenon der Weimarischen Ausgabe gehöre noch der Frankfurter Zeit an, wohl nicht aufgegriffen haben, wenn er nicht Goethes Brief an Schiller vom 22. Juni 1797 aus dem Gedächtnis zitiert und dadurch irrig gedeutet hätte. Goethe sagt da gar nicht, wie Biedermann (S. 10) angiebt, „daß der erste Plan des Faust eigentlich nur eine Idee“ gewesen sei, sondern er wolle das schon Gedruckte wieder auflösen und in großen Massen disponieren, um so „die Ausführung des Plans, der eigentlich nur eine Idee ist“, näher vorzubereiten. Es fehlt also in Goethes Brief das entscheidende Wort „erste“, und demnach kann man die Worte nur auf den jetzt gefaßten Plan, der eigentlich nur eine Idee, noch nichts in Handlung des Stückes verkörpertes sei, beziehen. Und mit dieser Auflösung und neuen Disponierung der Massen stimmt das Paralipomenon ausgezeichnet überein, die Widersprüche im Stücke seien „disparater zu machen“. Meinem Empfinden und Überlegen nach ist es ganz unmöglich, das Schema des ersten Paralipomenons in die Jugendzeit zu versetzen. Man könnte es zur Not mit Harnack dem Jahre 1788 zuweisen, doch widerspricht auch dem die genaue Scheidung des Werkes in ersten und zweiten Teil. Eine unbefangene Abwägung aller Gründe wird, wie es auch Witkowski gethan hat, das Paralipomenon in den Juni 1797 verlegen müssen. Derartige Skizzen aus Goethes Jugendzeit haben sich nicht erhalten, oder vielmehr solche Schemata hat der junge Goethe, der Dichter des Mahomet, des Prometheus, des Ewigen Juden überhaupt nicht niedergeschrieben. Das widerspricht allen Zeugnissen, welche uns die Art und Weise des jungen Goethe lebhaft vor Augen führen.

In die Jahre 1799 oder 1800 ist das fragliche erste Paralipomenon denn auch von Max Morris verlegt worden.[74]) Er hat den „Faustparalipomena“ eine längere Untersuchung gewidmet, die freilich beachtenswerte Erläuterungen und höchst verunglückte Konstruktionsversuche durcheinander mengt. Unbedingt Recht hat Morris, wenn er der Weimarischen Ausgabe gegenüber Paralipomenon Nr. 4, 41, 39, 62 unter das Walpurgisnacht-Intermezzo eingereiht wissen will. Dagegen dürften die Verse von Nr. 77 jedenfalls nicht dem wirklichen Hofarzt, dem sie Morris zuweist, sondern dem ihn vertretenden Mephistopheles gehören. Ich muß bei der Länge, zu welcher dieser Bericht leider schon angeschwollen ist, mich enthalten auf die Reihe von Einzelheiten einzugehen, aber wenigstens zwei Auslegungsversuche von Morris darf ich nicht unwidersprochen lassen. Mit Recht haben Paralipomenon 99 und 179, die inhaltlich zusammengehören, schon wiederholt besondere Beachtung gefunden. So hat Franz Kern,[75]) der — gewiß irrtümlich — schon im Terzinenmonolog lauter Hindeutungen auf Gretchen und ihr Schicksal findet, in dem Aufsatze „Helena und Gretchen im zweiten Teile des Faust“ die beiden Paralipomena benützt, um darzulegen, daß es Goethes Absicht gewesen sei, im zweiten Teile des Faust wiederholt die Erinnerung an Gretchen (Aurora) wirken zu lassen. Ihre Erscheinungen in der Wolke (V. 10061) und im Gefolge der Himmelskönigin stünden „in deutlicher Beziehung“ zu einander. Zweifellos wäre ganz nach Goethes sonstiger Art Gretchens Erscheinen am Schlusse besser motiviert, wenn sie auch während der vorangegangenen fünf Akte uns in Erinnerung gebracht würde. Und jetzt, da wir aus Paralipomenon 99 seine ursprüngliche Absicht kennen, werden wir ihr Aufgeben bedauern. Niemals aber konnte die von Morris konstruierte Verbindung in Goethes Absicht liegen. Nach Morris fände die Erscheinung Gretchens und Helenens an der Kirchhofsmauer in Gretchens

---

[74]) Goethe-Studien. Zweiter Teil. Berlin 1898 (Verlag von Konrad Skopnik).

[75]) Kleine Schriften. Erster Band: Zu deutschen Dichtern. Zweiter Band: Vermischte Abhandlungen. Berlin 1895 und 1898 (Nicolaische Verlags-Buchhandlung).

Sterbestunde statt. Darüber kann doch nicht der mindeste Zweifel sein, daß ihre Hinrichtung noch am Morgen von Fausts Besuch im Kerker stattgefunden hat. Unentschieden mag es bleiben, ob in Fausts Worten „du, Erde, warst auch diese Nacht beständig“, das „diese“ die Schreckensnacht bezeichnen soll, aber seitdem ist über Fausts Verweilen am Kaiserhof jedenfalls längere Zeit verflossen. Goethe hat das Wort „Tod“ eigens durchstrichen und durch „Wahnerscheinung“ ersetzt, weil hier keine Verbindung zwischen dem Tod und der Erscheinung vorhanden ist, wie es am Blocksberg wirklich der Fall war. Noch bedenklicher, ja geradezu sinnwidrig ist eine andere Ausklügelung von Morris. Nach seiner Meinung hat Mephistopheles nicht blos die Wette mit Faust, wie dies auch Meyer und Türck behauptet haben, sondern auch die mit dem Herrn gewonnen. Um nun seine juristisch günstige Position zu schwächen, müsse er Schuld auf sich laden, und zwar sei dies nach einem früheren Entwurfe geschehen, indem Mephistopheles durch seine Verwandlung listig die Engel zu verführen suchte (Paralipomenon 99 und 204), in der endgiltigen Fassung, indem er selbst den appetitlichen Rackern gegenüber sinnliche Gelüste verspüre. Trotz dieser Verschuldung müßte ihm jedoch der Herr bei der Appellation die Seele zusprechen (Paralipomenon 206 und 195), und deshalb würde ihm statt des gerechten Herrn der barmherzige Reichsverweser (Paral. 95) oder Christus' Mutter mit Evangelisten und allen Heiligen (Paral. 195) gegenübergestellt. Die Idee des Prozesses zwischen Gott und dem Satan ist alt und auch von Goethe erwogen worden. Daß aber der Teufel erst schuldbelastet werden müsse, um die Ungerechtigkeit des Herrn zu beschönigen, diese Idee darf Morris als neu für sich in Anspruch nehmen; nur dürfte die Neuheit auch das einzige Gute daran sein.

Morris liebt es, seinen Scharfsinn in Kombinationen und Auslegekünsten zu üben. So hat er außer den Faustparalipomena auch die Schemata zur „Natürlichen Tochter“ neu zu gruppieren versucht und aus der Fortsetzung des „Ewigen Juden“ die Szene von Christus' Gefangenschaft im Vatikan auf ihre Elemente hin geprüft. Wieder aufgenommen hat er die im ersten Band seiner Goethestudien begonnene Ausdeutung der „Weissagungen des Bakis“

und glaubt in seinen Text nur zwingende Gründe (S. 211) aufgenommen zu haben, während die Anmerkungen auch Vermutungen enthielten. Allein wie wankend selbst die Voraussetzungen, nicht blos die Folgerungen dieser Versuche sind, hat zwischen dem Erscheinen beider Bände Düntzers Rezension wieder gezeigt. Und wenn auch von den neuen Auslegungen wie von den vorangehenden mehrere als geistreiche Möglichkeiten gelten können, so läßt sich doch nicht von zwingenden Gründen reden. Ganz fehlgegriffen erscheint mir die Deutung der 21. Weissagung. Nicht von Flachshaar, sondern dem gewöhnlichen Menschenhaar spricht Bakis, und das Rätsel ist eben das Leben. Wer dessen Aufgaben auch nur halb erraten hat, wird die zweite (Lebens-) Hälfte — gleich Goethe selbst — so zu gestalten wissen, daß auch das Irren der ersten jugendlichen Hälfte sich der Gesamtaufgabe der Entwickelung einreihen, also bezwungen wird. Wie für Bakis' Weissagungen, so hat Morris auch für die Deutung des „Märchens“ seine Bemühungen (vgl. XIV, 163) fortgesetzt. Da er einmal in den Schicksalen von Lilie und Jüngling die Beziehung auf die Ehe des weimarischen Fürstenpaares und damit den Schlüssel des Ganzen gefunden glaubt, so will er dieser Lösung weitere Stützen verschaffen durch den Nachweis, „daß die poetischen Konzeptionen und Motive, aus denen sich das Märchen aufbaut, sich in einer fortlaufenden Reihe früherer Dichtungen allmählich sich steigernd angesammelt haben“. So erweitert sich die Studie über das „Märchen“, in dem Goethe der Mann mit der Lampe, Herzogin Luise die Lilie und Christiane die Frau des Lampenmannes sein soll, zu zwei Untersuchungen: „Herzogin Luise von Weimar in Goethes Dichtung“ und „Christiane Vulpius in Goethes Dichtung“. Die Einteilung der vorweimarischen Dichtungen Goethes in weibliche oder Individualdichtungen und männliche oder Menschheitsdichtungen hätte Morris sich dabei freilich sparen können. So schillernd geistreich Scherers Einteilung der Litteraturgeschichte in männliche und weibliche Perioden auch auf den ersten Anblick erscheinen mochte, so innerlich unwahr ist dieser Einfall und sind die ihn weiter spinnenden und spielenden Variationen. Die Reihe der um Herzogin Luise gewobenen Dichtungen beginnt mit „Lila“. Möbius hat es als

Zeugnis von Goethes und seiner Zeit Mangel an psychiatrischer Einsicht bezeichnet, daß er in der „Lila“ darstellen wollte, wie „man sich aus krankhaften Verstimmungen befreien könne durch entschiedene Hinwendung zum Wirklichen“. Bei der Patientin, für welche das schon von Platen getadelte Stück bestimmt war, hat sich das Heilmittel jedenfalls nicht bewährt. Mehr als zweifelhaft ist es indessen, ob Goethe wirklich mit dem „Triumph der Empfindsamkeit“ die gleiche Kur noch einmal vornehmen wollte, wie Morris meint, der in König Andrason und Mandandane das Herzogspaar, in Prinz Oronaro den Dichter selbst versteckt sieht. Ihm ist die Entsagung des Prinzen, die Goethes Liebesgeständnis an den Engel Luise enthalte, der Kern des merkwürdigen Dramas (S. 13), während die höchste und zarteste poetische Ausgestaltung dieser unterdrückten Liebe und des Weimarischen Kreises im „Tasso“ vorliege. Diesen Kreis, vor allem aber das Verhältnis der fürstlichen Gatten schildere das „Märchen“ nun so, wie der Dichter ihn geeint und gereinigt wünschte. Die Deutung der Schlange auf Herzogin Amalie hat Morris nun selber aufgegeben, die Irrlichter bezieht er nicht mehr auf die Wissenschaft, sondern auf die Ideen der französischen Revolution. Gar nicht zu befreunden vermag ich mich mit seiner Deutung der drei Könige auf Vorfahren Karl Augusts. Auch die freie Gestaltung des „Märchens“ würde es nicht entschuldigen, wenn Goethe Friedrich den Weisen, Bernhard von Weimar, den ziemlich unbekannten Herzog Friedrich Wilhelm I von Weimar (1573—1602) und die französische Monarchie als die vier unterirdischen Könige zusammengestellt hätte. Allein trotz dieses Bedenkens und einiger anderer wird man Morris' Deutungsversuch als einen geschickt unternommenen bezeichnen können, der nicht blos Möglichkeiten zeigt, sondern auch manches nutzbare Material zusammengestellt hat. Dies gilt von der Erklärung des „Märchen“ der Ausgewanderten wie von jener des neuen „Paris“ und „der neuen Melusine“, die er beide auf Goethes Liebesverhältnisse deutet und in beiden Beziehungen auf Christiane findet. Die übrigen dichterischen Zeugnisse für des Dichters Liebe zu Christiane, denen ich noch das Lied „Im Vorübergehen“ beifügen würde, hat Morris sehr hübsch zu einer anmutigen Blumenlese zusammengefaßt.

*

Unter den Dichtungen, welche das eheliche Unglück der Herzogin Luise behandeln sollen, führt Morris auch die „Proserpina" an und findet demgemäß ihre Einschaltung in den „Triumph der Empfindsamkeit" Goethes eigenem Tadel entgegen voll Sinn und Bedeutung. Erich Schmidts Hypothese über die Entstehung der „Proserpina" weist er nicht erst eigens zurück, sie ist ja wohl auch allseitig aufgegeben. Aber zum verschlossen scheuen Charakter der Herzogin paßt nicht die Klage über die elysische Einförmigkeit, mit welcher Proserpina nach Schmidts treffender Erklärung das himmlische Einerlei ablehnt und sich nach Leben und Verkehr sehnt. Schmidts Erklärung hat Franz Kern in seinem Aufsatz „Zu Goethes Proserpina" weiter ausgeführt. Der Aufsatz ist nun mit der eben erwähnten Faustsstudie und dem oben bereits besprochenen Beitrag zur Schillerlitteratur in Kerns „Kleinen Schriften" aufs neue abgedruckt worden. Von Kerns weiteren Aufsätzen sind zwei der „Natürlichen Tochter" gewidmet, der eine beschäftigt sich sehr lehrreich mit ihrer Spracheigenheit, während der andere den wohlgemeinten aber schwerlich erfolgreichen Vorschlag verteidigt, das Stück der Schullektüre einzureihen. Kerns Konjektur, Thoas' Vers „Zufrieden wär' ich, wenn mein Volk mich rühmte" in einen Fragesatz zu verwandeln, ist unbedingt zurückzuweisen;[76]) Kern täuschte sich, als er in der Prosafassung dafür eine Stütze zu finden glaubte. Dagegen möchte ich warm eintreten für Kerns Hypothese, daß die Verse „Königlich Gebet" kein selbständiges lyrisches Gedicht, sondern Teil eines Dramas, und zwar des „Mahomet" seien; eigentlich werden sie nur unter solcher Voraussetzung völlig verständlich. Weniger glücklich erscheint mir Kerns Erklärung der Schlußverse von „Grenzen der Menschheit". Sie leidet nicht blos an dem Grundfehler, daß Kern unbelehrt von Suphans Mitteilung der Herderschen Abschrift („reihen sie dauernd an ihres Daseins unendliche Kette") die unendliche Kette immer noch auf das Menschengeschlecht statt auf Götter beziehen will.

[76]) Dagegen hat Morris eine entschieden falsche Lesart richtig gestellt, wenn er vorschlägt im Maskenzug des Faust, V. 5388 statt „Wie er es beging', (d. h. wie er es auch anstellen will) er büßt es" zu lesen: „Wie er es beging, er büßt es" d. h. wie die Schuld war, so auch die Buße.

Kern bleibt auch in einem zweiten, allerdings von den meisten geteiltem Irrtum befangen. Die Worte „Ring" und „Kette" verführten die Ausleger sofort daran zu denken, daß aus Ringen sich eine Kette bilde; sie untersuchten aber nicht, ob in dem Gedicht das Gleichnis „ein kleiner Ring begrenzt unser Leben" denn auch mit der folgenden „unendlichen Kette" gerade in dem vorausgesetzten Zusammenhang stehe. Um Goethe richtig zu verstehen, muß man aber beachten, wie die Bilderfolge sich in seiner Vorstellung entwickelt hat, von welchem Gleichnis er ausgeht. Das Leben der Götter fließt dahin als ein ewiger Strom; des Menschen Leben schwebt auf der einzelnen, vergänglichen Welle; versinkt diese Einzelwelle, so zeugt, wie bei einem ins Wasser geworfenen Steine, nur ein eng begrenzter Ring einen Augenblick von diesem entschwundenen Einzelleben, während dauernd Well' auf Welle sich aneinander reiht in dem Strome, der gleich einer unendlichen Kette sich hinzieht, ein Abbild des ewigen Daseins der Götter. Die unendliche Kette in ihrer Zusammensetzung von immer neu anzufügenden Ringen hat nicht mit Unrecht als Bild Anstoß erregt. Allein ein solches Bild von den Ringen schwebte Goethe auch nicht vor. Kette und Strom sind als Synonyma zu nehmen; dann ist das Bedenken gehoben, und wir erhalten statt des störenden Überganges eine bis ans Ende einheitlich durchgeführte Grundvergleichung.

Als weitaus bester und wirklich in schön ausgeführter Form Schönes bietender von Kerns acht Goetheaufsätzen bewährt sich auch beim Neudruck wieder der erste: „Goethes Achilleis und der letzte Gesang der Ilias". Es handelt sich dabei nicht um eine Gegenüberstellung im allgemeinen, sondern um den feinsinnig geführten Nachweis, warum Goethe für den ersten Gesang seines Epos abweichen mußte von der Sachlage, wie sie der Sänger oder Ordner der Ilias für den letzten Gesang ausgesucht hatte. Im Zusammenhange damit wird der Aufbau, werden die Motive von Goethes erstem Gesange eingehend und verständnisvoll erörtert, so daß die ganze Studie wirklich vorzüglich geeignet ist, in Goethes homerischen Versuch einzuführen und Teilnahme für die Schönheiten des Bruchstückes zu wecken. Wie auch jene Werke Goethes, die lange Zeit

mehr für den Kreis der Goetheforscher als das Publikum vorhanden waren, allmählich allgemeinere Teilnahme finden, das zeigt in erfreulichster Weise eine aus England kommende, man darf wohl sagen überraschende Gabe. Als Beitrag und Vorarbeit zu einer künftigen Gesamtübersetzung Goethes giebt die Goethegesellschaft zu Glasgow die Arbeit eines ihrer Mitglieder heraus: John Grays englische Übersetzung von „Prometheus" und „Satyros" [77]. Der Übersetzung hat Alexander Tille eine längere Einleitung vorangeschickt, die in diesem für Engländer bestimmten Buche wohl nicht ganz am richtigen Platze steht. Mit ihren Hypothesen und Quellenfragen bietet sie für deutsche Goetheforscher zweifellos viel Anregendes; für englische Leser wäre besser unter Hinweglassung alles Zweifelhaften in großen, einfachen Linien die Bedeutung beider Werke in Goethes Entwickelung und ihr Zusammenhang mit den Zeitströmungen dar zulegen gewesen. Wohl hat Tille die Beziehungen zwischen dem Satyros und Rousseaus Naturlehre eingehend behandelt, aber er that dies zu sehr nach Art der deutschen Goethephilologie. Und ich meine, nur deren zweifellose Ergebnisse, nicht sie selbst sei ein guter Ausfuhrartikel. Ich kann mir z. B. nicht denken, daß englische Leser unseren Eifer über die Frage des Entstehungsjahres des „Satyros" teilen werden. Die Weimarische Ausgabe hat aus einem unglücklichen Prinzip die fehlerhafte Angabe des ersten Druckes (1817 Bd. IX, S. 307) herübergenommen, obwohl ihre Herausgeber selbstverständlich so gut wie alle andern wissen, daß 1770 als Entstehungsjahr gar nicht möglich ist. Bielschowsky und Meyer haben neuerdings wieder den Sommer 1773 angegeben. Bedurfte es da für englische Leser einer längeren Polemik? Tille polemisiert aber gegen diese an sich unhaltbare Angabe, weil sie seiner Lieblingshypothese im Wege stehen würde. 1770 sind Wielands „Beyträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens" erschienen. In der darin enthaltenen Geschichte des Priesters Abulfaouris glaubt Tille die Quelle für Goethes ver-

[77]) Goethe's Satyros and Prometheus translated by John Gray and edited by Alexander Tille. Publications of the Glasgow Goethe Society. No. II. Glasgow 1898 (sold for the society by F. Bauermeister).

götterten Waldteufel gefunden zu haben. Für sein Benehmen gegen Eudora kann man dort in der That ein Vorbild finden. Allein wenn der aufklärerische Wieland auch gerne Rousseau eins am Zeug flickte, so vermag ich doch nicht mit Tille die ganze Geschichte als eine Satire gegen Rousseau zu erkennen. Wenn der würdige egyptische Priester z. B. durch Einführung der Röcke und Mäntelchen die armen Neger um ihre Unschuld bringt, so ist die Tendenz doch offenbar eher gegen die mit der Kultur verbundenen Schäden gerichtet, also gerade das Gegenteil von Goethes Satire. Die Novelle Boccaccios von dem falschen Engel Gabriel hat nach Tilles eigenem Urteil kaum mehr eine Ähnlichkeit mit dem Satyros; warum muß Goethe trotzdem die zweite Geschichte des vierten Dekamerontags für sein Drama gekannt haben? Die Zeugnisse, welche Scherer und seine Schüler für die Deutung des „Satyros" auf Herder zusammengebracht haben, giebt auch Tille wieder, meint jedoch, Goethe habe sich selber geirrt, als er den „Satyros" gegen einen Zeitgenossen gerichtet erklärte. Die Basis des Stückes sei in Wielands Werken zu suchen, in denen sich selbst Spuren einer Sagenfassung fänden, der gemäß die den Amor suchende Psyche an einen Satyr gerate. Allein die Briefe, in denen Wieland von diesem Motiv spricht, waren Goethe doch unzugänglich. Tille hat für seine Hypothese viel Material durchgearbeitet; einen Beweis vermochte auch er nicht zu erbringen. Was aber den „Prometheus" betrifft, so muß ich den von Tille behaupteten Zusammenhang zwischen Goethes Prometheusdichtung und Wielands „Traumgespräch mit Prometheus" auf das Entschiedenste ablehnen. Für das in Goethes Drama und Monolog Enthaltene bedarf es keiner besonderen litterarischen Vorlagen. Er lieh der einfachen, alten Sage seine eigenen Empfindungen.

Grays Übersetzung selbst ist im ganzen recht gut gelungen, wenn auch manches Flickwort sich eingeschlichen hat, besonders die im deutschen absichtlich weggelassenen Hilfsverba ergänzt sind und manche vom Sinn geforderte Betonung verloren gegangen ist. Haben wir uns der ersten Übersetzung zweier Goethischer Dramen in Shakespeares Sprache zu erfreuen, so haben wir Jakob Minor zu danken für eine äußerst sorgfältige und methodologisch ausge-

zeichnete Untersuchung, die er Goethes Bearbeitung von Shakespeares „Romeo und Julia" gewidmet hat.[78]) Vergleicht man die Art, wie hier Schlegels, Goethes und Riemers Anteil anschaulich wird, mit dem Apparat der Weimarischen Ausgabe, so tauchen freilich Zweifel auf, ob die strenge einheitliche Durchführung der von vornherein aufgestellten Grundsätze nicht besser nach den Erfahrungen und Wünschen, die bereits nach den ersten Bänden zu Tage traten, gemildert und nach den Bedürfnissen verschiedentlich geändert worden wäre (vgl. Jahrbuch XIX, 125 Anm.).

In der Einleitung zu Grays englischer Prometheusübersetzung kommt Tille natürlich auch auf den ersten Druck des Prometheusmonologes in Jacobis „Briefen über die Lehre des Spinoza" und damit auf Goethes Verhältnis zu Spinoza zu sprechen. Über die Spuren der Einwirkung Spinozas auf den jungen Goethe ward erst im letzten Hefte (S. 175) auf Grund einer sorgfältig prüfenden Leipziger Dissertation berichtet. Die Beantwortung der Frage, welche Bedeutung dem Verhältnis Goethes zu Spinoza innerhalb der Geschichte des Spinozismus in Deutschland zukomme, durfte man in Max Grunwalds gekrönter Preisschrift „Spinoza in Deutschland"[79]) erwarten. Rühmten die Wiener Preisrichter doch von der Arbeit, daß sie „vornehmlich den Einfluß Spinozas für die Geschichte des modernen Bildungsgedankens ins Auge gefaßt" habe. Allein welche Vorzüge auch sonst Grunwalds Buch auszeichnen mögen, von den Paragraphen, welche Herder, Goethe, Schiller in ihren Beziehungen zu Spinoza behandeln, ist nicht viel Aufhebens zu machen. S. 111 schließt sich der Verfasser Hettners Meinung an, daß die erste Einwirkung Spinozas auf Herder durch Goethes Vermittlung erfolgt sei, und S. 175 heißt es, sicherlich habe Herder „den Spinoza früher als Goethe gelesen und, wenn nicht Goethe zur Lektüre angeregt, so doch mit diesem

[78]) „Die Lesarten zu Goethes Bearbeitung von Romeo und Julia" in der: Festschrift zum achten deutschen Neuphilologentag verfaßt von Mitgliedern der österreichischen Universitäten und des Wiener neuphilologischen Vereins. Wien und Leipzig 1898 (k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung Wilhelm Braumüller).

[79]) Berlin 1897 (Verlag von S. Calvary).

zugleich die Anregung hierzu von Jacobi empfangen." Nun ist es gar nicht richtig, daß Goethe die Anregung zur Lesung Spinozas von Jacobi empfangen habe. Da er in der Laube von Bensberg so begeisternd über Spinoza zu Jacobi sprach, muß er ihn doch vor jeder Berührung mit Jacobi erfaßt haben, was ja auch Vorländer in seiner trefflichen Studie über Goethes philosophischen Entwickelungsgang im neuesten Goethejahrbuch S. 163 eigens bestätigt. Grunwald schöpft seine Kenntnis nur aus den Arbeiten über Goethes Spinozismus von Danzel, Pfleiderer u. a. m., wie er bei der Besprechung Schillers von Überweg abhängig bleibt. Nur Goethes briefliche Äußerungen über Jacobis Streit mit Mendelssohn werden breit angeführt; die sind aber auch im Zusammenhange der Grunwald gestellten Aufgabe nicht entfernt so wichtig, wie das viele Übergangene. Daß im „Prometheus" nicht eigentlich Spinozismus sei, ist eine treffende und sehr nützliche Bemerkung. Aber mit größtem Befremden liest man die Vermutung, Mendelssohn habe 1783 mit den Worten „die G., S. und wie die Leute übrigens heißen, werden sich freuen", an Goethe und Schiller gedacht. Von dem Spinoza-Sinngedicht der Anthologie, das Grunwald als gegen die Theologen gerichtet deutet, konnte Mendelssohn unmöglich Kenntnis haben. Selbst wenn das S. nicht für H(amann) verlesen ist, so kann es doch nie und nimmer auf Schiller bezogen werden. Mendelssohns Verstimmung gegen Goethe ist älter als seine Spinozahändel mit Jacobi, bei denen die beiden Goethischen Gedichte auftauchten. Schon im Mai 1778 hatte er sich geweigert, Goethes Besuch anzunehmen. Dafür sollte zwei Jahrzehnte später seine Tochter Dorothea mit an der Spitze des Kreises stehen, der in Berlin für die Anerkennung Goethes wirkte.

Auf Grundlage von Geigers Geschichte des geistigen Lebens in Berlin hat Gustav Karpeles in seinen „Berliner Spaziergängen" über dieses mit der Ausbreitung des Goethekultus eng verbundene erste Auftreten der Romantiker in Berlin geplaudert, wie er in andern Abschnitten seines von mancher Phrase verunzierten „Litterarischen Wanderbuchs"[80]) von einem Besuch in

[80]) Zweite Auflage. Berlin 1898 (Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur).

Marbach und Schillers erster Jenenser Vorlesung erzählt („Schillertage") und in dem Aufsatz „Zur Litteraturgeschichte der böhmischen Bäder" Schillers einmaligen Aufenthalt in Karlsbad, Goethes wiederholtes Verweilen in Karlsbad, Franzens- und Marienbad in lebhaften Feuilletonartikeln schildert. Goethes Tagebücher haben sich ja eben für die Karlsbader Beziehungen als reichhaltige Quelle erwiesen. Unter den Kurgästen, die 1786 Goethe besonders nahe standen, hat Karpeles aber gerade die vom Dichter am meisten bevorzugte nicht genannt: die Gräfin Aloisia Lanthieri, die „Königin des Kreises", mit der Goethe, wie es scheint, dann wieder in Neapel zusammentraf. Über die schöne Gräfin Lanthieri, den Grafen Wenzel Joh. Gottfried von Purgstall, den Freiherrn von Hammer-Purgstall und den Grafen von Prokesch-Osten sind biographische und litteraturgeschichtliche Notizen zusammengestellt in Franz Ilwofs anspruchslosem Büchlein „Goethes Beziehungen zu Steiermärkern" [81]). Im Anhang berichtet er von Karl Augusts Besuch in Graz und den Schriften des steiermärkischen Schauspielers Johann Valentin Petzold. Schon Erich Schmidt hatte auf diesen „Hofkomödianten und agierenden Bauern" aus dem Ende des 17. Jahrhunderts verwiesen, der sich auf seinen Schriften Kilian Brustfleck [82]) nannte, also den Namen führte, welchen Goethe in „Hans Wursts Hochzeit" dem Erzieher des ungezogenen Bräutigams verlieh.

Hat Ilwof in lobenswertem Heimatsgefühl uns neuerdings bereits bekannte Gestalten aus Goethes Umgang vorgeführt, so verdanken wir Paul Gedans Dissertation über Johann Christian Hüttner [83]) das Lebensbild eines Mannes, der durch seine für

[81]) Graz 1898 (Druck und Verlag von Leykam).

[82]) Da dem Auftauchen des Namens so viel nachgespürt wurde (von E. Schmidt, Posner, Otto Hartwig, Werner), so darf ich vielleicht auch ein Zeugnis für sein Fortleben im Volksmunde beibringen. In einer Verhandlung des Militärbezirksgerichts Augsburg vom 14. September 1897 wurde gegen einen widersetzlichen Soldaten verhandelt, der dem verhaftenden Schutzmann nach einer Reihe derbster Schimpfwörter als letzten Trumpf höhnisch zurief: „Ich heiße Christoph Brustfleck."

[83]) Ein Beitrag zur Geschichte der Geographie. Leipzig 1898 (veröffentlicht vom Verein für Erdkunde zu Leipzig).

Karl August von 1814 bis 1829 gelieferten Berichte über alle Erscheinungen des englischen Lebens auch für Goethe wichtig geworden ist. Gedan hat die Beziehungen Hüttners zu Goethe, die auch in einem nicht unbedeutenden Briefwechsel Ausdruck fanden, leider nur ganz flüchtig gestreift. Und doch ist wahrscheinlich Goethe von diesen regelmäßigen Berichten, in die ihm Karl August Einblick gewährte, in manchem seiner Urteile über englische Dichter beeinflußt worden. Gedan hat nicht einmal daran erinnert, daß Hüttner zwischen Goethe und Luke Howard vermittelte. Freilich sucht man auch in der Hempelschen wie in der Kürschnerschen Ausgabe vergeblich nach Auskunft, wer der vermittelnde Freund gewesen ist, von dem Goethe in den meteorologischen Aufsätzen wiederholt spricht. Aber Wilhelm Vollmer hat in seiner Ausgabe des Briefwechsels zwischen Schiller und Cotta, in dem von Hüttner häufig die Rede ist, auch darauf Antwort gegeben (S. 393). Gedan scheint Vollmers Ausgabe, in der über so vieles Aufschluß zu holen ist, gar nicht zu kennen; wenigstens finde ich sie in seiner Dissertation auch da nicht angeführt, wo er Hüttners Bericht über die feindselige Stimmung der Engländer gegen Schillers „Wallenstein" und „Maria Stuart" erwähnt und von Hüttners Mitarbeit an Cottas „Allgemeiner Zeitung" spricht. Welch ausgezeichnete Quelle Vollmers Ausgabe des Schiller-Cottaschen Briefwechsels aber für die Anfänge der „Allgemeinen Zeitung" bietet, das hat ihr Geschichtsschreiber Eduard Heyck[84]) dankbar hervorgehoben. Gegen Schiller selbst erscheint Heyck dagegen etwas unbillig. Er verübelt ihm seine Zurückhaltung gegen Cottas Lieblingsunternehmen, ohne Schillers eigener Auffassung gerecht zu werden. Ja er verkennt (S. 30) völlig den Zusammenhang der Vorrede der „Horen" mit den Ideen der ästhetischen Briefe, wenn er darin eine Zurückleitung zu der vorrevolutionären Idylle sieht. Die „wahre Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes" verlor Schiller nicht aus den Augen, er glaubte aber nur auf anderem, eben dem ästhetischen Wege die unerläßliche Vorbedingung, die Bildung von Charakteren für die künftigen Verfassungen, erreichen zu können. Recht hat Heyck,

[84]) „Die Allgemeine Zeitung 1798—1898. Beiträge zur Geschichte der deutschen Presse. München 1898 (Verlag der Allgemeinen Zeitung).

wenn er sagt, die Allgemeine Zeitung sei es gewesen, welche „die so unendlich wichtige Vermählung unserer großen Dichtung mit dem Namen Cotta und dessen fortan dauernde mäcenatische Verbindung mit der gesamten deutschen Litteratur bedeutsam und folgenreich eingeleitet hat". Aber dies Mäcenatentum ist doch in allzu helles Licht gerückt, heller, als es nach den Mitteilungen in dem Buche „Schillers Sohn Ernst" berechtigt ist. Schiller war auch beim ersten Zusammentreffen mit Cotta keineswegs mehr in so ungünstiger Lage, wie Heyck es darstellt. Schiller selber hat nur eine unbedeutende Notiz zur „Allgemeinen Zeitung" beigesteuert, doch war er Mitarbeiter an Goethes Bericht über den Wallenstein in Weimar. Goethe beteiligte sich zu Schillers Erstaunen eifrig, wie Heyck meint, um dem Weimarer Referenten Böttiger den Vorsprung abzugewinnen. Dies gelang ihm indessen nicht. Hielt er auch den großen Zornbrief zurück, in dem er am 24. Dezember 1806 sich die weitere Zusendung des Blattes, das seine häuslichen Verhältnisse besprochen hatte, verbat, so führte er doch in einem am nächsten Tage an Cotta abgesandten kurzen Schreiben Beschwerde über die unschickliche Besprechung Weimarischer Verhältnisse. Am 23. Januar 1807 zeigt er sich Cotta persönlich wieder freundlich gesinnt, wiederholt aber, wie sehr seine Zeitung ihn verletzt habe.

Heyck hat diese Episode in dem Verhältnis der Allgemeinen Zeitung zu Goethe in seiner Festschrift übergehen können; bei der Sonderbetrachtung dieses Verhältnisses muß an den im 16. Bande des Goethejahrbuchs zuerst veröffentlichten Brief erinnert werden, der freilich im Grunde mehr gegen Böttiger als gegen die nach Goethes Verdacht ihm dienende Allgemeine Zeitung gerichtet ist. Nicht gegen viele Menschen legte Goethe eine so gründliche Abneigung an den Tag wie gegen Magister Ubique, aber dessen eifrige Berichterstattung folgt ihm im Tode wie im Leben; die Goethelitteratur kann und darf auf das Hilfsmittel der Böttigerschen Berichte und des Böttigerschen Briefwechsels nicht verzichten. So bringt das neueste Goethe-Jahrbuch[85]) einen kleinen Aufsatz Goethes

[85]) Goethe-Jahrbuch, herausgegeben von Ludwig Geiger. Neunzehnter Band. Mit dem dreizehnten Jahresbericht der Goethegesellschaft Frankfurt a. M. 1898 (Litterarische Anstalt Rütten und Löning).

über die im Juli 1791 von Goethe und Voigt gestiftete Freitagsgesellschaft, bei dem wieder ergänzend Böttigers Mitteilungen zur Erklärung herangezogen werden mußten. Die aus dem Jahre 1824 stammende Niederschrift Goethes ist nicht durch ihren Inhalt, sondern dadurch wertvoll, daß wir in ihr ein Bruchstück des Kommentars vor uns haben, mit dem Goethe selbst die Buchausgabe seines Briefwechsels mit Schiller auszustatten beabsichtigte. Die stark rhetorisch gefärbte Abhandlung Alfred Klaars „Schiller und Goethe" gereicht dem Jahrbuch keineswegs zur Zierde. Zwar ist Geiger wie für seine ganze mühevolle Leitung des Jahrbuchs auch dafür nur zu loben, daß er neben den für Goetheforscher bestimmten Untersuchungen auch Aufsätze bringen will, die dem weiteren Kreise der Mitglieder in mehr populärer Weise die Ergebnisse der Forschung vermitteln. Diese Aufsätze dürfen aber nicht hundertmal Gesagtes in anspruchsvoller Art wieder vortragen ohne einen einzigen fesselnden Zug in Form und Inhalt. Da der Raummangel Geiger zum Weglassen der Bibliographie drängte, so wäre besser hier gekürzt worden und von den drei Nekrologen, L. Blum, Hoffory und L. Hirzel der mittlere weggelassen worden, für dessen Aufnahme ins Goethejahrbuch wirklich jede sachliche Begründung fehlt. Klaars populärer Aufsatz ist ebenso wie die streng fachmännische Untersuchung Seufferts über Goethes „Novelle" viel zu lang und dazu langweilig, jede für sich ein Muster, wie populäre und wissenschaftliche Arbeiten nicht geschrieben werden sollen. Wahrlich, die paar Worte Adele Schopenhauers über den Goethe-Schillerischen Briefwechsel enthalten mehr als die vielen Seiten von Klaars Paraphrasierung des alten Themas. „Was mir ihr Briefwechsel mit Schiller war," schreibt Adele am 3. Januar 1810 von Bonn aus dem „lieben Vater" nach Weimar, „was er wachrief und wirkte, könnte ich vielleicht Ihnen sagen, weil mir Ihr Auge hilft, aber ich kann es nicht schreiben. Abgesehen von allem übrigen ist dies Ihr geistiges Zusammenwirken und Leben für mich eine Beruhigung, die mir das Leben überhaupt lieber macht. Mir ist manches Beispiel bekannt von befreundeten ausgezeichneten Männern, welche gemeinschaftlich ein und dasselbe Werk betrieben, keines aber von zwei Freunden, die wie Sie Beide

an ganz verschiedenen Produktionen arbeitend, einander fortdauernd fördernd zur Seite gestanden und so Einer auf des Andern Schöpfung eingewirkt hätten."

Die eine Äußerung würde genügen, um Goethes väterliche Vorliebe für die fein empfindende Schwester Arthur Schopenhauers wohl begründet erscheinen zu lassen. Ein in Goethes Nachlaß aufbewahrtes Blatt des Fürsten Pückler-Muskau, das Geiger seinen umsichtigen Erläuterungen der dreizehn Briefe Goethes an Adele und ihrer Antworten beigegeben hat, rühmt Adelens Inneres als „eine schöne Schöpfung der Natur". Wenig Mädchen, meint der weiberkundige fürstliche Beurteiler, bildeten ein Ganzes wie Adele Schopenhauer. „Diese Unbefangenheit des Gemütes, diese Naivität bei fast schauerlicher Tiefe, diese natürliche Gewandtheit im Umgange bei der Einbildungskraft, diese stille Herrschaft über sich selbst bei der bewundernswürdigsten Leichtigkeit, sich jedes Talent zu eigen zu machen und bei soviel Anlässen zur Eitelkeit." Das Urteil wird auch den Verehrern ihres großen Bruders erfreulich sein; ich führe es aber hier eigens an, weil neuerdings, unter andern auch von Rod[86]), die alte unwahre Beschuldigung wieder aufgewärmt wurde, Goethe habe in seiner zweiten Lebenshälfte nur unbedeutende Menschen in seinen Freundeskreis gezogen. Adelens Briefe würden auch ohne Pückler-Muskaus Urteil die Anklage in diesem Falle entkräften, wie sie fast in allen zusammenbricht, so bald an Stelle des willkürlich oder gehässig verzeichneten Bildes die wahrhafte Kerngestalt von Männern wie Zelter und Heinrich Meyer sich enthüllt. Erscheint aber Adele in ihren Berichten aus Köln und Bonn (über A. W. Schlegel) als anmutige Korrespondentin und zugleich begabte Schülerin Goethes in Beobachtung und Schilderung ihrer Umgebung, so giebt sich auch der alte Herr teilnehmend liebenswürdig in diesen Briefen, wie in den drei neu mitgeteilten Schreiben an Felix Mendelssohn, mit bedeutenden Aufschlüssen über das Gedicht „Die erste Walpurgisnacht", und an seine Eltern. Er spricht — ein Zeichen besonderen Vertrauens — Ottiliens Freundin gegenüber sogar von dem Tode seines Sohnes (10. Januar 1831): „Unser August ist

[86]) Essai sur Goethe. Paris 1898 (Librairie académique Didier).

nicht wieder gekommen. Wenn Geist und Charakter der Hinterbliebenen wie man fordert, solchen Fällen gewachsen sein sollen, so muß der Körper sich dabei ganz natürlich betragen und bei einer sittlichen Krise zu seiner Erhaltung eine physische erfolgen lassen.“ Manches aus dem Briefwechsel Goethes und Adeles war bereits bekannt und von Düntzer in seiner höchst lehrreichen Studie über „Goethes Beziehung zu Johanna Schopenhauer und ihren Kindern“ benutzt. Der vollständige Abdruck des Briefwechsels bietet jedoch viel an bedeutendem Neuen, und in seinem Gefolge erhalten wir auch eine ganz seltsame Aufforderung Börnes an Goethe zur Mitarbeiterschaft an der „Wage“.

Wenn Goethe an Adele über den Besuch des ihrem Bruder so tief verhaßten Hauptes der herrschenden Philosophie humorvoll schreibt: „Hegel besuchte mich auch, eher mündlich als schriftlich zu verstehen“, so stimmt das ganz zu seiner Äußerung gegen den Kanzler Müller vom 16. Juli (nicht wie Vorländer angiebt 26. Juni) 1827, Hegel selbst sage ihm besser zu als seine Philosophie. Goethe meinte in diesem Gespräch, eigentlich brauche er gar keine Philosophie, habe aber noch allenfalls genug im Vorrat. Was in diesem philosophischen Vorrat nun mit enthalten war, das hat Karl Vorländer in Bezug auf Kant klar gesichtet und überzeugend dargelegt in seiner Skizze „Goethe und Kant“, welche unter Weglassung des schwereren philosophischen Gepäcks das Wesentliche aus seinen drei Abhandlungen in Vaihingers „Kantstudien“ (1897 „Goethes Verhältnis zu Kant in seiner historischen Entwicklung“) wiederholt. Wenn Vorländer die Jahre 1794 bis 1805 als die zweite Periode in Goethes Beziehungen zu Kant heraushebt, so hat er damit schon äußerlich die Einwirkung Schillers auf Goethes philosophisches Verhalten betont. Vorländer ist weit davon entfernt, Goethe nun für Kant in Beschlag zu nehmen, wenn er auch S. 179 wohl zu scharf von Goethes Beharren auf dem Boden der Kantischen Ästhetik spricht. Er betont, daß der Pantheismus stets ein wesentliches Ferment in Goethes Weltanschauung geblieben sei, daß bis 1794 „etwas Fremdes, Unausgeglichenes zwischen Goethe und Kant, ja zwischen Goethe und Philosophie überhaupt“ herrschte, seit 1811 aber die alte Liebe zu Spinoza wieder stärker einwirkte.

Angesichts der Einseitigkeit, mit welcher Steiner den Gegensatz in Kants und Goethes Weltanschauung hervorgekehrt hat,[87]) war eine erneute vorurteilsfreie Prüfung aller vorliegenden Zeugnisse für Goethes Verhältnis zu Kant wohl geboten. Vorländer hat dabei nicht blos einen Überblick gegeben über den Bestand der philosophischen Bücherei des Goethehauses — ungefähr 220 Bände — sondern aus Goethes Handexemplaren der Kritiken der reinen Vernunft und der Urteilskraft wie der „Metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft“ vermochte er Zeugnisse für Goethes Zustimmung und Widerspruch zusammenzustellen, die jedenfalls lebhafte Teilnahme für Kants Philosophie bezeugen. „Im ganzen hat Goethe, dem Gang der Hauptgedanken folgend, die leitenden Worte durch Unterstreichung hervorgehoben.“ Im Wesentlichen bestätigt auch Vorländers Untersuchung, „wie Goethe sich immer wieder dem Geiste der Kantischen Untersuchung nähert, um sofort von demselben wieder abzugleiten“. Ich entnehme dies treffende Urteil dem Briefe, der einer kleinen und, wie sich bei seinem Verfasser Rudolf Haym von selbst versteht, meisterhaften Abhandlung gleichend, ein merkwürdiges Schreiben Goethes begrüßt und erläutert.

Im Auftrage des Erbprinzen von Weimar ist zum achtzigsten Geburtstag S. K. H. des Großherzogs Karl Alexander eine zunächst nicht für den buchhändlerischen Vertrieb bestimmte Festschrift ausgearbeitet worden.[88]) In dem durch Bernhard Suphans dankens-

[87]) Da Vorländer mit Recht sich gegen Steiners Bezeichnung Hegels als des „Philosophen der Goethischen Weltanschauung“ verwahrt, ich aber in meinem Bericht über Steiners Buch (XIII, 303) den Abschnitt „Goethe und Hegel“ übergangen habe, so muß ich mich nun dagegen schützen, daß mein Schweigen etwa als Zustimmung ausgelegt werden könnte. Ich habe Steiners Anhangkapitel „Goethe und Hegel“ nicht berührt, weil ich seinen Inhalt geradezu als eine Schrulle Steiners ansah und das positiv Fördernde hervorheben, nicht durch Polemik gegen eine ganz verfehlte Nebensache die Bedeutung des Buches herabsetzen wollte. Goethes scharfe Erklärung: „Ich mag von der Hegelschen Philosophie nichts wissen“ genügt, um Steiners Seifenblase platzen zu machen. Aber unter diesem Anhang soll man nicht sein ganzes, höchst anregendes Buch leiden lassen.

[88]) Zum 24. Juni 1898. Goethe und Maria Paulowna. Festschrift des Goethe- und Schiller-Archivs herausgegeben im Auftrage des Erbgroßherzogs Wilhelm Ernst von Sachsen. Weimar 1898 (Hermann Böhlaus Nachfolger).

werte Freundlichkeit mir zugänglichen Teile der Festschrift sind Goethes Gedichte und Briefe, deren Bedeutung Suphans „Schlußwort" sinnig charakterisiert, an Maria Paulowna zusammengestellt. Zu diesen Briefen gesellt das Goethe-Jahrbuch nun noch einen Neujahrsbrief an die Frau Erbgroßherzogin vom 3. Januar 1817. Goethe wollte aber nicht mit leeren Händen vor der hohen Frau erscheinen. So legte er dem Briefe des Dresdner Pfarrers F. Volkmar Reinhard „Kurze Vorstellung der Kantischen Philosophie" bei und begleitete Reinhards 21 Paragraphen wieder seinerseits mit einer Kritik der Kantischen Lehre. Die philosophischen Mängel dieses Goethischen Aufsatzes und seine Bedeutung als Dokument Goethischen Denkens charakterisiert Haym in seinem Briefe. Er sieht in Goethes Schreiben gleichsam eine Selbsterläuterung seiner Hymne an die Phantasie („Meine Göttin"). Erläuterungen zu verschiedenen Goethischen Dichtungen bringen die Miszellen des Jahrbuchs. Paul Hoffmann druckt die Quelle zum Schlußchor der „Fischerin" ab, Martin macht Goethes briefliche Anspielung „Erdkühlein" durch Mitteilung des „Märchens vom Erdkühlein" verständlich und Bolte unterscheidet in dem reichhaltigen Aufsatze „Goethische Stoffe in der Volkssage" mit sorgfältiger Kritik, wie weit diese volkstümlichen Darstellungen selbständig oder von Goethes Gedichten abhängig sind. Valentin Pollak prüft in einem interessanten Aufsatze die geschichtliche Richtigkeit von Goethes Darstellung der „Belagerung von Mainz". Ebenfalls in die Revolutionsjahre, doch schon ins Jahr 1792 führt uns Schüddekopfs Darstellung des Versuches, in Jena die Duelle abzuschaffen. Der ganze Vorgang, an dem Goethe als herzoglicher Kommissarius beteiligt war, bildet ein lehrreiches Kapitel in der Geschichte der Versuche, studentische Ehrengerichte einzusetzen. Mich wundert nur, daß Schüddekopf auch nicht mit einem Worte der einige Jahre später in Jena unternommenen Reformbestrebungen Fichtes dabei gedenkt. Bemerkenswert bleibt auch, daß Goethe in seinem Gutachten wohl aufs strengste gegen Schlägereien vorzugehen rät, in Bezug auf Duelle aber eigentlich nicht auf dem Standpunkte ihrer Gegner zu stehen scheint. Und selbst wenn er dem Mißbrauch des Duells auf Universitäten gesteuert wissen wollte, so hat er sich doch noch 1827 (9. August gegen Kanzler v. Müller) aufs ent-

schiedenste für grundsätzliche Beibehaltung der Duelle als einer „Garantie gegen rohe Thätlichkeiten“ ausgesprochen und von dem Richter wohlwollende Behandlung der Duellvergehen gefordert. Schüddekopf hätte im Zusammenhang dieser Dinge doch an diese spätere Äußerung Goethes erinnern sollen.

Von den Abhandlungen des neuesten Goethejahrbuchs darf Otto Pniowers Untersuchung „Zu Goethes Wortgebrauch“, die sich als eine Vorstudie zu dem von Weimar aus geplanten Goethe-Wörterbuch einführt, besonders gerühmt werden. Die von Pniower geforderte Beobachtung, „wieweit der Dichter in seinem Wortgebrauch individuell verfährt, wieweit er auf der Tradition fußt“, wird für die Bearbeiter des Goethe-Wörterbuchs in der That einer der leitenden Grundsätze sein müssen. Und wenn Pniower nach Besprechung einer Reihe von Wörtern am Schlusse hervorhebt, daß im Grunde „Goethes Sprachgefühl nichts ist als der Ausdruck seiner poetischen Kraft“, so deutet er damit zugleich auf die Notwendigkeit der Verbindung ästhetischer und lexikographischer Arbeit hin. Er selbst weist die schöpferische Sprachkunst des Dichters vor allem nach in seinem Bestreben, sich einerseits an die wurzelhafte Bedeutung der Worte zu halten, andererseits von dem übertragenen Sinn des Substantivs eine neue Bedeutung des Verbums herzuleiten. Ich erinnere mich, wie schon Michael Bernays einmal als Beispiel für die Neigung Goethes, die ursprünglich sinnliche Bedeutung der Worte wieder herzustellen, auf den Faustvers 12050 hinwies:

Die nun dorthin sich ergießet,
Überflüssig, ewig helle,
Rings durch alle Welten fließet.

Im Zusammenhange mit der Weimarischen Goetheausgabe stehen Otto Harnacks beide Beiträge zum Jahrbuch. Er kommentiert die 27 auf Kunst bezüglichen Sprüche Goethes, die er im 48. Bande der Ausgabe zum erstenmal aus der Handschrift veröffentlicht hat, und weist nach, daß wir in ihnen Vorarbeiten haben für eine Duplik gegen Schadow, „der aus Marmor Patrioten-Husarenpelze hauen muß“ (1801). Die Brunnenröhre, auf welcher ein König denkend sitzt, bezieht sich aber gewiß nicht, wie Harnack meint, auf einen Entwurf Schadows, Friedrich auf einem Sarkophag sitzend

darzustellen. Dagegen würde Goethe wahrscheinlich nichts einzuwenden gehabt haben. Schadow wird aber an die Legende angeknüpft haben, welche den großen König nach Collin gebeugt auf einem Brunnentroge sitzen läßt. Ich weiß nicht, wann das erste derartige Bild entstanden ist, wohl aber, daß solche Bilder sehr verbreitet sind. Wenn Harnack jedoch meint, daß die Erwägung von Goethes Bedenken gegen eine blos patriotisch kommandierte, von ästhetischen Rücksichten freie Denkmälerkunst gerade in unseren Tagen recht am Platze sei, so bin ich gewiß weit davon entfernt, ihm zu widersprechen. Die drei von Harnack neu mitgeteilten Bruchstücke über Elginische Marmore und das Phigalische Relief entstammen den Jahren 1817/18 und zeugen aufs neue von Goethes liebevoller Vertiefung in die Kunst des Altertums. Allein gerade diese Liebe machte ihn auch schroff ablehnend gegen Arbeiten, welche seine von Winckelmann ausgehende Auffassung des Altertums zu verwirren drohten. Als Beispiel solch schroffer Ablehnung erscheint sein Verhältnis zu Welcker, das R. Kekule von Stradonitz in einer eigenen Abhandlung auf Grund der Welckerschen Briefe an Goethe und Karoline v. Humboldt dargestellt hat. Wie Kekule vermutet, daß Goethe aus Rücksicht auf Welckers Freundschaft mit Humboldt seine scharfe Zurückweisung von Welckers Sapphostudie nicht veröffentlicht habe, so war es vielleicht auch Humboldt, der Welcker auf seinen Irrtum aufmerksam machte (vgl. S. 212 dieses Bandes). Jedenfalls freut man sich, daß die Kränkung Welcker erspart blieb, wenn man seinen Brief an Frau von Humboldt vom 21. Dezember 1809 über die „Wahlverwandtschaften" liest. Schöneres ist wohl kaum über Goethes Roman gesagt worden; der Brief sollte in keiner Einleitung zu den „Wahlverwandtschaften" fehlen.

Schließt sich so Welcker würdig der Goetheverehrung des älteren Philologenkreises, der Wolf, Gottfried Hermann, Niebuhr, Jahn, Göttling an, so tritt im 19. Bande des Goethejahrbuchs ein Führender aus der Philologenschar unserer Tage hervor, um als Weimarischer Festredner die antikisierendste unter Goethes Neudichtungen antiker Stoffe feinsinnig aus der Fülle seiner Altertumskenntnisse heraus zu erläutern. Ulrich von Wilamowitz hat in seinem Vortrage nicht blos das bis jetzt Beste zur Klar-

stellung von Goethes „Pandora“ beigebracht. Er hat in seiner Abweisung der so beliebten aber „für die Erklärung des Kunstwerks fast ganz belanglosen Fragen“ nach den Modellen für die einzelnen Personen, seiner scharf sondernden Aufstellung der Untersuchungspunkte und der lichtvollen Führung dieser Untersuchung zugleich ein methodologisches Muster gegeben, das hoffentlich für die Goethephilologie kein wirkungsloses sein wird. Den Stoff mit seinen Personen, Vorstellungen und Gedanken, wie Goethe ihn von Hesiod und aus Platons „Protagoras“ übernommen, aber unendlich vertieft und geadelt hat einerseits, die Stimmung des Dichters, aus der heraus das Werk geboren wurde, andrerseits galt es, dem Hörer und Leser deutlich zu machen. In einem symbolischen Gedichte wie Pandora können „selbst die Teile nicht vollkommen verstanden werden, wenn nicht der Gedanke erfaßt ist, der durch die Personen und die Handlung zur Darstellung gebracht werden soll“. Von selbst ergiebt sich die symbolische Bedeutung der ungleichen Titanenbrüder wie des Zwillingspaares Sorge und Hoffnung. Das liebende Paar wird durch seine Leidenschaft und seine Leiden „über das Titanische zum Menschlichen erhoben“ und dadurch würdig, den Priesterdienst bei der geheimnisvollen Lade zu thun, dem Tempel von Kunst und Wissenschaft. Diese sind es, welche nach der Enthüllung der wiederkehrenden Pandora die Versöhnung zwischen den Himmlischen, dem Reiche der Ideen, und den Zöglingen des Titanen, dem Reiche der Materie, vermitteln. Da versöhnt sich auch Prometheus und nimmt zum Zeichen dessen den Kranz vom heiligen Ölbaum, der nun endlich zum erstenmal erklärten Moria im Goethischen Schema der Fortsetzung. Gerade zur Zeit als Goethe an Pandora arbeitete, beschäftigte er sich für die Geschichte der Farbenlehre eifrig mit der Geschichte der griechischen Philosophie, und dies Studium lehrte ihn, daß zu Athen in der Akademie ein Ableger des heiligen Ölbaums von der Burg neben einem Altar des Prometheus und einem Altar des Eros stand. „Der Gott, erzählte man, trug zum Zeichen seiner Versöhnung mit Zeus den Ölkranz.“ So ist es Wilamowitz gelungen, aus dem Altertum selbst die von dem Goethischen Schema aufgegebenen Rätsel zu lösen. Aber wenn der klassische Philologe hier auf seinem

eigensten Boden sicher vorwärts schritt, so dürfen wir auch seine Kombination aus der eigentlichen Goethelitteratur als eine glückliche rühmen, der gemäß er einen Zusammenhang vermutet zwischen der „Pandora“ und dem Festspiele von 1807, das tiefere und allgemeinere Gedanken bei Goethe angeregt haben mochte, als im Theaterfestspiel selbst auszuführen Raum war. Für ihre Gestaltung bot sich die Pandorasage. Nicht so unbedingt vermag ich Wilamowitz beizustimmen, wenn er die Gründe der Nichtvollendung darin sucht, „weil der Dichter mit dieser Phase seiner Entwickelung innerlich fertig war“ und weil die selbstgewählten metrischen Schwierigkeiten im Wege standen. Die von Wilamowitz selbst entwickelte Idee von „Pandoras Wiederkunft“ konnte Goethe eigentlich in den nächsten Kriegsjahren nicht fremd werden, und die metrischen Schwierigkeiten waren doch schon in den ausgeführten Teilen überwunden. Wilamowitz findet es nicht eben rühmenswert, daß Goethe die metrischen „Kunstmittel des tragischen Stiles der Athener unserer Sprache aufzwingen“ wollte, während er die gräcisierende Behandlung der Sprache mit Recht für fruchtbar in ihren Folgen hält. Die von ihm gewünschte Sonderuntersuchung von Goethes Sprache seit der versifizierten Iphigenie im Hinblick auf den Stil der griechischen Tragödie liegt in den Arbeiten von Olbrich und Morsch bereits teilweise vor.

Das klassische Altertum und die Naturstudien wirkten auf Goethes künstlerischen wie menschlichen Bildungsgang der Art bestimmend ein, daß jede tiefere Betrachtung seines Wesens unmöglich ist ohne Berücksichtigung dieses Verhältnisses. Es kennzeichnet den bereits erwähnten „Essai sur Goethe“ von Eduard Rod, daß man in den sechs Abschnitten des Buches weder den einen noch den anderen Einfluß erwähnt findet. Wer Rods wortreichen und gedankenleeren Discours „de la Littérature comparée“ (1886) gelesen, der mußte wohl staunen, daß in den letzten Monaten öfters von Rods Goethebuch als einer bedeutenden Erscheinung der Goethelitteratur die Rede war. Offenbar hatte das selbstbewußte Vorwort, in dem Rod erzählt, wie er über seine frühere Goethebewunderung hinausgewachsen sei und nun frei von allem Goethefanatismus richten wolle, Eindruck gemacht. Es ist für den Verfasser auch höchst vorteilhaft, wenn man über dieses Vorwort nicht

hinausliest. Ich wäre der letzte, die Auswüchse der Goethelitteratur in Schutz zu nehmen, und ich sehe gar nicht ein, warum ein französischer Autor nicht unter Außerachtlassung des um Goethe angehäuften Kärrnertums sich auf Wiedergabe seiner Eindrücke von Goethes Werken beschränken sollte. Ich wollte dann weiter auch kein großes Gewicht legen auf kleinere Versehen, wie den „Professor" Nicolai in Berlin (S. 198), die erste Götzaufführung durch „Karles" Truppe (S. 100) und ähnliches. Daß Kotzebue vom Herzog von Weimar einen Jahresgehalt von 1600 Thalern bezog, war mir neu, doch ist hier vielleicht das Nichtwissen auf meiner Seite. Bedenklicher sind Irrtümer des Verfassers, welche ihn von Frau von Steins längst veröffentlichter „Dido" als einer noch ungedruckten Goethischen Dichtung sprechen lassen (S. 176). Doch nicht auf einzelne Versehen kommt es an. Eduard Rod hat nicht die entfernteste Ahnung von Goethes menschlicher und künstlerischer Persönlichkeit, er zeigt indessen auch nicht den guten Willen unbefangener Beobachtung, sondern macht hämisch aus allem Zerrbilder. So weit sind wir Dank den Arbeiten Schölls heute denn doch, daß jemand, der Goethes erstes Jahrzehnt in Weimar „des années vides, des années de paresse, de plaisirs médiocres, de tâtonnements perdus" schilt, nicht mehr ernst genommen werden kann. Rod erklärt im Eingang und am Schlusse seines Buches, Goethe verliere bei genauerer Betrachtung. Bisher hat sich vielmehr herausgestellt, daß viele scheinbar begründete Vorwürfe bei genauerer Kenntnis der Verhältnisse zerflatterten. Rod betrachtet zuerst „Dichtung und Wahrheit", les mémoires, in denen er Rousseaus Naivität, Aufrichtigkeit und Offenheit (candeur) vermißt. Goethe hätte seine Eindrucksfähigkeit, wenn er sie je besaß, bei ihrer Abfassung schon verloren, und sein Olympiertum veredelte nicht seine Natur, die Flecken (taches), welche auf seinem Charakter wie auf seinen Werken liegen. Er selbst sei frei von romantischen wie sentimentalen Gefühlen, aber im „Götz" brach la crise romantique, wie im „Werther" der Mode folgend la crise sentimentale, bei ihm aus. Das Urteil Rods, Goethe a compris le Goetz à travers Rousseau ist wirklich das einzig treffende Urteil im ganzen Buche; es wird aber aufgehoben durch

das gleich folgende, völlig verkehrte, Goethes Götz bleibe un homme de la fin du XVIIIe siècle, qui a lu le Contrat social et l'Émile. Rod glaubt Goethes Drama zu vernichten, indem er den geschichtlichen Raubritter Götz so schlecht wie möglich macht. Andererseits sucht er beim „Werther" nachzuweisen, daß Goethe den Gefühlen, die er beschrieb, stets fremd geblieben sei. Er war eben mehr ein Schriftsteller als ein Mensch, „exploitant la plume à la main d'une aventure assez insignifiante, secondé par la bonne volonté de tous". Man kann solche gehässige Verkennung nur noch überbieten durch die Erklärung (S. 255), Goethes Dilettantismus habe es verhindert, ein einziges chef d'œuvre zu Stande zu bringen, obwohl er über alle Elemente dazu verfügte. „Die natürliche Tochter" ist eines der „pièces d'ordre inférieur, qui ne portent point sa marque", „die Geschwister" können nur lehren, wie tief ein begabter Dichter zu sinken vermöge. „Quand Goethe interrompit ses rêveries érotiques ou ses méditations païennes pour formuler en distiques ces banales réflexions des Épigrammes vénitiennes" . . . Ich denke diese aus den verschiedenen Abteilungen des Buches gewählten Proben genügen, um diese sine studio sed cum ira geschriebene Entstellung von Goethes Bild zurückzuweisen. Der rühmliche Fleiß französischer Forscher hat in den letzten Jahren auf dem Gebiete der deutschen Litteraturgeschichte wie im besondern der Goethelitteratur eine Reihe tüchtiger und in Deutschland freudig anerkannter Leistungen zu Tage gefördert; in ihrer Reihe ist für Rods Buch kein Raum.

Doch nicht mit dieser Abweisung möchte ich unsere diesmalige Betrachtung schließen. Bereits als ich ihre Niederschrift begann, hatte ich mir, durch des Verfassers Freundlichkeit dazu in den Stand gesetzt, eine kleine Schrift Bernhard Suphans zur Besprechung vorgemerkt, nicht ahnend, mit welch wehmütigem Gefühle ich sie noch zur Hand nehmen sollte. Und doch gereicht es mir zur schmerzlichen Befriedigung, daß sie mir nun ein Recht verleiht, auch an dieser Stelle und im Rahmen unserer Betrachtungen dem Empfinden Ausdruck zu geben, das beim Abschluß dieser Übersicht (Anfang August) übermächtig alles andere zurückdrängen mußte. Der Titel von Suphans Blättern lautet: „Goethe und

Bismarck".[89]) Schon vor elf Jahren ist, wie Suphan erzählt, von Richard Neubauer ein Büchlein „Goethe über Bismarck" erschienen, in dem alles zusammengestellt ward, was in Goethes Schriften und Unterhaltungen als Prophezeihung auf Bismarck ausgelegt werden könnte.[90]) Suphan geht aus von einem Briefe, in dem Bismarck der Großherzogin Sophie nach Einweihung des Goethe-Schiller-archivs dankt für „die Übersendung der Medaille zu Ehren der für das geistige und nationale Leben Deutschlands seit einem Jahrhundert fruchtbaren Stätte". Und Bismarck, der sich einmal bereit erklärte, „mit sieben oder acht Bänden von den vierzig Goethes eine zeitlang auf einer wüsten Insel zu leben", der in seinen Reden mit auffallender Vorliebe Goethische Äußerungen anführte, sprach mit diesem Danke eigene Empfindung und Erfahrung aus. „Der größte Staatsmann der Deutschen," schreibt Suphan, „ist ja zugleich auch einer ihrer größten Schriftsteller; in dem, was er spricht und schreibt, hat die Seele des deutschen Volkes Gestalt angenommen. Wir dürfen ihn getrost zu Luther, zu Goethe und Schiller gesellen." „Aus gröberem Stoffe" als den Dichter schafft die Natur den Reformator und Staatsmann, aber wie viele Worte, die Goethe dem Freunde widmete, dessen „Mut den Widerstand der stumpfen Welt besiegte", dem „der Geschichte Flut auf Fluten schwollen", sie gelten unverändert von dem Heros der völkererrettenden That wie von dem heroischen Tragiker:

„Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritte
Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß."

Wollen wir aber auch jenes andere geflügelte Wort aus Goethes Nachruf an Schiller gebrauchen, so mögen wir uns fort und fort dabei erinnern, daß wir zu dem stolzen Bewußtsein: „Er war unser!" dem Dichter wie dem Staatsmann gegenüber nur das Recht behalten, wenn und so lange wir, jeder in seinem engen Kreise, wirken in dem großen Sinn, der jene belebte und aus ihren Werken mahnend zu den Nachkommen spricht.

---

[89]) Zum 1. April 1898. Weimar 1898 (Sonderdruck des Feuilletons der Weimarischen Zeitung).

[90]) Eine Abhandlung „Goethe und Bismarck" eröffnet soeben auch das erste (Oktober-) Heft von J. E. von Grotthuß Monatsschrift „Der Türmer".

III. Einsendungen.

Vom 1. Januar bis 30. April 1898 wurden nachstehende Schriften dem Hochstift eingesendet. Allen Herren Einsendern sei an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen.

Die mit † bezeichneten Schriften werden im Austausche gegen die Hochstiftsberichte geliefert, die mit * bezeichneten sind Geschenke; ist der Geber nicht besonders angeführt, so ist es der Verfasser, beziehungsweise Verein, Hochschule u. s. w.

Litteratur.

*Pochhammer, P. Dante und Faust. 1898.

* — Dante und die Schweiz. Ein Wort an Einheimische und Fremde. 1896.

*Zorrilla, J. Don Juan Tenorio. Verdeutscht und eingeleitet von J. Fastenrath. 1898.

*Goethe The tragedy of Faust in English by Thos. E. Webb. 1898. Gesch. des Herrn Prof. Valentin.

*Schmidt, Erich. Volksschauspiele aus Tirol. S.-A. a. d. Arch. f. d. Stud. d. neueren Sprachen. 1894.

*Witkowski, Gg. Die Handlung des II. Teils von Goethes Faust. Akademische Antrittsvorlesung. 1898.

*Mirus, Ad. Das Körner-Museum im Körner-Hause zu Dresden sowie Schloß Löbichau mit seinen Erinnerungen. 1898.

Biographie.

*Fresenius, Heinr. Zur Erinnerung an R. Fresenius. 1897.

Philosophie.

*Stern, Paul. Einfühlung und Association in der neueren Ästhetik. Ein Beitrag zur psychologischen Analyse der ästhetischen Anschauung. Hamburg, L. Voß, 1898. Beiträge zur Aesthetik hrg. v. Th. Lipps u. R. M. Werner V.

Kunst.

* Schaefer, Gg. Kunstdenkmäler im Großherzogthum Hessen. Provinz Starkenburg. Ehemaliger Kreis Wimpfen. Mit Abbildungen. Darmstadt, 1898.

Chemie.

* Schiller-Tietz. Neue Wege der Gährkunde und die Maltonweine. Sammlg. gemeinverständl. Vorträge hrg. v. R. Virchow. Hft. 287/88. 1898.

Statistik.

* Tabellarische Übersicht betreffend den Civilstand der Stadt Frankfurt a. M. i. J. 1897.



IV. Veränderungen im Mitgliederbestande

in der Zeit vom 1. Januar bis 30. April 1898.

Neu eingetreten:

(Beitrag, wenn nicht besonders bemerkt, Mk. 8.—, bei Auswärtigen Mk. 6.—, Mehrbeträge werden dankend besonders verzeichnet.)

1. Alexander Berg, Dr. jur., Rechtsanwalt, hier.
2. Theodor Engerer, Königl. Bankkassier, München.
3. Isaak Heinemann, Dr. phil., Lehrer, hier.
4. Moritz Meyer, Dr. jur., Referendar, hier.
5. Rudolf Porsch, Dr. phil., hier.

5 Mitglieder haben ihren Austritt erklärt.



Berichtigung.

Seite 59 ist unter „Sektion für Neuere Sprachen" hinzuzufügen: Zum Schriftführer wurde gewählt Herr Oberlehrer Dr. Caro.

Register.

